

Zeitschrift für Kanada-Studien

Im Auftrag der
Gesellschaft für Kanada-Studien
herausgegeben von

Katja Sarkowsky
Martin Thunert
Doris G. Eibl

39. Jahrgang 2019



Herausgeber der *Zeitschrift für Kanada-Studien* (ZKS) ist die
GESELLSCHAFT FÜR KANADA-STUDIEN
vertreten durch Vorstand und Wissenschaftlichen Beirat

Vorstand

- Prof. Dr. Kerstin Knopf, Universität Bremen, Fachbereich 10: Sprach- und Literaturwissenschaften,
Professur für Postcolonial Literary and Cultural Studies, Universitätsboulevard 13 / Gebäude
GW 2, Raum B 3120, D-28359 Bremen
- Prof. Dr. Ludger Basten, Technische Universität Dortmund, Fakultät 12: Erziehungswissenschaft
und Soziologie, Institut für Didaktik Integrativer Fächer, Lehreinheit Wirtschafts- und Sozial-
geographie, August-Schmidt-Straße 6, D-44227 Dortmund
- Albert Rau M.A. Studiendirektor i. K., Auf der Pehle 44, D-50321 Brühl

Wissenschaftlicher Beirat

- Sprache, Literatur und Kultur im anglophonem Kanada:* Prof. Dr. Brigitte Johanna Glaser, Georg-
August-Universität Göttingen, Seminar für Englische Philologie, Käte-Hamburger-Weg 3,
D-37073 Göttingen
- Sprache, Literatur und Kultur im frankophonen Kanada:* Prof. Dr. Hans-Jürgen Lüsebrink, Universität
des Saarlandes, Fakultät 4 – Philosophische Fakultät II, Romanistik, Campus A4 -2, Zi. 2.12,
D-66123 Saarbrücken
- Frauen- und Geschlechterstudien:* Prof. Dr. Jutta Ernst, Johannes Gutenberg-Universität Mainz,
Amerikanistik, Fachbereich 06: Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft, An der Hoch-
schule 2, D-76726 Germersheim
- Geographie und Wirtschaftswissenschaften:* Prof. Dr. Barbara Hahn, Julius-Maximilians-Universität
Würzburg, Lehrstuhlinhaberin des Lehrstuhls für Wirtschaftsgeographie, Institut für Geogra-
phie und Geologie, Humangeographie, Am Hubland, D-97074 Würzburg
- Geschichtswissenschaften:* PD. Dr. Andrea Strutz, Cluster Geschichte der Ludwig Boltzmann Gesell-
schaft, c/o Karl-Franzens-Universität Graz, Institut für Geschichte, Attempsgasse 8/II,
A-8010 Graz
- Politikwissenschaft und Soziologie:* Prof. Dr. Christian Lammert, John-F.-Kennedy-Institut, FU Berlin,
Lansstraße 7-9, D-14195 Berlin
- Indigenous and Cultural Studies:* Dr. Michael Friedrichs, Wallgauer Weg 13 F, D-86163 Augsburg

Herausgeberinnen und Herausgeber

- Prof. Dr. Katja Sarkowsky, American Studies, Universität Augsburg, Universitätsstr. 2, 86159 Augs-
burg, Germany (*verantwortlich für den Aufsatzateil*) katja.sarkowsky@philhist.uni-augsburg.de
- PD Dr. Martin Thunert, Universität Heidelberg, Heidelberg Center for American Studies,
Hauptstraße 120, 69117 Heidelberg (*verantwortlich für das Forum*)
mthunert@hca.uni-heidelberg.de
- Dr. Doris G. Eibl, Universität Innsbruck, Institut für Romanistik, Innrain 52, A-6020 Innsbruck,
Österreich (*verantwortlich für den Rezensionsteil und den französischsprachigen Aufsatzateil*)
doris.g.eibl@uibk.ac.at

Articles appearing in this Journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Einzelpreis 19,80 €

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek

The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie;
detailed bibliographic data are available in the Internet at <http://dnb.dnb.de>.

ISSN 0944-7008

ISBN 978-3-95786-200-6

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der
Übersetzung, vorbehalten. © Wißner-Verlag, Augsburg 2019

Redaktion und Lektorat: Dr. Michael Friedrichs, Lektorat Französisch: Dr. Doris G. Eibl

EDITORIAL

2017 begann der Streaming-Anbieter Hulu mit der Ausstrahlung einer Serienverfilmung von Margaret Atwoods Roman *The Handmaid's Tale* (1985), der dystopischen Darstellung einer nahen Zukunft, in der die USA weitestgehend durch die theokratische Republik Gilead ersetzt wurde, in der die Umwelt nuklear verseucht ist und in der die demokratischen Institutionen durch eine Theokratie ersetzt sowie die wenigen noch fruchtbaren Frauen zu Gebärmaschinen degradiert wurden. Die Serie – insbesondere die erste Staffel – wurde von der Kritik hochgepriesen und war beim Publikum außerordentlich erfolgreich; Hulu hat mittlerweile die Produktion einer dritten Staffel angekündigt. Diese Serienverfilmung von Atwoods Roman war nicht die erste Adaption, bereits 1990 nahmen sich Volker Schlöndorff und Harold Pinter des Stoffes an. So unterschiedlich diese filmischen Interpretationen des Romans auch sein mögen, so teilen sie doch eine Grundentscheidung: Das Schlusskapitel der Romanvorlage wird filmisch nicht berücksichtigt. Wird der Roman durchweg aus der Perspektive von Offred, einer der ‚Mägde‘ – hohen Offizieren zu Fortpflanzungszwecken zwangzugeteilte Frauen – erzählt, so ist das Setting in den vom Roman abgesetzten abschließenden zwölf Seiten, den „Historical Notes“, ein geschichtswissenschaftlicher Kongress im mittlerweile etablierten Feld der „Gileadean Studies“, der sich im Jahr 2195 mit Offreds Erzählung auseinandersetzt. In diesem Kapitel, das aus dem unvollständigen Transskript eines Vortrages zur Entdeckung der Kassetten, auf denen Offred heimlich ihre Geschichte aufnahm, besteht, geht es weniger um ihre Erfahrung als um deren Nutzen für das Verständnis des Systems ‚Gilead‘. Als ‚historisch relevant‘ gilt die Politik, nicht die von Gewalt geprägte Alltagserfahrung von Frauen in Gilead; die Schilderung von Offreds Erfahrungen scheint dem Referenten Prof. Pieixoto zu unambitioniert und begrenzt: „She could have told us much about the workings of the Gileadean empire, had she had the instincts of a reporter or a spy“ (Atwood, 309). Nicht nur zählt die im Roman geschilderte Alltagserfahrung von Erniedrigung und Gewalt nicht als Geschichte; sie findet auch keinen Eingang in die wissenschaftliche Einschätzung weiblicher Handlungsfähigkeit in einer theokratischen Diktatur.

Wie vielfach hervorgehoben wurde, kritisiert Atwood hier nicht nur eine bestimmte Art akademischen Erkenntnisinteresses aus einer feministischen Perspektive, sondern stellt vor allem zentrale Fragen nach dem Verständnis von ‚Geschichte‘ und nach dem Zustandekommen dessen, was im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, von Materialität und Textualität, von individueller Erfahrung und Verallgemeinerbarkeit als solche anerkannt wird. Auch wenn die auf dem fiktiven Historikerkongress rekonstruierte und diskutierte ‚Vergangenheit‘ aus Sicht der Leserin zur Zeit der Romanpublikation 1985 eine rein imaginierte dystopische Zu-

kunft ist, so verleiht diese kurze Schlussequenz Atwoods Roman dennoch Aspekte dessen, was Linda Hutcheon 1988 als „historiographische Metafiktion“ definierte. Hutcheon bezeichnete damit bekanntermaßen ein postmodernes Romangenre, das sich nicht nur durch Selbstreflexion, sondern vor allem durch seine Verwischung von Fiktion und Geschichtsschreibung sowie die Reflexion über die Möglichkeiten des zuverlässigen Schreibens von und über die Vergangenheit auszeichnete. Historiographische Metafiktion, so Hutcheon, habe mit zeitgenössischer Geschichtsschreibung gemein, dass sie eine „Präsenz der Vergangenheit“ anbiete, dass diese Vergangenheit jedoch nur durch ihre Texte (im weitesten Sinne) erfahrbar sei, durch „Spuren“ sozusagen, seien diese nun literarisch oder historisch (Hutcheon 1989, 4). Geschichte und Geschichten, wie schon Hayden White in seinen Buch *Metahistory* (1973) zeigte, fungieren als verwandte Ordnungssysteme historischer und kultureller Selbstvergewisserung.

Wenn auch dieses auf ein Narrativ zentrierte Verständnis von Geschichte nicht unwidersprochen blieb, so zeigen doch nicht zuletzt die Auseinandersetzungen rundum die 150-Jahr-Feier der kanadischen Föderation (s. den Forumsbeitrag von Martin Thunert in der Zeitschrift für Kanada-Studien 38, 2018), wie kontrovers Inhalt, Form und Zweck historischer Erinnerung sind. Das Thema der GKS-Jahrestagung 2018 „GeschichteN – HiStories – HistoireS“ suchte der Vielschichtigkeit, Breite und andauernden Relevanz dieser Kontroversen gerecht zu werden; vier der fünf in dieser Ausgabe publizierten Artikel gehen auf Beiträge zur Jahrestagung zurück.

Sophie Dubois diskutiert in „Le mythe qui fuit : Refus global et la lignée familiale“ zwei Rezeptionen des automatistischen Manifests *Refus Global* (1948) aus den 1990ern und 2010ern. *Refus Global* – in seiner anti-Establishment- und antiklerikalen Stoßrichtung – wurde kulturgeschichtlich als Symbol des Eintritts der Provinz Quebec in die Moderne gewertet und seit den 1960er Jahren mehrfach zum Objekt von Adaptationen und Umdichtungen. Der Beitrag analysiert mit dem Dokumentarfilm *Les enfant de Refus global* (1998) von Manon Barbeau und dem Roman *La femme qui fuit* (2015) von Anaïs Barbeau-Lavalette zwei Verarbeitungen des in den 1960er Jahren zum Mythos gewordenen Manifests, die sehr unterschiedlich rezipiert wurden, und fragt, welchen Einfluss die Art der Umschreibung möglicherweise auf deren Rezeption hat.

Franca Iacovettas Beitrag „Writing Women’s Community-based Pluralism into the History of Canadian Multiculturalism“ analysiert einen Aspekt der Geschichte eines community-basierten, pluralistischen Aktivismus von Frauen anhand der Kulturprogramme und sozialpädagogischen Interventionen des *International Institute of Metropolitan Toronto*. Das *Institute*, eine nach dem zweiten Weltkrieg gegründete liberale Wohlfahrtsorganisation, die sich der Integration von Immigrant*innen und dem kulturellen Pluralismus verschrieben hatte, dient hier als Beispiel eines „zweischneidigen Pluralismus“. Die Agenda des *Institute*, so Iacovetta, war gekennzeichnet von Widersprüchen, von wohlmeinender Unterstützung und eurozentrischen Herange-

hensweisen, die sie anhand von Veranstaltungsbeispielen und Fallgeschichten herausarbeitet.

Helga Bories-Sawala stellt in ihrem Beitrag „Début. Il n'y avait pas grand-chose. Seulement des Indiens vivaient ici! Le rôle des Premières Nations dans la conscience historique de jeunes Québécois“ die Frage nach der Präsenz der indigenen Bevölkerung in der Geschichtswahrnehmung von frankophonen und anglophonen, indigenen und nicht-indigenen Schülerinnen und Schülern in Quebec sowie nach der jeweiligen Konstruktion eines ‚wir‘ im Gegensatz zum ‚Anderen‘. Dies wird anhand eines Korpus von Schüleraufsätzen aus unterschiedlichsten Schulen in der Provinz Quebec mit einem Schwerpunkt auf der Wahrnehmung und Darstellung der indigenen Bevölkerung in den Essays und Zeichnungen der Kinder und Jugendlichen untersucht.

Micheline Cambrons Artikel „Les récits de l'histoire ou le récit des histoires ? L'irréductibilité des mémoires des rébellions de 1837–38 dans l'historiographie, la vulgarisation et la fiction“ widmet sich der ‚Geschichtsschreibung‘ in ihrer Analyse unterschiedlicher Darstellungen der Aufstände französisch-kanadischer Nationalisten in den Jahren 1837–1838 gegen die britische Krone und den politischen Status quo.

Der abschließende Beitrag „Michif loss and resistance in four Metis communities. Kahkiyaw mashchineenaan, ‘All of us are disappearing as in a plague‘“ von Maria Mazzoli greift eine soziolinguistische Fragestellung auf. Mit Blick auf den voranschreitenden Sprachverlust in indigenen *communities*, aber auch auf die insgesamt inzwischen systematischeren Bemühungen um eine Umkehr dieser kulturell und politisch dramatischen Entwicklung konzentriert sich Mazzoli auf das Michif und verbindet in ihrer 2017 durchgeführten Untersuchung die Sprachbeschreibung mit der Analyse von wiederkehrenden Mustern im Sprachverlust und diversen Strategien der Stärkung des Michif in vier Metis-*communities* in Kanada und den USA.

Dem Aufsatzteil folgen ein ausführliches Werkinterview mit Aritha van Herk, Autorin von wichtigen Romanen wie *Judith* (1978), *No Fixed Address* (1986) und *Restlessness* (1998), geführt 2017 von Ekaterina Kozlova anlässlich eines Aufenthalts der Autorin in Deutschland, sowie ein Forumsbeitrag von Steffen Schneider mit dem Titel „Zurück in die Zukunft? Québec nach den Provinzwahlen vom 1. Oktober 2018“, in dem er die politischen Implikationen und Tragweite dieser Wahl analysiert. Schneider interpretiert das überraschende Wahlresultat in Quebec zu Recht als „historische Zäsur“, denn, so Schneider, „zum ersten Mal seit mehr als sechzig Jahren regieren künftig nicht die Liberalen (PLQ) oder der separatistische Parti Québécois (PQ), sondern mit der Coalition Avenir Québec (CAQ), eine erst seit 2011 existierende Mitte-Rechts-Formation, deren Chef François Legault das Thema einer Sezession Québécs im Wahlkampf dezidiert vermieden hatte“. Das Thema Wahlen dominierte 2018 die kanadische Politik und wird uns auch 2019 nicht loslassen. Neben dem überraschenden Ausgang der Wahlen in Quebec hatte bereits die Wahl in Kanadas

größter Provinz Ontario am 8. Juni 2018 zu einem Regierungswechsel der besonderen Art geführt: Wahlgewinner war die Progressive Conservative Party unter Doug Ford, dem Bruder des verstorbenen ehemaligen Oberbürgermeister von Toronto, Rob Ford. Doug Ford, der im Wahlkampf von kanadischen Medien oft mit US-Präsident Donald Trump verglichen wurde, regiert nunmehr die wirtschaftlich wichtigste Provinz des Landes, in der ein Drittel der kanadischen Bevölkerung lebt, mit einer komfortablen Parlamentsmehrheit. Seine konservative Partei gewann mit einem Stimmenanteil von 40 % über 70 der 124 Sitze im Parlament. 15 Jahre hatte die Liberal Party Kanadas größte Provinz dominiert. Nun konnte sie mit 20 % der Stimmen weniger als 10 Sitze retten und wurde auch von der New Democratic Party (NDP) deutlich geschlagen. Wenngleich Bundes- und Landespolitik in Kanada weit mehr entflochten sind als z. B. in Deutschland, sind beide Wahlresultate kein gutes Zeichen für Premierminister Trudeau, der sich im Oktober 2019 selbst den Wähler*innen stellen muss. Die – zumindest in ihrer Deutlichkeit – überraschenden Wahlresultate in den beiden bevölkerungsreichsten Provinzen des Landes unterstreichen, dass Kanada vielleicht doch nicht der Hort politischer Stabilität in Nordamerika ist, für den es in den vergangenen Jahren gehalten wurde.

Nach den letzten Umfragen aus dem Jahr 2018 liegt Trudeau's Liberale Partei nur noch wenige Prozentpunkte (zwischen 1 % und 4 %) vor der Conservative Party of Canada von Andrew Scheer. Die NDP unter Jagmeet Singh liegt bei ca. 15 %, der Bloc Québécois bei unter 5 %, die Grünen zwischen 4 und 7 % und die von den Konservativen durch Maxime Bernier abgespaltene People's Party of Canada (PPC) bei 0,5–2 %. Bei der Frage, wen sie als Premierminister bevorzugen, führt Justin Trudeau indes noch mit ca. 15 % Vorsprung vor Andrew Scheer. Doch die Euphorie im Land über den liberalen, offenen, einwanderungsfreundlichen und toleranten Premier hat spürbar nachgelassen. Seine weltoffene Einstellung und sein Charme verfangen zwar noch immer bei vielen Kanadierinnen und Kanadiern, die Trudeau als Gegenmodell zu Trump sehen, doch mit einigen seiner Entscheidungen des vergangenen Jahres hatte Trudeau keine glückliche Hand: die Einladung auf die Karibikinsel eines befreundeten Milliardärs, seine ausgefallene Kleiderwahl beim Staatsbesuch in Indien usw. Doch am Ende wird die wirtschaftliche Stimmungslage die Wahl entscheiden und auch hier ziehen Wolken auf: Der Anteil derjenigen Kanadier*innen, die sich selbst als der Mittelschicht zugehörig verstehen, ist seit der Jahrhundertwende von 70 auf 45% gesunken, was andeutet, dass sehr viele Kanadier*innen – wie US-Amerikaner*innen – eine zutiefst pessimistische Sicht auf ihre persönliche wirtschaftliche Zukunft haben. Nur jede*r achte Kanadier*in denkt heute, dass es ihr oder ihm besser geht als vor einem Jahr. Nur jede*r Achte denkt, dass die nächste Generation ein besseres Leben genießen wird. Doug Ford gewann in Ontario nicht zuletzt dank der Unterstützung männlicher Wähler aus der Arbeiterschaft – aber auch dank der männlichen Angehörigen der noch jungen ‚Millennial‘-Generation. Frauen dieser Generation bevorzugten die New Democratic Party

(NDP) mit einem Vorsprung von 25 Punkten. Die Frauen in dieser Gruppe, die nicht für die NDP stimmten, blieben in Ontario weitgehend zu Hause.

Selbst ein bedeutender Teil der in den letzten Jahren eingewanderten Kanadierinnen und Kanadier, viele von ihnen nicht-weißer Herkunft, zeigt in Befragungen an, dass sie bei den Bundeswahlen im Oktober 2019 die Konservativen wählen werden. Bei der für Trudeau triumphalen Bundeswahl 2015 waren die Stimmenunterschiede nach Geschlecht in allen Altersgruppen nur sehr schwach ausgeprägt. In den neueren Umfragen halten die Konservativen einen 17-Punkte-Vorsprung unter Männern aller Altersgruppen außer bei Senioren – eine signifikante Veränderung in nur drei Jahren. Die Konservativen liegen gegenüber den Liberalen und den Neuen Demokraten auch bei Wähler*innen vorn, die sich selbst als der Arbeiterschicht zugehörig fühlen, und die Partei hat überwältigende Unterstützung bei Kanadier*innen, die über keine Universitätsabschlüsse verfügen und sich durch das Verschwinden der verarbeitenden Industrie zurückgelassen fühlen. Trotz dieser Entwicklungen ist es recht wahrscheinlich, dass die Liberal Party Trudeau's stärkste Partei bleiben wird, aber vielleicht ohne absolute Mehrheit. Wie dem auch sei: Auch in Kanada stehen einige Pulverfässer des Populismus. 2019 könnte sie entzünden oder auch nicht. In einem Jahr wissen wir mehr. Es könnte sein, dass Margaret Atwood sich zukünftig nun auch mit hausgemachten, wenngleich weniger religiös-fundamentalistisch als populistisch geprägten ‚Gilead‘-Phänomenen in Ontario und vielleicht auch in ganz Kanada literarisch und publizistisch auseinandersetzen muss. Kanada, die kanadische Zeitgeschichte und damit auch die Kanada-Studien bleiben nicht nur spannend, sondern auch über den unmittelbar kanadischen Kontext hinaus relevant.

Katja Sarkowsky

Martin Thunert

Doris G. Eibl

Bibliographische Verweise

Atwood, Margaret, 1986, *The Handmaid's Tale*, New York: Houghton Mifflin Harcourt.

Hutcheon, Linda, 1989, "Historiographic Metafiction Parody and the Intertextuality of History," *Intertextuality and Contemporary American Fiction*, ed. P. O'Donnell/Robert Con Davis, Baltimore: Johns Hopkins University Press, 3-32.

White, Hayden, 1973, *Metahistory: The Historical Imagination in Nineteenth Century Europe*, Baltimore: Johns Hopkins University Press.

Inhalt

Artikel/Articles/Articles

SOPHIE DUBOIS	Le mythe qui fuit : <i>Refus global et la lignée familiale</i>	10
FRANCA IACOVETTA	Writing Women's Community-based Pluralism into the History of Canadian Multiculturalism	28
HELGA BORIES-SAWALA	« Début. Il n'y avait pas grand-chose. Seulement des Indiens vivaient ici. » Le rôle des Premières Nations dans la conscience historique de jeunes Québécois	46
MICHELINE CAMBRON	Les récits de l'histoire ou le récit des histoires ? L'irréductibilité des mémoires des rébellions de 1837–38 dans l'historiographie, la vulgarisation et la fiction	65
MARIA MAZZOLI	Michif loss and resistance in four Metis communities Kahkiyaw mashchineenaan, "All of us are disappearing as in a plague"	96
EKATERINA KOZLOVA	Movement beyond Roads and Writing beyond Fiction An Interview with Aritha van Herk	118

Forum

STEFFEN SCHNEIDER	Zurück in die Zukunft? Québec nach den Provinzwahlen vom 1. Oktober 2018	129
-------------------	--	-----

Besprechungen/Reviews/Comptes rendus

HORST WALTER BLANKE	Peter H. Russell, <i>Canada's Odyssey. A Country Based On Incomplete Conquests</i>	138
HELGA BORIES-SAWALA	Marc-André Ethier/Vincent Boutonnet/Stéphanie Demers/David Lefrançois, unter Mitarbeit von Frédéric Yelle und Cathérine Déry, <i>Quels sens pour l'histoire? Analyse et critique du nouveau programme d'histoire du Québec et du Canada</i>	139
NINA REUTHER	Dylan Robinson/Keavy Martin (eds.), <i>Arts of Engagement. Taking Aesthetic Action In and Beyond the Truth and Reconciliation Commission of Canada</i>	141
MICHAEL FRIEDRICH	Kim Anderson/Maria Campbell/Christi Belcourt (Hg.), <i>Keetsahnak: Our Missing and Murdered Indigenous Sisters</i>	144
ALEXANDRA GANSER	Melissa Tanti/Jeremy Haynes/Daniel Coleman/Lorraine York (eds.), <i>Beyond "Understanding Canada": Transnational Perspectives on Canadian Literature</i>	146

ALEXANDRA GANSER	Cecilia Morgan, <i>Travellers through Empire: Indigenous Voyages from Early Canada</i>	148
BRIGITTE JOHANNA GLASER	Roland Sintos Coloma/Gordon Pon (eds.), <i>Asian Canadian Studies Reader</i>	149
BRIGITTE JOHANNA GLASER	Eddy Kent/Terri Tomsky (eds.), <i>Negative Cosmopolitanism: Cultures and Politics of World Citizenship after Globalization</i>	151
PETER KLAUS	Jean-François Côté, <i>La renaissance du théâtre autochtone. Métamorphose des Amériques I</i>	153
HANS-JÜRGEN LÜSEBRINK	Lucie Hotte/François Paré (dir.), <i>Les littératures franco-canadiennes à l'épreuve du temps</i>	155
YVES LABERGE	Denis Vaugeois, <i>L'Amour du livre. L'édition au Québec, ses petits secrets et ses mystères</i>	158
YVES LABERGE	Aurélien Boivin (dir.), avec la collaboration de Mylène Bédard/Hervé Guay/Jonathan Livernois/Jacques Paquin, <i>Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec. 1991-1995</i> , tome 9	159
YVES LABERGE	Normand Baillargeon (dir.), <i>Là-haut, il n'y a rien</i>	161
MARIA LÖSCHNIGG	Irena R. Makaryk/Kathryn Prince (eds.), <i>Shakespeare and Canada: Remembrance of Ourselves</i>	162
KIRSTEN SANDROCK	Tony Tremblay (ed.), <i>New Brunswick at the Crossroads: Literary Ferment and Social Change in the East</i>	165
LENA SCHNEIDER	Libe García Zarzanz, <i>TransCanadian Feminist Fictions: New Cross-Border Ethics</i>	166
JULIA VELTEN	Marlene Goldman, <i>Forgotten: Narratives of Age-Related Dementia and Alzheimer's Disease in Canada</i>	167
AUTOR(INN)EN UND REZENSENT(INN)EN		170
HINWEISE FÜR AUTOR(INN)EN		171

SOPHIE DUBOIS

Le mythe qui fuit : *Refus global* et la lignée familiale¹

Résumé

Dans l'*histoire culturelle du Québec*, la parution du manifeste automatiste *Refus global* fait office de symbole de l'entrée de la province dans la modernité. Érigé en mythe à partir des années 1960, cet événement fait ponctuellement l'objet de réappropriation ou de réécriture. Cet article analyse deux de ces incarnations qui ont pour particularité d'être reliées par la filiation familiale : le documentaire *Les enfants de Refus global* (1998) de Manon Barbeau, fille de Marcel Barbeau et de Suzanne Meloche, membres du groupe automatiste, et le roman *La femme qui fuit* (2015) d'Anais Barbeau-Lavalette, fille de Manon et petite-fille de Suzanne, figure centrale du roman. On examinera comment chacune des deux œuvres reprend le mythe entourant *Refus global* et dans quel but, mais on tentera aussi d'expliquer pourquoi le premier a provoqué une polémique, alors que le deuxième a reçu un accueil élogieux. Le mode de réécriture du mythe a-t-il eu une influence sur la réception de ces œuvres ?

Abstract

In Quebec's cultural history, the publication of the automatist manifesto *Refus global* stands as a symbol of the province's entry into modernity. Erected as a myth during the 1960's, this event is punctually reinvented or rewritten. This article analyses two of these incarnations that share the particularity of being linked by a family filiation: the documentary *Les enfants de Refus global* (1998) by Manon Barbeau, daughter of Marcel Barbeau and Susanne Meloche, members of the automatists group, and the novel *La femme qui fuit* (2015) (published in English by Coach House Book (Toronto) in 2017 under the title *Susanne*) by Anais Barbeau-Lavalette, Manon's daughter and therefore granddaughter of Susanne, which is the main character of the novel. This contribution examines how these works take up the myth surrounding *Refus global* and for which aim, but it also seeks to explain why the first one stirred a controversy, while the second one was highly praised. Did the way the myth was rewritten have an impact on the reception of these works?

1 Ce texte est issu d'une communication prononcée au 39^e congrès annuel de la GKS, sous le thème « GeschichtaN – HiStories – HistoireS » (Grainau, 17 février 2018). Ma participation à ce congrès a été rendue possible grâce au soutien de l'Association internationale des études québécoises (AIEQ) que je tiens à remercier sincèrement.

L'erreur passée n'est pas attribuable au mythe de sa naissance à son apogée, mais aux cadres qui l'utilisent dans un état d'immobilité par prestige de la gloire passée à un moment où il devrait être remplacé.
 (« Commentaire sur des mots courants », dans *Refus global*, 1948)

9 août 1948 : les automatistes, groupe d'artistes d'avant-garde, lancent à Montréal *Refus global*, un manifeste artistique à portée politique qui dénonce un climat d'oppression sociale et d'académisme artistique et prône, dans la lignée des surréalistes, la libération de l'art et de l'individu par le recours à l'inconscient. Le manifeste prend la forme d'un recueil collectif comprenant des textes et des œuvres visuelles diverses².

Septembre 1948 : Paul-Émile Borduas, le principal auteur du manifeste et chef du groupe, est suspendu de son poste de professeur de dessin à l'École du meuble pour « conduite et écrits incompatibles avec la fonction d'un professeur dans une institution d'enseignement de la province de Québec³ ».

Entre août et décembre 1948, une centaine d'articles paraissent dans les journaux sur ces deux événements. Certains condamnent les propos libertaires et anticlériaux des automatistes; d'autres s'amusent d'une conception de l'art spontanée, sans idée préconçue; d'autres encore s'insurgent contre le congédiement d'un professeur pour des activités extrascolaires, etc.

Voilà pour les faits. Or, cet article ne s'intéressera pas aux faits réels, mais plutôt au *mythe* qui est né de cet épisode de l'histoire culturelle du Québec. Le mythe, comme le mentionne Marie-Catherine Huet-Brichard, repose sur une ambiguïté : « parole essentielle mais aussi fiction, il connote aussi bien la vérité que l'erreur. La réalité qu'il recouvre dépend donc du contexte historique et du champ scientifique dans lequel le locuteur se situe. » (2001, 4) Il s'inscrit donc fortement dans un imaginaire collectif qui, selon la définition usuelle⁴, déforme, amplifie la réalité en fonction du

2 En détail, le recueil comprend : le texte éponyme « *Refus global* » écrit par Paul-Émile Borduas et cosigné par 15 membres du groupe; le court article « *En regard du surréalisme actuel* » de Borduas; un lexique du vocabulaire automatiste intitulé « *Commentaires sur des mots courants* »; trois pièces poétiques de Claude Gauvreau, « *Au cœur des quenouilles* », « *Bien-être* » et « *L'ombre sur le cerceau* »; le texte « *L'œuvre picturale est une expérience* » du futur psychiatre Bruno Cormier; le texte de la conférence « *La danse et l'espoir* » de Françoise Sullivan; et « *Qu'on le veuille ou non* », une proclamation sous forme de tract de Fernand Leduc. Le tout est accompagné de photographies d'œuvres du groupe par Maurice Perron et contenu dans une couverture cartonnée illustrée d'une aquarelle de Jean-Paul Riopelle et d'un poème de Claude Gauvreau.

3 Lettre de Gustave Poisson, sous-ministre au ministère du Bien-être social et de la Jeunesse, à Jean-Marie Gauvreau, directeur de l'École du meuble, officialisant la destitution de Borduas, le 21 octobre 1948 (Fonds d'archives Jean-Charles Doyon).

4 « *Représentation de faits ou de personnages souvent réels déformés ou amplifiés par l'imagination collective, une longue tradition littéraire* » ou encore « *Image simplifiée souvent illusoire que des groupes humains élaborent ou acceptent au sujet d'un individu ou d'un fait et*

contexte dans lequel il est convoqué. Ceci fait dire à Patricia Smart que « les mythes nous renseignent autant sur ceux et celles qui y adhèrent que sur les personnages et les événements réels sur lesquels ils sont basés. » (1998a, 6)

Ainsi, après avoir brièvement présenté les composantes du mythe *Refus global* tel qu'il ressort d'un certain discours historiographique au Québec, j'aborderai deux incarnations de celui-ci, provenant de deux époques différentes, mais reliées par une filiation familiale. D'abord, j'examinerai le documentaire de 1998 *Les enfants de Refus global*, de Manon Barbeau, fille de Marcel Barbeau, signataire du manifeste, et de Suzanne Meloche qui a également fréquenté le groupe. Puis, je me pencherai sur le roman *La femme qui fuit d'Anaïs Barbeau-Lavalette*, fille de Manon, petite-fille de Suzanne donc, roman dans lequel elle retrace la vie de sa grand-mère. Dans les deux cas, je m'intéresserai aussi à la réception de ces productions afin d'étudier les conséquences d'une réécriture du mythe sur l'accueil réservé aux œuvres.

Le mythe *Refus global*

Depuis les années 1960, alors qu'il a été perçu rétrospectivement comme le signe de l'entrée du Québec dans la modernité, *Refus global* – ou plus précisément « *Refus global* », puisque c'est d'abord le texte éponyme qui ouvre le recueil qui est entré dans la mémoire collective (voir Dubois 2017) – fait figure de « mythe fondateur » (Smart 1998a) ou de « mythe originaire » (Lamonde/Trépanier 1986, 11) au Québec. Le statut de « *Refus global* » dans l'imaginaire collectif québécois s'articule en effet sur l'autre grand mythe historiographique de la province qui oppose les époques de la Grande Noirceur et de la Révolution tranquille. Selon ce *grand récit* (voir entre autres Létourneau 1992), le Québec moderne débuterait en 1959, à la mort du premier ministre Maurice Duplessis. Avant cette date, la province aurait vécu isolée sous la coupe des pouvoirs étatique et religieux qui auraient gardé le peuple dans l'ignorance, cultivant ainsi un retard par rapport aux autres sociétés industrielles. À l'inverse, à compter de 1960 et de l'élection de Jean Lesage, la société québécoise se serait prise en main : elle serait devenue « maître chez elle », suivant le slogan du Parti libéral et aurait rattrapé le retard accumulé; c'est ce qu'on nomme la « Révolution tranquille ».

Dans cette représentation dichotomique de l'histoire québécoise, le texte « *Refus global* » est souvent lu, d'une part, comme décrivant et dénonçant la Grande Noirceur, à travers l'image de ce « petit peuple serré de près aux soutanes [et t]enu à l'écart de l'évolution universelle », d'autre part, comme annonçant la Révolution tranquille dans l'évocation d'un « nouvel espoir collectif [à] naîtr[e] » (Borduas 1997 [1948], 65, 72⁵). (À ce sujet, voir Dubois 2016).

qui joue un rôle déterminant dans leur comportement ou leur appréciation. » (*Le Petit Robert* 2018, 1666)

5 Je cite d'après une édition des écrits de Borduas pour faciliter un éventuel accès au texte. Les rééditions du recueil sont rares et quasi introuvables; quant à l'original, paru à 400 exemplaires,

Le mythe entourant *Refus global*, comme tout mythe, suppose donc un double mouvement de simplification de l'événement réel et d'amplification de certains de ses aspects. Le recueil original se voit réduit au seul texte éponyme, lequel permet de soutenir le *grand récit* historiographique; le caractère pluridisciplinaire, voire artistique du recueil, fait place à une lecture sociopolitique du texte; puis l'origine collective de l'œuvre est écartée au profit de la seule figure de Borduas⁶. La mort de celui-ci, en février 1960, soit à mi-chemin entre le décès de Duplessis en septembre 1959 et l'élection de Jean Lesage en juin 1960, semble d'ailleurs, comme le souligne Patricia Smart, « avoir été toute faite pour préparer la consécration mythique de ce précurseur de la Révolution tranquille » (1998a, 10). Le mythe entourant le texte automatiste insiste donc sur la rupture historique qu'il provoque ou qu'il annonce, mais aussi sur le caractère subversif de l'œuvre, incarné par sa conséquence, soit le renvoi de Borduas⁷ et sur la condamnation unanime dont il aurait fait l'objet, ce qui lui confère une aura de scandale⁸.

Ainsi, comme l'a bien souligné Roland Barthes, le mythe ne renvoie pas à l'objet lui-même, mais au discours tenu sur l'objet : « le mythe est une parole [qui] ne se définit pas par l'objet de son message, mais par la fonction dont il le profère. » (1957, 181) Cette fonction, conférée à « *Refus global* » comme à la plupart des mythes, est de proposer un récit cohérent et positif de l'origine de la société québécoise, appuyé sur des valeurs comme celle de la liberté et de la libération. En outre, dans ce récit, les automatistes en viennent à incarner des modèles, des héros, qu'on n'attaque pas impunément, comme on le verra.

Or, le propre du mythe, puisqu'il est un récit construit, c'est aussi d'être malléable, de pouvoir connaître différentes incarnations, s'adaptant selon les circonstances. Voire, lorsque le mythe devient trop prégnant – lorsqu'il s'impose comme la seule vision de l'histoire –, il peut faire l'objet de critiques ou de relectures, en fonction d'autres points de vue, notamment de points de vue personnels, relevant de la 'petite' et non plus de la 'Grande' histoire. C'est notamment le cas dans les œuvres de Manon Barbeau et d'Anaïs Barbeau-Lavalette, qui reviennent toutes deux, à partir de leur filiation familiale, sur l'événement *Refus global*.

il appartient à la catégorie des œuvres patrimoniales et seules quelques copies sont encore disponibles et consultables en bibliothèque.

6 Sur la réduction du discours entourant le mythe, voir Dubois 2013, 83-94.

7 L'œuvre est en effet prise dans une logique circulaire qui la confine à être la cause d'une conséquence, cause dont les fondements ne sont pas interrogés et qui n'a d'intérêt que par ses effets : la subversion n'est jamais posée en regard d'une véritable lecture du texte, elle repose tout entière sur le congédierment. On est ici en présence de ce que Chaïm Perelman et Lucie Olbrecht-Tyteca nomment un *argument pragmatique*, lequel « permet d'apprécier un acte ou un événement en fonction de ses conséquences favorables ou défavorables » et fait en sorte « que l'on croie tenir à quelque chose pour sa valeur propre, alors que ce sont les conséquences qui, en réalité, importent » (1988 [1958], 359).

8 Dans les faits, la première réception est plus nuancée (voir Dubois 2017).

Les enfants de Refus global : l'œuvre iconoclaste

En 1998, au moment du 50^e anniversaire de la parution de *Refus global*, Manon Barbeau présente au public le documentaire *Les enfants de Refus global* (ONF, 1998) dans lequel elle interroge les conséquences, sur les enfants des signataires du manifeste, du geste de leurs parents.

En observant les deux premières minutes du documentaire, on remarque d'abord des éléments qui reprennent le mythe, que ce soit les images évoquant l'omniprésence de la religion catholique dans la société québécoise (cloches d'église, mariage, chapelet en famille, Christ en croix, procession (Figure 1)... ou le discours se superposant à celles-ci, discours de Maurice Duplessis enjoignant le peuple québécois à « vivre en défenseur et en apôtre de l'évangile du Christ ». Symbole de la représentation collective de la Grande Noirceur, les liens entre l'Église et l'État sont donc mis en évidence dès l'ouverture du film.



Fig. 1. Procession catholique

(Manon Barbeau (réal.), *Les enfants de Refus global* (capture d'écran), ONF, 0:00:42)

Du manifeste est retenu le caractère séditieux et révolutionnaire, incarné par un extrait lu sur une musique dramatique. Le passage choisi affirme que « le règne de la peur multiforme est terminé », avant d'énumérer les peurs (« peur bleue, peur rouge, peur blanche, maillons de notre chaîne ») dont souffriraient les individus (le mythe dirait « les Québécois ») et de proclamer : « d'ici là [...] nous poursuivons dans la joie notre sauvage besoin de libération » (le « là » ayant été associé, rétrospectivement, à la « Révolution tranquille », faisant de ce texte un texte prophétique⁹).

9 Notons d'ailleurs que la juxtaposition par Barbeau de ces deux passages (« le règne de la peur multiforme est terminé » et « d'ici là [...] nous poursuivons dans la joie notre sauvage besoin de

Enfin, Barbeau rappelle, par l'image d'un article de journal (Figure 2), le renvoi de Borduas et elle évoque la vive réaction qu'aurait provoquée le manifeste, résumée dans cette idée selon laquelle « *Refus global* » avait fait l'effet d'une bombe dans le Québec de la Grande Noirceur ». Propagande duplessiste, rupture historique, scandale, on retrouve donc ici trois des principales composantes du mythe *Refus global*.

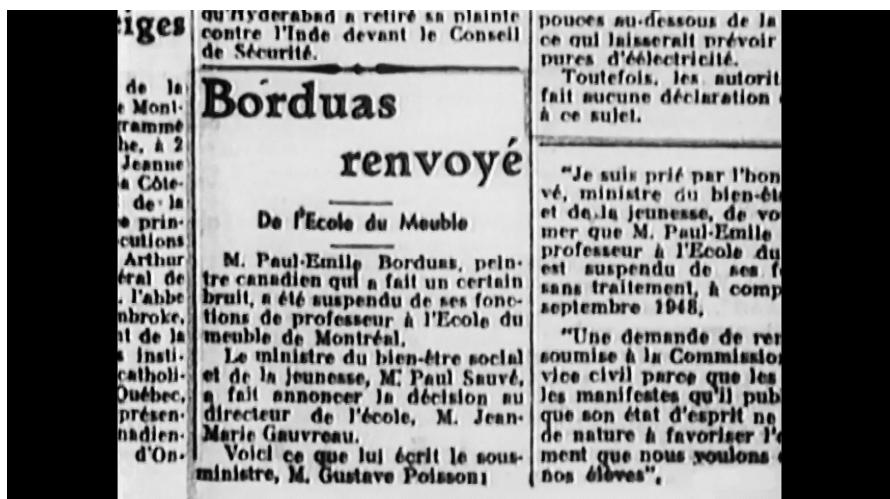


Fig. 2. « *Borduas renvoyé. De l'École du Meuble* », *Le Devoir*, 18 septembre 1948, p. 3.

(Manon Barbeau (réal.), *Les enfants de Refus global* (capture d'écran), ONF, 0:01:50)

Apparaissent néanmoins, déjà dans ces deux premières minutes, des éléments qui nuancent le mythe : la statue de la Vierge qui est présentée en gros plan s'effrite (Figure 3), comme pour laisser entrevoir le déclin de la religion catholique; les images de Duplessis le montrent en train d'inaugurer des installations (Figure 4), geste qui évoque une modernisation déjà en marche à l'époque; puis, la présence d'une manifestation ouvrière (Figure 5) rappelle que *Refus global* n'est pas le seul mouvement de contestation au Québec au lendemain de la Deuxième Guerre mondiale. Bref, Barbeau signale que le geste des automatistes s'inscrit dans un contexte plus large de libération, ce qui relativise son caractère disruptif et incendiaire. Le motif de la neige qui fond, présent en surimpression de plusieurs images, souligne également le changement en cours, bien qu'on puisse aussi y voir un symbole de la Révolution tranquille, ce printemps qui pointe à l'horizon.

libération »), assez éloignés dans le texte original, n'est pas sans mettre en évidence une incohérence temporelle : la révolution a-t-elle eu lieu ou est-elle à venir ?



Fig. 3. Statue de la Vierge Marie

(Manon Barbeau (réal.), *Les enfants de Refus global* (capture d'écran), ONF, 0:00:52)



Fig. 4. Maurice Duplessis à une inauguration

(Manon Barbeau (réal.), *Les enfants de Refus global* (capture d'écran), ONF, 0:00:39)



Fig. 5. Manifestation contre le Code du travail de Duplessis, janvier 1949
(Manon Barbeau (réal.), *Les enfants de Refus global* (capture d'écran), ONF, 0:01:00)

Or, là où le propos de Manon Barbeau écorche davantage l'aura mythique des signataires de *Refus global*, c'est dans la thèse première de son film. Elle soutient en effet que la quête obstinée de liberté par les automatistes, la poursuite de leur épanouissement artistique, s'est faite au détriment de la famille et – surtout – des enfants. Interprétant le propos de « *Refus global*¹⁰ », elle postule que la rupture prônée par les automatistes avec toutes les instances traditionnelles incluait aussi la famille et les attaches affectives susceptibles d'empêcher la pleine réalisation des facultés individuelles de chacun. Elle-même abandonnée par ses parents à l'âge de 3 ans, avec son frère de 1 an devenu schizophrène à l'adolescence, Barbeau met en évidence, dans son film, d'autres histoires d'abandon, de manque, d'absence au sein des familles des membres du groupe.

Ainsi, en 1998, alors qu'on célèbre les 50 ans de la parution du manifeste et que le mythe glorieux des automatistes est à l'honneur, ce documentaire apparaît comme une discordance puisqu'il remet en cause l'héritage même laissé par ces artistes. Aussi, comme le prédit la journaliste Nathalie Petrowski (1998) avant même sa sortie, n'est-il pas surprenant que « les amis de *Refus global*, ceux qui cultivent avec une jalouse féroce le jardin de son mythe, [...] boude[nt] le film ou ne lui reconnaissent qu'une valeur anecdotique », et ce, parce qu'il s'en prend à ses auteurs, « pionniers qui ont façonné le Québec moderne, [...] dont le mythe s'est figé dans le

10 « Rompre définitivement avec toutes les habitudes de la société, se désolidariser de son esprit utilitaire. [...] Au terme imaginable, nous entrevoyons l'homme, libéré de ses chaînes inutiles, réaliser [...] la plénitude de ses dons individuels. » (Borduas 1997 [1948], 73, 77.)

temps et dont on a vanté un peu vite le courage et la grandeur pressés que nous étions de vénérer des héros sans failles. »

De fait, le film, qualifié « d'iconoclaste » (Gruda 1998), soulève une polémique à sa sortie. L'étude de sa réception critique révèle que le fort rapport d'identification qui unit la collectivité au mythe fondateur de *Refus global* fait en sorte que de le remettre en cause est perçu comme un reniement, voire une trahison. Plusieurs critiques ou proches des automatistes – dont certains enfants qui n'apparaissent pas dans le film – reprochent à Barbeau d'avoir voulu déboulonner des statues, de tomber dans le « psychoshow » en défendant une « pseudo-théorie » pour régler des comptes (Hamelin/Hamelin/Lemeunier 1998). Dans tout ce débat, les automatistes sont qualifiés, de part et d'autre, de « géants » (Martineau 1998), de « héros vivants » (Langevin 1998), de « monstres sacrés » (Tremblay 1998), de « vétéran[s] » et « d'anciens combattants » (Gruda 1998). Ces qualificatifs ne sont pas innocents : ils témoignent du respect, voire de la déférence, qui serait dû aux membres du groupe, *devoir de mémoire*¹¹ auquel Barbeau aurait manqué en révélant une de leurs faiblesses.

Pourtant, à l'écoute du film, on perçoit bien que Barbeau cherche à distinguer l'histoire privée et l'histoire publique – la 'petite' et la 'Grande' histoire¹². Jamais elle ne remet en cause l'apport libérateur de *Refus global* pour la société québécoise et en cela elle va dans le sens du mythe, notamment lorsqu'elle affirme que « les signataires du "Refus global" ont dynamité un avenir bouché ». Les détracteurs ne font toutefois pas la distinction entre la quête personnelle de la cinéaste et le processus de désacralisation dont on l'accuse.

Ainsi, ce qu'il y a de paradoxal dans la réception de cette œuvre, c'est que ce qui pouvait s'annoncer comme une révision du mythe – ou à tout le moins comme un nouveau point de vue sur ce pan de l'histoire culturelle québécoise – a plutôt contribué à renforcer le mythe. Non seulement les automatistes sont-ils maintes fois

11 En 1998, dans le cadre des commémorations, « Refus global » a souvent été qualifié de *lieu de mémoire*, au sens où il revêt, pour les Québécois, une forte signification identitaire et collective (voir notamment Bissonnette 1998 et Deschamps 1998). Or, au sens de Pierre Nora, la création de *lieux de mémoire* s'opère au prix de « l'arrachement de ce qui restait encore de vécu dans la chaleur de la tradition ». Remparts contre l'oubli, les *lieux de mémoire* « naissent et vivent du sentiment qu'il n'y a pas [ou plus] de mémoire spontanée » (1984, xxvii-xxiv). Ainsi, la polémique autour du documentaire de Manon Barbeau serait symptomatique de la construction sociale d'une mémoire dépouillée de son caractère vécu, spontané, caractère qu'incarne Barbeau elle-même.

12 En lien avec ceci et avec la note précédente, mentionnons qu'Antoine Prost, de son côté, souligne le caractère contradictoire du *devoir de mémoire*, notamment en ce qui a trait au collectif et au particulier : « Le devoir de mémoire coïncide généralement avec une affirmation identitaire; il vise un événement considéré comme fondateur par un groupe. Par là, il exclut potentiellement ceux qu'il ne concerne pas directement. » (2010 [1996], 336). Le cas de Barbeau est d'autant plus paradoxal que le *devoir de mémoire* semble exclure précisément une des héritières – au sens propre – de *Refus global* au profit d'une représentation collective de l'événement. La détentrice d'une mémoire vécue se voit ainsi spoliée de son droit individuel à la mémoire.

qualifiés de héros et autres qualificatifs semblables, mais on remarque aussi, dans le discours critique, une tendance générale à l'amplification : des adjectifs tels « ultra-conformiste » et « ultra-conservatrice » (Hamelin/Hamelin/Lemeunier 1998) pour décrire l'époque ont, par exemple, pour effet d'exacerber l'acte révolutionnaire qu'aurait été la publication du manifeste. On observe ainsi, de façon générale, une surenchère mythificatrice qui vise à compenser l'entreprise de relativisation du mythe ou de mise à mal de la mémoire des automatistes que certains perçoivent dans l'œuvre de Manon Barbeau.

En somme, si Manon Barbeau part du récit mythique au début de son film pour en faire voir l'envers, le mythe la rattrape au final à travers les critiques du documentaire qui réitèrent le statut d'événement majeur que fut la publication de *Refus global* en 1948.

La femme qui fuit : le mythe se taille une place à l'ombre

Au premier abord, le roman *La femme qui fuit* d'Anaïs Barbeau-Lavalette semble reprendre où *Les enfants de Refus global* avait laissé ; on y observe toutefois le mouvement inverse : l'auteure part d'un regard critique, acerbe, sur sa grand-mère, Suzanne Meloche, qui, par son abandon, a fait souffrir sa mère, mais elle revient rapidement au mythe qui devient en quelque sorte le moteur du roman.

Écrit au « tu », comme une adresse à la grand-mère absente, le roman commence par le récit d'une visite impromptue de Manon et Anaïs à Suzanne à Ottawa. Après celle-ci, Manon reçoit un appel :

Le téléphone de ma mère sonne. C'est toi. Tu lui dis de ne plus faire ça.
Tu lui dis que tu ne veux plus nous revoir, jamais.
Ma mère raccroche. Elle en a mangé, des rejets, et ils sont tous là, coincés
dans sa gorge.
Elle a tout juste appris à ne pas s'étouffer avec.
Elle ne dit rien, mais ne lâche pas ma main. On se tient.
Je te déteste. (Barbeau-Lavalette 2015, 15¹³)

Or, à la mort de Suzanne Meloche, Barbeau-Lavalette se questionne sur la vie de sa grand-mère et amorce les recherches qui constitueront la source du roman¹⁴. À la fin de ce qui sert de préface, elle écrit alors :

Il fallait que tu meures pour que je commence à m'intéresser à toi.
Pour que de fantôme, tu deviennes femme.
Je ne t'aime pas encore. Mais attends-moi. J'arrive. (p. 19)

13 Les références à cet ouvrage seront désormais indiquées directement à la suite des citations.

14 La quatrième de couverture indique : « Afin de remonter le cours de la vie de cette femme à la fois révoltée et révoltante, l'auteur a engagé une détective privée. »

Après les douze premières pages sous le signe du reproche, le roman s'inscrit donc plutôt dans une volonté de réparation de la mémoire et de la filiation brisée par la grand-mère. L'auteure souhaite se réapproprier son histoire personnelle et familiale et, au fur et à mesure qu'elle relate la vie tumultueuse de Susanne Meloche, on sent émerger une forme d'admiration pour cette femme qui a, certes, fui les responsabilités familiales, mais qui a aussi été partie prenante de la Grande Histoire, que ce soit avec les automatistes ou, plus tard, avec la défense des Noirs aux États-Unis. Il y a alors réapparition d'un regard mythificateur sur cette femme et sur les événements auxquels elle a pris part.

Concernant l'épisode *Refus global*, Barbeau-Lavalette insiste donc sur le caractère révolutionnaire de l'événement. Cette section, qui couvre environ le tiers du roman (« 1946-1952 », p. 95-228), comporte notamment deux citations en exergue qui opposent les propos de Borduas (« Il faut stopper l'assassinat du présent et du futur à coups acharnés de passé¹⁵ », p. 124) à ceux du penseur conservateur Lionel Groulx (« Notre maître est le passé », p. 124¹⁶) sur la valeur à octroyer au passé¹⁷. Dans cette optique, l'époque est décrite, dans le roman, comme traditionaliste, marquée par la prégnance de l'Église et de son ascendant sur la vie privée des familles, jusque dans l'encouragement à la procréation¹⁸, et par la figure centrale de Duplessis dont le portrait orne les murs des maisons et dont la propagande orne, pour sa part, les pages de *L'Action catholique* :

La photo de Maurice Duplessis était la première chose que madame Pion [...] s'employait à épousseter au lever. (p. 108-109)
 [...] les mots de *L'Action catholique*, lecture assidue de sa mère rédigée par les secrétaires appliqués de Duplessis. (p. 114)

L'auteure reprend donc, pour cadre de son roman, l'image typique – pour ne pas dire stéréotypée – de la Grande Noirceur.

Par ailleurs, le moment où Borduas présente son texte aux autres membres du groupe est décrit comme « secret et solennel » (p. 153), il y règne une ambiance de

¹⁵ La citation originale se lit plutôt comme suit : « Fini l'assassinat massif du présent et du futur à coups redoublés du passé. » (Borduas 1997 [1948], 74.)

¹⁶ Le titre original du livre de Groulx est *Notre maître, le passé* (1924).

¹⁷ Cette opposition est reprise du texte « La ligne du risque » de Pierre Vadeboncoeur, qui porte en exergue la citation de Groulx et cette autre citation de « Refus global » : « Le passé dut être accepté avec la naissance, il ne saurait être sacré. Nous sommes toujours quittes envers lui ». Or, Vadeboncoeur est l'un des principaux « créateurs » du mythe Borduas. Son texte, admirable en plusieurs points, proclame notamment, en parlant de l'artiste : « le Canada-français [sic] moderne commence avec lui » (Vadeboncoeur 1962, 23). Ce passage, maintes fois cité par la critique, est à l'origine du motif de la rupture qui est au cœur du mythe. (Voir Dubois 2017, 332-335)

¹⁸ « [Ils] étaient de bons chrétiens. C'est-à-dire qu'ils avaient douze enfants conçus dans le devoir, sans trop se regarder. » (p. 108)

complot, de subversion planifiée : « Borduas surveille à la fenêtre. On n'arrive pas en retard à un rendez-vous comme celui-là. Quelques minutes plus tard, tout le monde y est. Borduas barre la porte et tire les rideaux. » (p. 153) Le passage du manifeste cité dans le roman est un extrait convenu, celui qui se retrouve dans presque tous les manuels et anthologies de littérature et qui renvoie au paradigme de la rupture, à travers l'énumération des différents refus des automatistes¹⁹. Enfin, à propos de l'accueil réservé au manifeste sont évoqués les « critiques acerbes qui s'étalent dans les journaux » (p. 166), le renvoi de Borduas décrit comme « subversif » (p. 167), voire le boycott des automatistes par les institutions artistiques²⁰. Bref, Anaïs Barbeau-Lavalette soutient bien ici l'idée qu'avec *Refus global*, « l'histoire vient de prendre un tournant », mais, ajoute-t-elle, « tu te tiens à l'ombre » (p. 164).

En effet, Suzanne Meloche, bien qu'elle ait alors été mariée à Marcel Barbeau qui a signé le manifeste, ne l'a elle-même pas fait pour une raison qui demeure inconnue²¹. Barbeau-Lavalette, grâce aux libertés que lui offre le roman, propose cependant une explication qui ferait de sa grand-mère, en quelque sorte, une rebelle parmi les révolutionnaires : devant le refus de Borduas d'inclure un de ses poèmes au recueil, celle-ci serait en effet revenue sur sa décision de parapher le texte :

– Il faut recommencer. Je ne signe plus.

Marcel te regarde, interloqué. Tu affirmes à nouveau de façon claire et nette que tu ne veux pas signer.

19 « [...] Refus d'être sciemment au-dessous de nos possibilités psychiques. Refus de fermer les yeux sur les vices, les duperies perpétrées sous le couvert du savoir, du service rendu, de la reconnaissance due. Refus d'un cantonnement dans la seule bourgade plastique, place fortifiée mais facile d'évitement. Refus de se taire – faites de nous ce qu'il vous plaira mais vous devezez nous entendre – refus de la gloire, des honneurs (le premier consenti) : stigmates de la nuisance, de l'inconscience, de la servilité. Refus de servir, d'être utilisables pour de telles fins. Refus de toute INTENTION, arme néfaste de la RAISON. À bas toutes deux, au second rang ! » (cité p. 155).

20 « Tu remontes la rue Sainte-Catherine jusqu'au Musée des Beaux-arts. Tu sais évidemment que Borduas et ses disciples y sont craints, du moins, peu appréciés. » (p. 171)

21 Claude Gauvreau raconte cette anecdote qui précise qu'elle habitait toujours Ottawa au moment de la rédaction du manifeste, soit à l'hiver 1947-1948 : « Suzanne Meloche, qui habitait Ottawa et correspondait avec moi, apprit l'existence du manifeste et m'en demanda une copie. Personnellement, j'aurais consenti à lui en envoyer une; mais les grands frères, Pierre Gauvreau et Maurice Perron, sentant un piège, s'opposèrent à cela. Ils avaient raison. Suzanne avait à Ottawa un directeur de conscience, le dominicain Hyacinthe-Marie Robillard, et ce dominicain avait conçu le projet de dénoncer *Refus global* avant sa publication. Je dirai tout de suite ce qui se produisit : Suzanne Meloche abandonna son torride directeur de conscience pour épouser Marcel Barbeau. » (1996 [1969], 56) Ils se marient en effet le 7 juin 1948, soit deux mois avant la parution du manifeste en août; il est donc possible que Susanne ait participé ou du moins assisté aux dernières rencontres de production de l'ouvrage et elle aurait très bien pu signer le texte éponyme. Rien toutefois, dans les nombreuses recherches qui ont été faites sur le groupe, n'atteste la version proposée par Anaïs Barbeau-Lavalette; cela relève vraisemblablement de la part de fiction que l'auteure s'est permise dans son roman.

[...] Marcel essaie tout de même de te raisonner :

– Tu vas le regretter. Et puis tout est déjà imprimé, avec ton nom.

Tu restes calme, mais élèves la voix d'un ton, pour ajouter solennellement que tu trouves que ça n'est pas assez bien écrit. Que le texte mériterait, selon toi, d'être retravaillé. Tu le penses. Le texte est dense et complexe pour un appel d'air qui devrait être invitant, léger, inspirant. Et puis le mépris de Borduas te blesse. Tu as envie de le griffer à ton tour.

Il se retourne et te jette un regard. Tu y décèles l'ébauche d'un sourire.

Il ordonne à Marcel de réimprimer les dernières pages 400 fois, sans ton nom. (p. 163)

Ainsi, bien que le roman de Barbeau-Lavalette reprenne en grande partie le mythe entourant *Refus global*, on y discerne néanmoins quelques nuances, quelques critiques du mythe qui demeurent toutefois insuffisantes, à mon sens, pour le contrebalancer. Le personnage de Suzanne Meloche, un peu en marge du groupe automatiste, permet en effet un regard en biais sur les événements. Dans le passage cité, elle se fait le véhicule d'une critique du texte – généralement considéré comme un œuvre phare, intouchable – et elle évoque une dimension clanique du groupe dominé par Borduas. Ailleurs, alors que le personnage de Borduas, représentant les mots de « *Refus global* », s'insurge du fait qu'ils sont « tenus à l'écart de l'évolution universelle de la pensée, et dans l'ignorance des grands faits de l'histoire » (p. 153), elle remet en cause cette image de la « Grande Noirceur » : « Toi, tu sens au contraire que l'histoire s'ouvre à toi comme jamais dans ta vie. [...] Et que le Québec que tu rencontres est vif. Et en construction. » (p. 154).

La principale relecture du mythe dans ce roman demeure néanmoins la perspective féministe qu'il propose en adoptant le point de vue d'une des femmes du groupe²². Certes, le rôle des femmes automatistes a été reconnu depuis les années 1990 grâce aux travaux de chercheuses comme Rose-Marie Arbour (1998a, 1998b) et Patricia Smart (1998b). Or, la forme romanesque permet de mettre de l'avant les actions posées par ces femmes. Susanne, pour avoir sauvé (en s'interposant de son corps nu) un tableau de la destruction de son mari – tableau qui « passera à l'histoire » (p. 144) –, pour avoir inspiré son mari par sa poésie (p. 149-150) et pour avoir fait la promotion de ses toiles auprès des institutions (p. 171-172), est pourvue d'une agentivité qui fait défaut dans bien des récits concernant ce mouvement et cette époque²³. La narration au « tu », qui pénètre la conscience du personnage, permet également une entrée dans la psychologie complexe d'une femme aux

22 Plus largement, le roman consacre une grande importance à la place des femmes dans le mouvement (principalement à celles de Marcelle Ferron, de Françoise Sullivan et de Muriel Guibault).

23 Néanmoins, dans cette partie du livre, Susanne reste campée dans le stéréotype de « la femme derrière le grand homme »; c'est plus loin dans le roman qu'elle sera davantage présentée comme agissant par elle-même et pour elle-même.

prises avec les contraintes de son époque et les exigences de son milieu, une femme qui, pour ne pas avoir signé « *Refus global* », sera reléguée aux marges de l'histoire : « Tous, d'une façon ou d'une autre, se retrouveront mis à l'index. Tu les envies. » (p. 158), écrit Barbeau-Lavalette, non sans une fois de plus entrer dans le mythe avec cette allusion à la censure²⁴.

Quant à la réception de cette œuvre, elle diffère grandement de celle du documentaire de Manon Barbeau : pas de polémique ici, que des éloges. Le roman a notamment été récipiendaire du Prix des libraires et du Prix France-Québec. Il s'est d'ailleurs vendu à plus de 60 000 exemplaires en France, un exploit pour un livre québécois (Lapointe 2017). C'est donc dire que l'histoire qui y est racontée dépasse le cadre du Québec. Ce qui en est retenu – comme en témoignent ces quelques titres de journaux : « *La femme qui fuit* : Anaïs Barbeau-Lavalette cherche sa grand-mère » (Perrin 2015), « Anaïs Barbeau-Lavalette : sur les traces d'une rebelle » (Pleau/Bouchard 2016), « Anaïs Barbeau-Lavalette : le fantôme de la liberté » (Cloutier 2015), « Le chemin vers soi de *La femme qui fuit* » (Lessard 2017) –, c'est en effet la quête personnelle, la recherche de la filiation.

Néanmoins, lorsque l'épisode automatiste est évoqué dans les critiques du roman, on retrouve le mythe sous sa forme réifiée : « *Refus global* » est désigné comme « le texte fondateur [qui a] provoqué la colère des bien-pensants » (Bernard 2016, 26), ou comme un « texte libertaire, visionnaire et admirable dans un Québec duplessiste endormi [qui a] déchaîné les foudres des bien-pensants et fait perdre à Borduas sa chaire d'enseignement » (Tremblay 2015); ses auteurs sont qualifiés d'« artistes précurseurs de la Révolution tranquille » (Bernard 2016, 26) et sa réception est évoquée comme une évidence : « Le manifeste connaît la réception que l'on sait, met les signataires au ban de la société et Borduas, au chômage. » (Crépeau 2016, 24, je souligne.)

Ainsi, si on peut dire que le mythe *Refus global* 'fuit', c'est au sens d'une fuite vers l'avant : malgré toutes les tentatives des créateurs de s'en emparer, d'en proposer une relecture, de le présenter sous un autre angle, il esquive ces tentatives de réinvestissement d'où ses principales composantes (lien avec la dualité Grande Noirceur/ Révolution tranquille, révolution, scandale) ressortent intactes. Le mythe, récit réifié, apparaît ainsi comme échappant au temps et aux époques.

Conclusion : vérité, histoire, mémoire

Mettant le réel en récit, les deux œuvres étudiées dans cet article – le documentaire *Les enfants de Refus global* et le roman *La femme qui fuit* – appartiennent à ces « fictions du réel » pourvues d'un « double statut – factuel et fictionnel – » qu'a récemment étudiées Robert Dion (2018, 14). Or, que conclure de l'étude de ces deux

24 L'idée selon laquelle le manifeste aurait été mis à l'Index apparaît dans les années 1970 et elle fait désormais partie intégrante du mythe. Or, ça n'a jamais été le cas. Dans les faits, le dernier cas de censure officielle d'un ouvrage littéraire au Québec concerne le roman *Les Demi-civilisés* de Jean-Charles Harvey en 1934. (Hébert/Lever/Landry 2006, 179)

incarnations du mythe *Refus global*, de leur façon de réinvestir cet épisode de l'histoire culturelle du Québec et surtout de la réception dont elles ont fait l'objet ? On peut envisager ces questions sous trois aspects : le genre, l'époque et la génération, lesquels renvoient respectivement à des rapports différents des deux œuvres à la vérité, à l'histoire et à la mémoire.

D'abord, le documentaire, parce qu'il ramène le mythe au niveau de la vérité historique, semble être plus susceptible de provoquer de vives réactions que la fiction qui trouve, dans le caractère évocateur du mythe, un moteur narratif exemplaire. Aussi, bien que Robert Dion utilise ces deux termes pour traiter du roman *La constellation du lynx* de Louis Hamelin, je distinguerais, pour ma part, deux rapports de la mise en fiction du réel à la vérité : l'un proposant une « vérité augmentée » (2018, 21); l'autre, une « vérité supérieure » (2018, 78). Dans le documentaire, le récit se donnerait « pour un *pharmakon*, un contre-poison, une façon de réfuter des versions faussées de l'histoire » (2018, 80) et, en ce sens, il serait susceptible de donner lieu à des polémiques (2018, 21). En proposant une vision « augmentée » de la réalité, comme le ferait une loupe ou un microscope, le documentaire est sensible à certains éléments qui ont été évacués du récit général de l'histoire, lesquels lui permettent de remettre en cause la version officiellement admise, serait-elle mythique. Contrairement au documentaire qui s'opposerait à la *fausseté* de l'histoire, le roman, présentant une « vérité supérieure », s'opposerait plutôt « aux *plutitudes* factuelles de l'histoire » (Dion, 2018, 78, je souligne). En effet, les romans, comme *La femme qui fuit*²⁵, qui construisent leur fiction autour de l'épisode historique *Refus global* y trouvent une trame romanesque forte grâce à des thèmes comme la subversion, le scandale et la répression. Dans cette perspective, le roman ne viserait pas une relecture du mythe, mais bien un réinvestissement productif de ses motifs archétypaux, ouvrant vers des extrapolations possibles pour combler les blancs de l'histoire²⁶.

Le documentaire de Manon Barbeau et le roman de sa fille Anaïs se distinguent également dans leur rapport à l'histoire, ou à la dialectique du passé et du présent. Le documentaire propose clairement une interrogation sur le présent, sur les conséquences des gestes de leurs parents sur la génération des « enfants de *Refus global* ». D'ailleurs, ce qui sera reproché à Manon Barbeau, c'est la généralisation de sa théorie, le pluriel de son titre, qui ramène les considérations biographiques de la réalisatrice à une dimension historique. Si le mythe *Refus global* s'est construit en grande partie sur une de ses conséquences premières, soit le renvoi de Borduas, sa démythification par Barbeau passe par un processus similaire : le documentaire évalue l'héritage de l'œuvre au présent et en révèle un aspect négatif. Ceci est jugé d'autant plus blasphématoire, comme je l'ai mentionné, que le film s'inscrit dans le

25 Pour d'autres cas d'inscription romanesque du mythe *Refus global*, voir Dubois 2017, 391-404.

26 Sur les distinctions entre documentaire et roman, quant à leurs rapports à la vérité et à la fiction, voir Dion 2018, 101-102.

contexte des commémorations du 50^e anniversaire de la parution du manifeste; il rompt ainsi avec l'horizon d'attente du public de 1998. Quant au roman, sa narration au présent (« Tu commandes deux grandes bières », p. 125) propose paradoxalement une immersion dans le passé, sur le mode, non plus de l'autobiographie, mais de la biographie romancée. Au « je » – qui se voulait un « nous » – de Manon Barbeau, sa fille substitue un « tu » qui vise non pas la généralisation, mais la mise en évidence d'une vie particulière au sein de la Grande Histoire. Comme les œuvres contemporaines étudiées par Robert Dion, *La femme qui fuit* « réitèr[e] avec force le rôle de l'individu et des trajectoires individuelles dans les fictions et dans l'histoire. » (2018, 200) D'ailleurs, le roman heurte d'autant moins l'horizon d'attente des lecteurs de 2015 qu'il s'inscrit parfaitement dans le courant des relectures de l'histoire inspirées des *Cultural Studies*, lesquelles jettent l'éclairage sur des personnages (femmes, personnes racisées ou autres) qui ont longtemps été relégués aux marges de l'histoire.

Enfin, sur le plan de la mémoire transgénérationnelle, si les deux œuvres visent une réappropriation personnelle, familiale d'un épisode appartenant à la mémoire sociale et collective du Québec, cela se fait de façon antagoniste chez Manon Barbeau, sous le thème de la rupture filiale, tandis que chez Anaïs Barbeau-Lavalette, le roman s'inscrit plutôt dans une volonté de réconciliation, de réparation de la filiation familiale qui passe par l'invention d'une grand-mère absente et inconnue. Alors que l'œuvre de Manon Barbeau relève encore de la « mémoire vécue » – mémoire douloureuse, de surcroît –, le roman d'Anaïs Barbeau-Lavalette, grâce au saut générationnel, manifesterait cet arrachement de la mémoire spontanée nécessaire, selon Pierre Nora, à la constitution d'un *lieu de mémoire* (voir note 11). Ou, pour le dire avec les mots de Robert Dion, Barbeau-Lavalette, en réécrivant la vie de sa grand-mère, prendrait position « en faveur d'une appropriation du témoignage (et donc d'une désappropriation du témoin) par des tiers sans relation directe aux victimes [ou aux acteurs réels de l'histoire], suivant une logique d'affiliation à une post-mémoire plus culturelle que personnelle. » (2018, 71) Ce serait donc précisément parce que le lien familial entre Susanne Meloche et Anaïs Barbeau-Lavalette a été brisé que cette dernière peut le réinventer dans la fiction. En s'appropriant un héritage plus *culturel* que *personnel*, comme l'exprime bien Dion, elle adopte la logique du mythe qui cherche à recréer un univers uniifié et cohérent, à devenir « ce récit qui rattache à l'origine ou organise une filiation » (Huet-Brichard 2001, 14). À partir d'une certaine vision romantique du mythe et de sa fonction, l'auteure parvient donc à combler les lacunes et les incertitudes de l'histoire. Ceci explique peut-être la réception élogieuse de l'œuvre qui témoigne non pas d'une fuite, mais bien d'une quête dont la parution même du roman marquerait l'aboutissement.

Bibliographie

Corpus primaire

- Barbeau, Manon (réal.), 1998, *Les enfants de Refus global*, Montréal : Office national du film, 1998, 1h14. (https://www.onf.ca/film/enfants_de_refus_global/)
- Barbeau-Lavalette, Anaïs, 2015, *La femme qui fuit*, Montréal : Marchand de feuilles.
- Borduas, Paul-Émile, 1997, « Refus global » [1948], dans *Refus global et autres écrits*, Montréal : Typo, « Essais ».

Corpus de réception

Les enfants de Refus global

- Bissonnette, Lise, 1998, « Un lieu de mémoire », *Le Devoir*, 9-10 mai, p. E1.
- Deschamps, Brigitte, 1998, « *Refus global*: de la contestation à la commémoration », *Études françaises*, vol. 34, n° 2-3, p. 175-185.
- Gruda, Agnès, 1998, « Un malentendu global », *La Presse*, 20 mars, p. B2.
- Hamelin, Babalou/Diane Hamelin/Danielle Lemeunier, 1998, « “Pseudo-théorie” sur le malheur d'être enfant d'artiste », *La Presse*, 27 mars, p. B2.
- Langevin, Ève, 1998, « La vie avant tout, mes enfants », *Le Devoir*, 25-26 avril, p. A13.
- Martineau, Richard, 1998, « Les enfants du désordre », *Voir*, 12-18 mars, p. 7.
- Petrowski, Nathalie, 1998, « Chacun son refus », *La Presse*, 11 mars, p. A5.
- Tremblay, Odile, 1998, « Broyés par le refus », *Le Devoir*, 7-8 mars, p. B1-B2.

La femme qui fuit

- Bernard, Michèle, 2016, « Anaïs Barbeau-Lavalette, *La Femme qui fuit* », *Nuit blanche*, automne, p. 26.
- Cloutier, Mario, 2015, « Anaïs Barbeau-Lavalette : le fantôme de la liberté », *La Presse*, 18 septembre. <http://www.lapresse.ca/arts/livres/entrevues/201509/18/01-4901805-anais-barbeau-lavalette-le-fantome-de-la-liberte.php> (consulté le 24 mars 2018).
- Crépeau, Jean-François, 2016, « Le goût métallique du sort humain », *Lettres québécoises*, printemps, p. 24.
- Lapointe, Josée, 2017, « *La femme qui fuit* cartonne en France », *La Presse*, 3 octobre. <http://www.lapresse.ca/arts/livres/201710/03/01-5138763-la-femme-qui-fuit-cartonne-en-france.php> (consulté le 24 mars 2018).
- Lessard, Valérie, 2017, « Le chemin vers soi de *La femme qui fuit* », *Le Droit*, 17 février. <https://www.ledroit.com/arts/livres/le-chemin-vers-soi-de-la-femme-qui-fuit-639cffd2f01f6ad010e38df09503be72> (consulté le 24 mars 2018).
- Perrin, Catherine, 2015, « La femme qui fuit : Anaïs Barbeau-Lavalette cherche sa grand-mère » [entrevue], *Medium large*, Radio-Canada Première, 10 septembre. http://ici.radio-canada.ca/emissions/medium_large/2015-2016/chronique.asp?idChronique=382762. (consulté le 24 mars 2018).
- Pleau, Jean-Philippe/Serge Bouchard, 2016, « Anaïs Barbeau-Lavalette : sur les traces d'une rebelle » [entrevue], *C'est fou...*, Radio-Canada Première, 2 avril. http://ici.radio-canada.ca/emissions/c_est_fou/2014-2015/chronique.asp?idChronique=402374 (consulté le 24 mars 2018).
- Tremblay, Odile, 2015, « “Les petits-enfants” de *Refus global* », *Le Devoir*, 12 septembre. <https://www.ledevoir.com/opinion/chroniques/449781/les-petits-enfants-de-refus-global>

Textes et ouvrages de référence

- Arbour, Rose-Marie, 1998a, « Le cercle des femmes automatistes », *Le Devoir* : « 50 ans de *Refus global* », 9-10 mai, p. E12.
- Arbour, Rose-Marie, 1998b, « Le cercle des automatistes et la différence des femmes », *Études françaises*, vol. 34, n°s 2-3, automne-hiver, p. 157-173.
- Barthes, Roland, 1957, *Mythologies*, Paris : Seuil.
- Dion, Robert, 2018, *Des fictions sans fiction ou le partage du réel*, Montréal : Les Presses de l'Université de Montréal.
- Dubois, Sophie, 2013, « Le manifeste récupéré : réduire, réutiliser et recycler *Refus global* », *Études littéraires. Études, analyses, débats*, vol. 44, n° 3, automne, p. 83-94.
- , 2016, « "Refus global" à l'aune de la Révolution tranquille ou comment la littérature écrit l'histoire et est écrite par elle », *Histoire engagée*, automne.
http://histoireengagee.ca/?page_id=5782 (consulté le 25 mars 2018).
- , 2017, *Refus global. Histoire d'une réception partielle*, Montréal : Les Presses de l'Université de Montréal, « Nouvelles études québécoises ».
- Gauvreau, Claude, 1996 [1969], « L'épopée automatiste vue par un cyclope », *Écrits sur l'art*, Montréal : L'Hexagone.
- Groulx, Lionel, 1924, *Notre maître, le passé*, Montréal : Bibliothèque de l'Action française.
- Hébert, Pierre/Yves Lever/Kenneth Landry, 2006, *Dictionnaire de la censure au Québec*, Montréal : Fides.
- Huet-Brichard, Marie-Catherine, 2001, *Littérature et Mythe*, Paris : Hachette Supérieur, « Contours Littéraires ».
- Lamonde, Yvan/Esther Trépanier, 1986, *L'avènement de la modernité culturelle au Québec*, Québec : Institut québécois de recherche sur la culture.
- Létourneau, Jocelyn, 1992, « Le "Québec moderne" : un chapitre du grand récit collectif des Québécois », *Discours social/Social Discourse*, vol. IV, n°s 1-2, hiver-printemps.
- Nora, Pierre, 1984, « Entre Mémoire et Histoire », *Les Lieux de mémoire*, vol. 1, Paris : Gallimard, « nrf ».
- Perelman, Chaïm/Lucie Olbrecht-Tyteca, 1988 [1958], *Traité de l'argumentation : la nouvelle rhétorique*, Bruxelles : Université de Bruxelles.
- Prost, Antoine, 2010 [1996], *Douze leçons sur l'histoire*, Paris : Seuil, « Points. Histoire ».
- Smart, Patricia, 1998a, *Refus global: genèse et métamorphoses d'un mythe fondateur*, Montréal : Programme d'études sur le Québec, Université McGill, « Les Grandes Conférences Desjardins », 1998.
- , 1998b, *Les femmes du Refus global*, Montréal : Boréal.
- Vadeboncoeur, Pierre, 1962, « La ligne du risque », *Situations*, vol. 4, n° 1.

Autres

- Fonds d'archives Jean-Charles Doyon, Bibliothèque et Archives nationales du Québec, cote : MSS10.
- Rey, Alain (dir.), 2018, *Le Petit Robert de la langue française 2018*, Paris : Le Robert.

FRANCA IACOVETTA

Writing Women's Community-based Pluralism into the History of Canadian Multiculturalism

Abstract

In contrast to the male and elite focus of much of the scholarship on Canadian multiculturalism, this study highlights the neglected history of women's community-based pluralist activism. It does so through an analysis of the populist-oriented cultural programs and social work interventions of the International Institute of Metropolitan Toronto, a post-1945 liberal pluralist social welfare organization that sought to integrate immigrants into Canadian society while also promoting cultural diversity. Set against the claim that Institute-style pluralism helped to inform later official multiculturalism, the article adopts the concept of a double-edged pluralism to assess the limits and possibilities of a flawed and uneven yet influential ideology, and one that contained contradictory elements. It also discusses the themes of difficult stories or conversations and entangled narratives in relation to the Eurocentric bias of much Institute pageantry and commemoration as well as the confidential case files.

Résumé

Contrairement à l'accent masculin et élitaire d'une grande partie de la recherche sur le multiculturalisme canadien, cette étude met en valeur l'histoire méconnue de l'activisme pluraliste et communautaire des femmes. Elle est réalisée à partir d'une analyse des programmes culturels plutôt populistes et des actions sociales de l'Institut International de la Métropole de Toronto, une association caritative libérale et pluraliste de l'après-guerre qui visait à intégrer les immigrants dans la société canadienne tout en promouvant la diversité culturelle. Opposé à l'affirmation que le pluralisme institutionnel favorisait la formation du multiculturalisme officiel ultérieur, l'article adopte le concept d'un pluralisme à double tranchant pour évaluer les limites et les possibilités d'une idéologie imparfaite, mais influente qui contient des éléments contradictoires. L'article tient compte également d'histoires ou conversations difficiles et de récits emmêlés en relation avec le biais eurocentrique du faste et de la commémoration de l'Institut ainsi que des dossiers confidentiels.

The scholarship on Canadian multiculturalism sheds important light on myriad themes, including the role played by male elites – politicians, policy-makers, leaders of ethnic communities, and others – in the adoption and evolution of official multiculturalism. It also offers insightful analysis of the critical texts, philosophical values, and social behavior underpinning Canadian articulations of liberal pluralism (Lupul 1978, Kymlicka 2001, Forbes 2007, Temelini 2007, Day 2010, Caccia 2010, Haque 2012). However, comparatively little attention has been paid to the historical role of women as multicultural advocates who sought to implement pluralist principles 'on the front lines' through community-based activities. This article helps to address this gap through an examination of the International Institute of Metropolitan Toronto, a post-1945 liberal, pluralist, and multi-ethnic social organization that served non-English-speaking newcomers, primarily though not exclusively Europeans, and promoted community-based programs and cultural diversity. Staffed in part by multilingual workers from the targeted immigrant communities, the Toronto Institute combined the neighborhood focus of a settlement house with a wider self-definition as a central community hub serving the city's different nationality groups.

A central claim of the larger project, which highlights the women without ignoring the men of the Institute, is that the women's still largely unknown pluralist activism helped to lay the groundwork for a later support of official multiculturalism among ordinary Anglo-Canadians. Here I focus on the women who figured so prominently in the Institute. Instead of a 'top-down' analysis of admittedly influential male elites, then, I offer a "bottom-up" study and critical assessment of women's more grassroots-oriented pluralism. The research also contributes to the growing historical scholarship mapping the longer and multiple roots of late-twentieth-century pluralism in North America (Selig 2008, Greene 2005, Kazal 2008, Cupido 1998, Igartua 2006, Iacovetta 2011, 2012).

In arguing that the Toronto Institute espoused a double-edged, or paradoxical, pluralism, my analysis moves beyond polarized depictions of liberal pluralism as constituting a progressive or retrograde ideology. It offers instead a multilayered framework for assessing the possibilities and limits as well as the tensions, contradictions, and ironic implications of an approach to incorporating immigrants into a self-defined immigrant-receiving nation-state. The evidence reveals, for example, that the desire of Institute personnel to encourage integration in a manner that preserved ethnic cultures and promoted diversity existed in tandem with a seemingly contradictory insistence that immigrants 'absorb' core Canadian political and social values. Similarly, activities meant to preserve and celebrate cultural distinctiveness, such as the multi-ethnic cultural programs and folk festivals, existed alongside the efforts of counsellors and class instructors to reshape immigrant behaviour in conformity with dominant middle-class Canadian models. The concept of a double-edged pluralism also applies to the social work interventions of Institute case-workers: at times, they acted like progressive pluralists; other times, intrusive experts. It also invites attention to the limits or ironies of an Institute-style cultural

pluralism that, for instance, harnessed folk cultures to a modernist nation-building project to produce a more robust multicultural nation while sidelining Indigenous peoples and racialized immigrants. The Institute's double-edged pluralism also played out in a contested context marked by opposing liberal calls for ethnic inclusion, the imposition of conservative gender and family models, and Cold War agendas. In probing pluralism's positive (multi-ethnic community-building) and negative (Eurocentric, assimilative) features against a contemporary context shaped by an acute refugee crisis, raging xenophobia, fears of terrorism, and declarations of multiculturalism's failure to incorporate immigrants, I ask, too, whether even a deeply flawed multiculturalism offers any redeeming qualities or lessons for our current horrific times (Bannerji 2003; Schrøver/Moloney 2013). It took the death of a boy to prompt action, but the lauded Canadian response to the Syrian refugees, which was heavily community-based, arguably fits an Institute-style pluralism that resonated with progressive people. In addressing the double-edged character of Institute pluralism, I also consider the themes of entangled narratives and difficult stories or conversations.

Some Historical Context

The Toronto International Institute came into formal existence in 1956, when two post-war reception groups established in 1952 merged and joined the American Federation of International Institutes. The U.S. institutes date to 1910, when social worker Edith Terry Brower founded the New York City institute as a department of the YWCA (Young Women's Christian Association). Dozens of institutes, which also had roots in the settlement house movement, emerged in cities across the interwar United States. Opposing the era's dominant assimilationist ethos, they embraced a liberal stance that combined an endorsement of cultural diversity with an insistence that immigrants adapt to the American mainstream (Mohl/Betten 1974, Mohl 1982, Hoganson 2007). After World War Two, some new institutes, including Toronto's, were established.

Located for much of its history in the immigrant-heavy west-end, Toronto's was the lone Canadian institute, though its personnel networked with other pluralist-minded Canadians as well as their US institute colleagues. In addition to reflecting the U.S. movement's goals, the Toronto Institute's liberal-integration mandate also drew on a long history of Canadian pluralist experiments that, through a mix of celebration and appropriation, portrayed Canada as a mosaic of integrated cultures. Such dynamics characterised the collection activities of turn-of-the-twentieth-century women's handicraft groups, for example, and the popular inter-war folk festivals organized by CPR (Canadian Pacific Railway) promoter J. Murray Gibbon; they also informed the intellectual currents among late-nineteenth and early-twentieth century social reformers (Henderson 2005, McKay 1994, Bellay 2001). The wide-ranging activities of the community-chest-funded institutes, including Toronto's, included help with jobs, training, welfare referrals, and counselling. They ran social,

recreational, and cultural clubs and programs meant to bring together newcomer and host groups as well as English and civics-oriented classes aimed at integrating newcomers into the Canadian mainstream. Institute personnel also engaged in public debates over immigration, organized social work conferences, and lobbied for more specialized immigrant social services, though, as reformers, they never openly resisted the laws or immigration bureaucracy (Mohl/Betten 1974, Urban 2017).

Like its predecessors and contemporaries, Toronto Institute personnel claimed a unique position as the cultural intermediaries of an increasingly heterogeneous city, interpreting immigrant cultures to Canadians and Canadian culture to newcomers. They argued that, unlike the unilingual, indifferent, and often hostile Anglo staff of the mainstream agencies and government departments serving immigrants, their multilingual and multi-ethnic staff possessed the cultural sensitivity and knowledge required for the job. Certainly, Toronto's staff represented a multi-ethnic group of Anglo Canadians, ethno-Canadians – of European heritage – and immigrants, though their training varied enormously. Overall, women outnumbered men. The first and most influential director and later head of group services, Nell West was a veteran Anglo-Canadian social worker and welfare administrator while her University of Chicago training mirrored that of many U.S. Institute personnel. Subsequent Toronto directors included some Europeans and one Trinidadian. The counsellors and caseworkers were mainly multilingual east European refugees and southern European immigrants of professional and middle-class urban backgrounds. Previous occupations included lawyer, engineer, trade official, teacher, and university graduate. The few professional social workers among them provided the others with on-the-job training. In the 1970s, a South Asian and Caribbean counsellor (both men) were hired.¹ Staff also included ethno-Canadian women earning part-time social work degrees and social work students. The many female volunteers, also ethnically mixed, included Anglo volunteers from the Institute's co-sponsors (e.g. Social Planning Council of Metropolitan Toronto), women's groups (e.g. Catholic Women's League), and community groups (e.g. rotary clubs, YWCA, and folk culture councils), and ethno-Canadian women from organizations like the Canadian Polish Congress and Italian Immigrant Aid Society (Iacovetta 2006).

The Toronto Institute was also an intercultural space: the middle- and working-class members who joined the various clubs and participated in community events represented more than 50 'nationality groups'; the clientele that sought counselling was even more diverse. As newcomers themselves, Institute staff were not simply Anglo-Canadian agents of Canadianization acting upon 'foreigners.' The records generated by their varied activities also contain entangled narratives, or histories, informed in part by the shared class and ethnic or cultural background particularly

¹ Profile drawn from Archives of Ontario (AO), International Institute of Metropolitan Toronto (IIMT) MU6385, MU6390, MU 6426 Personnel files, Committee minutes, Board minutes.

of the European staff and members. The observation also applies, albeit to a lesser degree, to some of the staff-client interactions involving women from similar cultural backgrounds. By contrast, Institute efforts among the post-1967 immigrants from Asia, the Caribbean and elsewhere barely began before its demise in 1974, making its pluralist experiment one that occurred primarily within a white European context – as did the official multiculturalism it helped to inform.

In contrast to the polarized US scholarship, which focuses on the interwar US institutes and either praises them as agents of diversity or critiques them as liberal assimilationists (Mohl 1982, Gabaccia 2002, Greene 2005, Hoganson 2007), my dialectical approach, as previously noted, aims to capture the tensions, contradictions, and complexities involved. A look at the social, recreational, and cultural clubs, for instance, reveal a contradiction between the Institute's democratic pluralism – which aimed to nurture civic engagement by encouraging members to vote and serve as officers in their respective clubs and establish their own agendas – and staff insistence on supervising each group. Indeed, staff complained about the heavily east European Outdoor Group, which organized picnics, hikes, and camping trips, as being too autonomous (Iacovetta 2006). The Institute's Christmastime activities were also double-edged. Female staff combined charitable acts, such as distributing food baskets to needy families in their neighbourhood – with the more community-affirming festivals of carols, which featured multi-ethnic choirs and drew a mix of people from the Institute's surrounding immigrant communities, and cookbook projects. In regards to the baskets, they acted much like any social service personnel, selecting 'deserving' recipients and rejecting others, though they also persuaded the city to include more 'ethnic' food items (such as olive oil and canned tomatoes) in the baskets. By contrast, the multicultural cookbook projects, where female staff and female members of Dutch, Czech, Hungarian, Lithuanian, Ukrainian and other European origins shared 'favourite' Old World recipes 'adapted' for busy Canadian women like themselves, and holiday stories that celebrated meaningful get-togethers over commercial excess, encouraged female friendships across ethnic difference, at least among the primarily middle-class women involved (Iacovetta 2012). To illustrate further the Institute's double-edged pluralism, I focus on two different types of activities: cultural programs and social work interventions.

Pluralism as Spectacle

The Institute's cultural programs aimed to encourage multi-ethnic collaboration (in part by encouraging a mix of Anglo and ethnic groups to mount the events), participation (as in folk-dance events where people were encouraged to practise the steps of another group's folkdance rather than simply observe), and mutual understanding and respect. By bringing people into the 'uplifting' or 'festive' intercultural space created through music, dance, and handicrafts, Institute personnel hoped to encourage a more cosmopolitan outlook and greater enthusiasm for a

pluralist nation. They spoke in terms of building an international community, or local United Nations in Toronto, that would act as a model for the post-1945 nation.

A common strategy was to promote pluralism through colourful spectacle. Institute staff organized bazaars where the culturally curious "Canadian" could sample foods from far-off lands, buy 'unique' crafts and practice folk-dancing steps. They mounted Ethnic Weeks and Ethnic Sundays that showcased a group's history, folklore, crafts, and food to wider publics with concerts, films, stories, exhibits, and banquets.² Attracting several thousand people in the late 1950s, the folk festivals on which the Institute collaborated featured a dizzying array of folk performances. The dance line-up for one year included: Scottish and Canadian square dances; Serbian and Ukrainian folk dances; the Buffalo Institute's Swedish troupe performing Scandinavian dances; an Italian Choir; an Israeli folk troupe; French-Canadian Folk Groups from Sudbury and Quebec; a Hindu love dance; an African Rain Dance; two Philippine dances; and a group of "Iroquois Indians" from Six Nations reserve at Brantford, Ontario performing "Chief Hiawatha" (Native-American) dances.³ The elaborate Nation Builders Shows of the 1960s drew between 12,000 and 20,000 people to the Canadian National Exhibition (CNE) stage.⁴ Starting in 1969, the week-long Metro Toronto International Caravan induced hundreds of thousands people into buying a 'passport' to visit international pavilions located across the city to partake in the songs, dance, food, and drinks of the world's major cities. By turns spectacle, trade show, and domestic tourism extravaganza, Metro Caravan outlived the Institute by 30 years.⁵

Several observations concerning these events highlight the theme of paradox as well as entangled narratives, and difficult stories – or rather, the avoidance thereof. First, the events drew culturally diverse audiences, suggesting the Institute could be an effective promoter of a populist pluralism that helped to acclimatize particularly Anglo-Torontonians to public displays of cultural distinctiveness. To fully appreciate this point, we must recognize (or remember) just how profoundly Anglo, Protestant, and somber Toronto still was in this period. However, the strategy could also serve to turn immigrants into quaint folk performers obliged to place their cultural gifts

2 AO, IIMT MU6472 File: Letters 1959-62, Institute *Newsletter* (later *Intercom*) 1957, "Old World Bazaar"; MU6413, File: Ethnic Occasions, "The Ethnic Weeks"; MU 6415 File: Latvian Federation, 1957; MU 6413 File: Ethnic Federations 1957-64, Flyer German Week Feb 17-23 1957; MU6416 File: Institute Folders 1957-1959, Flyer Lithuanian Week Feb. 9-14, 1957; F884, MU6413, File: Ethnic Occasions, 1957, Flyer, Latvian Week, March 31 to April 6, 1957.

3 MU6416 File: Folk Festival Minutes of Meetings Only, Flyer/Programme, 9th Annual John Madsen Folk Festival, Cherry Hill Farm, Sat, June 23, 1956.

4 MU6407 File: Community Folk Art Council 1963-1974, *Community Folk Art Council Newsletter* 2 (1964).

5 AO, MU6385 (B280523), Metro International Caravan, Executive Committee, 1969 Plans; news clippings, Colin Murray, "Metro International Caravan ... Toronto's at home to the world," *Toronto Telegram Weekend*, 21 June 1969; McKenzie Porter, "Reckless of WASPS to Ignore Caravan," 4 July 1969; Report of Institute Caravan Committee, 21 May 1969; *Intercom*, July 1969.

and talents on public display for the benefit, even consumption, of Anglo-Canadians. The related argument that the nation that accepts the immigrants' cultural gifts is enriched viewed pluralist community-building as "a two-way street" that required the ethnic groups' "readiness ... to come out of their isolation and present themselves to the [Canadian] community" and the "voluntary ... interest of the Canadian public in the New Canadians."⁶ Still, success depended above all on Anglo-Canadian participation and acceptance. As West's successor as director put it, the folk events staged by individual ethnic groups had a role to play in preserving difference, but the nation's interests were best served when these "artistic and cultural talents" were "exercised nationally" and enjoyed "by all ethnic groups, by immigrants, by new Canadians" and, most especially, by "old Canadians." Indeed, it was through "the attendance by old Canadians that the greatest good can be achieved for all concerned."⁷

Second, amid the eclecticism of the performances and pageantry, these venues privileged British and European groups. The festivals' historical formats usually had the British groups and, on occasion, other 'northern races' like the Scandinavians, open the show. The continental Europeans often dominated the middle sections, followed by certain more 'exotic' acts. In between, there was usually some tokenistic representation of Indigenous peoples, Quebecers and French Canadians, and African Canadians (who were usually gospel singers).⁸ Third, the nationalist and Whig-gish narrative imbedded in the commemorations of Canada as a nation whose two 'founding races,' but especially the British one, had learned first to tolerate, then accept, and finally celebrate the cultures of others reveals as well plenty of historical forgetting. Or in other words, the avoidance of such difficult stories as the forced removal of Indigenous children to residential schools and the anti-Chinese head taxes and exclusionary laws. This pattern also marked the Institute's *Canadiana Weeks*, which highlighted Canadian milestones by such insidious practices as featuring an "Indian and Eskimo" handicraft display as backdrop for a lecture on "Indians in Ontario" by a government official who no doubt delivered the immigrant-friendly discourse of the era to justify a continuing policy of assimilation.⁹

6 City of Toronto Archives (TCA), Social Planning Council, SC40, Box 53, File International Institute of Metropolitan Toronto 1961-63, Robert Kolm, Group Services Evaluation for 1956-58 for Review Committee meetings, May 16 and June 30, 1958.

7 H.C. Forbell quoted in AO, MU6411, File: Cultural Festival 1961-2, Meeting, November 8, 1961; and in File: Cultural Festival, Minutes of Meeting to Consider Establishment of an Annual Cultural Festival, November 8, 1961.

8 See, for example, MU6416 File: Folk Festival Minutes of Meetings, Minutes of Program Subcommittee, April 3, 1957, and Minutes of Meeting March 29, 1957 to discuss 1957 Programme.

9 MU6404 File: *Canadiana Week*, 1961-65; 1963 Flyer/program; *Intercom*, 1963. On this government strategy, Heidi Bohaker and Franca Iacovetta, 2009, "Aborigines are Immigrants Too: A Comparison of Citizenship Programs for Newcomers and Indigenous Peoples in Postwar Canada, 1940s-1960s," *Canadian Historical Review* 90: 3 (September) 427-62.

Fourth, the participating European ethnic groups used these events to advance a politics of cultural assertion that entailed "a dialectical dance" of resistance to and accommodation with the host society (Wilmsen 1996, Nederveen 1996, Cupido 2010). Institute personnel courted the 'ethnic organizations' for these events because their cultural groups heavily subsidized them by providing the conductors, choreographers, performers, costumes, instruments, and handicrafts. Also deeply invested in cultural preservation and commemoration, these groups also used the Institute's platform to insert their own historical narratives into the frame and to make culturally assertive claims to a pluralist nation. Consider 1963 Hungarian Week, which attracted positive mainstream press. The president of the co-sponsoring Hungarian Canadian Federation, Gabor C. Temesevary, influenced the coverage of an English-language newspaper by providing reporters with compelling Cold War narratives about the treasures brought into Canada by people "who loved their art so much they stopped to pack paintings and art objects into their suitcases" as "they were fleeing" their "Communist-over-run" country. Here, entangled narratives of culture and freedom enticed a few thousand people to make this a highly successful Ethnic Week.¹⁰ Behind the festival stage, the Institute, ironically, dealt clumsily with ethno-political tensions, the staff's insistence that members leave behind their Old World feuds being a hopelessly naïve strategy.

Finally, these highly eclectic cultural events exhibited elements associated with "liberal anti-modernism" (McKay 1994, Hoganson 2007), but ultimately aimed to harness ethnic folk traditions to a modernist nation-building project. Certainly, the festivals contained a nostalgic (anti-modern) lament for an allegedly simpler and more authentic past, but the main intent was to mold a new modernity that would serve the nation in an era of increasing heterogeneity. The 'top-down' political or social engineering suggested by, for instance, Paul Martin Sr's 1947 Canadian Citizenship Act, sought to ensure loyalty to the nation among an increasingly heterogeneous population that shared neither 'blood' nor history by making respect for diversity a core Canadian value (Martin 1993). Institute leaders agreed with the premise of the new citizenship act, but they also adopted a populist strategy of encouraging support for pluralism by corraling colourful folk cultures into public spectacles – doing so in Canada's largest, wealthiest and arguably most influential city (Iacovetta, 2011). Through television and other media, Toronto's sassy form of pluralism would have an influence beyond its metropolitan borders.

Social Work Interventions

While an intercultural space that allowed for the possibility of cross-cultural relationships, the Toronto Institute was also a contact zone where interactions particularly between counsellors and clients occurred within a context of asymmetrical

10 MU6473 File: Hungarian Art and Exhibition, 1963 Toronto *Telegram* news clipping.

power relations.¹¹ The case files produced by Institute counsellors and caseworkers – of which my data base includes 7,000 – are both rich and frustrating sources that contain entangled and competing narratives, difficult stories and conversations, and multiple negotiations. Many include a remarkable amount of personal detail – whether about anxious refugee parents trying to locate children still overseas, professionals in crisis due to severe downward mobility, or harried working mothers – while many others do not. Furthermore, most cases end abruptly, making it difficult to assess outcomes, though they are nevertheless revealing in other respects. The files permit us to explore differences between, for example, the urban and skilled German immigrants and east European refugees, and the heavily rural and lower-skilled southern Europeans. We can see too that many scenarios cut across class and culture, including those related to family dynamics. Highly mediated sources, case files require careful assessment. Ignorance of the paradigms within which case-workers operated or failure to recognize the mix of professional and subjective evaluations involved can lead to misinterpretation (Scott/Gordon 1990, Gordon 1989, Peel 2011). The social workers did wield power over clients in these local sites,¹² though they never exercised full control. Some clients suspected of being mentally ill end up in a psychiatric hospital, for example, while others do not. Some counsellors' limited social work training shows up in the subjective notes about disliking or distrusting a client, though, significantly, blurring the professional-private divide by taking a distressed client home for lunch was acceptable practice. By 1970, the files look more professional, but contain very little commentary, making it difficult to assess interactions with the much smaller numbers of post-1967 racialized immigrants.

Drawing on anthropological as well as psychological models, pluralist, or 'social cultural,' social work methods stressed the role that group-defined culture (from ideals and art to laws and institutions) into which individuals are socialized played in shaping behavior. Here, too, paradoxical elements emerge. Institute personnel promoted the equal validity of cultural difference; this stance reflected the premise that, since different cultures can exhibit radically different social standards and moral values, one should not pass moral judgments on beliefs and practices characteristic of cultures other than our own. At the same time, however, they also adopted a culturally deterministic script (as in the principle that humans follow the dictates of their culture) to inform an assimilative claim that, to integrate, immigrants had to swap, albeit voluntarily, one culture for another, or be maladjusted. They also claimed the right, as gatekeepers, to define Canadian community norms and demand conformity to them. This, in turn, justified intrusions into immigrant life (Iacovetta 2006).

11 Mary Louise Pratt, *Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation* (London/New York: Routledge, 1992).

12 Michel Foucault, *Knowledge/Power* (London 1980).

Some of the Institute's intrusions amounted to positive interventions. A case in point is the 'experiment' to encourage southern European parents to make greater use of existing health and welfare services in order to meet their children's needs. Like other Institute experiments, the campaign was at root a community-based project involving extensive Institute presence in a designated (west-end) neighbourhood. Led and implemented by women, the project (1962-1964) generated a mix of pathologizing discourses regarding, for example, the misplaced distrust of 'rural villagers' towards outside experts, and progressive measures. The latter included recruiting women from the targeted immigrant communities, and when that was not possible, someone with some cultural similarities (the Portuguese worker was from Brazil), rather than insisting upon Canadian social work credentials. The strategy did not avoid class and other distinctions between staff and clients, given the urban middle-class status of the former and the humble rural origins of the latter, but the fieldwork notes attached to thirty of the 75 cases collected from the project suggest it was a generally effective experiment. Under project director Edith Ferguson, a Canadian social worker who had worked in the refugee camps in Europe after the war, the all-female staff, which received on-the-job training, handled referrals from a dozen elementary schools in the immigrant west-end. These field-workers initially accompanied the public health nurses visiting the families in question, but then did much of the follow-up work on their own.

The very first school referral handled by the project offers insight into these women's ability to succeed where Anglo-Canadian nurses failed. The Italian worker, Maria Cocco, a university-educated northern Italian who also spoke English and French and had some business and journalism experience, persuaded the mother of a 14-year-old Italian girl with deteriorating eyesight to get her prescription glasses. According to the referral, the girl's school nurse (also a public health nurse) had tried for two years to convince an evasive mother to take her daughter to a nearby eye-clinic for testing, but each time, the woman would promise to consult a private doctor and do nothing, and then, on a follow-up call, insist that her daughter was healthy. Cocco was able to convince the mother to get the daughter glasses. While the shared Italian and immigrant background likely helped, Cocco's success owes more to the skills of diplomacy and persuasion she developed in the course of visiting hundreds of Italian and some Portuguese households during the early stages of the project. As her field notes for these 'block visits' show, she was quick to label some women with such loaded phrases as "a typically southern peasant type" (i.e., "wearing a black handkerchief on her head"). But they also show a mix of polite demeanor and firm diplomacy, and an ability to establish a rapport with clients, as suggested by the frequent references to women asking her to stay and visit. Without discounting likely embellishment, these requests are notable given immigrant suspicion of social workers and the absence of a social space in most of these crowded households. Indeed, a number of those conversations occurred on the front porch and involved entangled narratives about being immigrants adjusting to

life in Toronto. The notes also reveal that Cocco persuaded the mother in stages, first coaxing her into admitting the daughter had problems with her eyesight, then gaining her permission to make an appointment and escort the girl to the clinic for tests, and, then to pick up her glasses. This positive outcome also generated more school requests, resulting in dozens of children getting their eyes, ears, tonsils, and chests examined and treated, among other treatments.¹³ Some of the mothers later sought out Cocco and colleagues for additional assistance.¹⁴

This is not to suggest that all or most of the cases, which contain their fair share of difficult conversations, went smoothly. The fieldworkers sometimes used heavy-handed, guilt-inducing tactics; they pressured one mother into admitting her child to a psychiatric hospital, and another to an institution for "retarded" children, even though both women were extremely distressed over their respective situation.¹⁵ Alongside the positive outcomes (38% of cases with an outcome), were those that ended in failure (25%). Most of the latter involved school requests to investigate whether a child's poor attendance or poor performance was due to an undiagnosed illness or poor diet causing malnutrition hence problems with concentration and performance. Here, the nurse and Institute staff were more invasive, asking the parents prying questions about family diets, work schedules, and doctor's visits. In cases of prolonged truancy, the fieldworker delivered a school's stern warning, as Cocco did to the parents of a boy who, it turned out, was missing school because his injured construction-worker father kept using him as an interpreter in appointments with medical and welfare officials (a common occurrence that school authorities, public nurses and Institute staff alike lamented). As she delivered the threat of court action should they continue to keep the child out of school, the parents slammed the door on Cocco and nurse, abruptly ending that difficult conversation.¹⁶ These examples also suggest a co-relation between the reason for contacting the parents and the outcome. The enormous amount of staff time that these cases involved also made it difficult to replicate a project focused on one west-end neighbourhood on a large scale. Indeed, one of the Institute's male staff complained that it was creating unfair expectations within the immigrant communities.¹⁷

¹³ This discussion draws on: AO, F884, MU6469 (B436173) File: Neighbourhood Visits 1962, 'Second call, 1962-1963 etc.; CTA, SC 40, Box 53, File 1 A-International Institute 1961-63, Edith Ferguson to Project Committee, 24 April 1962; Edith Ferguson, *Newcomers in Transition* (A Project of The International Institute of Metropolitan Toronto, 1962-1964) – hereafter *NT*. The highlighted case is #1 in the 30 cases (20 Italians, 10 Portuguese; 16 girls and 14 boys under 16) in my sample of 74 cases and one of the few cases discussed in *NT* ch 5. Note that these cases are not part of my data base as they were produced by a special branch project.

¹⁴ Case 4, 24, and 28 in 30 child health sample.

¹⁵ Case 30 in *ibid*.

¹⁶ Case 3 in *ibid*. Also, Case 2, 8, and 26 in *ibid*.

¹⁷ CTA, SC40, Box 53, File 3A - Parkdale Branch 1961-63, Project Director Report to Project Committee, 15 May 1963; H.C. Knight to Leon Kumove, Report on Institute, 21 June 1962, 5 Sept 1963.

Success also depended on the parents' willingness to accept the assistance offered; the files suggest that mothers and fathers tolerated or accepted some outside intrusion when a child's health were a stake. In that regard, these cases reflect, if only implicitly, an entangled, or shared, narrative regarding the universal value of children's health, even if the interactions were not egalitarian. By contrast, Italian, Portuguese, and Greek immigrant parents were far less willing to negotiate a child's education when struggling family finances or homeownership strategies aimed at improving financial security were at stake. Institute counsellors failed to stop struggling parents (usually of large families with several children) from taking children out of school early to contribute to the family income. The dozens of case files of early school leavers (under age 16) and high school 'drop-outs' capture counsellors trying to persuade teenagers, most of them of southern European origin, to remain in school, and prepare for trade programs, with promises of landing more respectable or secure jobs than the menial or dangerous factory and construction jobs held by their parents. The girls were particularly encouraged to aspire for work in a 'clean' setting rather than their mother's 'dirty' factory. Frustrated counsellors sometimes blamed parents or other adults for sacrificing the children's chances for a better future, one defined in terms of modest upward mobility. Yet, these well-intentioned intrusions were also arguably double-edged in that 'progress' was limited to facilitating a youth's entry into better working-class jobs. Institute staff could imagine these boys as mechanics or plumbers, and the girls as secretaries or cashiers, but not as university-bound youth who might aspire to a career.

The most difficult stories contained in the Institute case files concern domestic violence. As the analysis of one particularly thick file dealing with domestic abuse illustrates, some of these files hint as well at the entangled though still unequal relationships that developed between immigrant female counsellors and immigrant female clients in crisis. The singled-out case, chosen because it encapsulates key themes, belongs to a sample of 25 domestic violence cases, which in turn belongs to a larger set of 250 cases involving family conflicts of different types. The complex scenarios and narratives contained in these family conflict files also reveal paradoxes, including that related to the era's dominant family discourses, which depicted the (nuclear) family as both a bulwark against Communism (and other threats, ranging from rising juvenile delinquency to homosexuality) and itself in need of shoring up. Notwithstanding their respect for cultural difference, Institute counsellors encouraged and cajoled their clients, whom they viewed as the product of more deeply patriarchal cultures, to aspire or conform to a Canadian family ideal that was itself rooted in paradox. The much-vaulted Canadian family combined the patriarchal ideal of male breadwinners and female homemakers with the contradictory notion of an egalitarian partnership. The Institute's pro-family approach meant that case-workers sometimes advised a woman desperate to be rid of an abusive husband to instead send him to them, or some other family agency, for counselling on 'proper' Canadian marital relations. Under certain circumstances, however, they put aside

family models to become the abused woman's ally, though they clearly preferred the scenario, or narrative, of transforming foreign tyrants into proper Canadian husbands (Iacovetta 2006).

The singled-out case involves Mrs. V., a 38-year-old Hungarian refugee of the failed revolution of 1956, a nurse, and mother of two young boys. She first entered the Institute in February 1958 to request help with daytime English classes (presumably in preparation for taking Canadian nursing exams), evening work, and locating a live-in nursery for her sons. The multilingual female counsellor who handled the case knew her client was separated from her husband, a doctor then interning in a hospital outside Toronto, and that he was obliged to pay child support, but not that he was abusive. Indeed, her first entry says Mrs V. spoke optimistically about life improving.

The first indication of the woman's problem surfaced months later, in June, when a "weeping" Mrs. V. reported that two strange men came to her flat late at night claiming to be government inspectors authorized "to investigate her private life, because they have a bad record about her." When they returned the next day, they admitted her husband had hired them to find "evidence for a divorce [adultery]," adding that he also wanted full custody of the children. However, it was not until a few weeks later, after Mrs. V. had been served divorce papers and the Institute had found her a lawyer, that her primary counsellor and other Institute staff discovered the extent of her nightmare. According to a detailed pretrial statement drawn up by Mrs. V.'s lawyer with the help of a Hungarian-speaking female volunteer, the husband for years had been beating her, even when pregnant, and the children. He also flaunted his adulterous affairs, including one involving the wife of his "best friend" in Budapest, another doctor, which resulted in "a very ugly scandal" and the couple's separation. Keen to avoid a messy divorce court case, which coincided with the outbreak of the Hungarian revolution, the husband fled to Austria. He then convinced Mrs. V., described in the affidavit as feeling "sorry" about the break-up and anxious about her "sick" (not specified) boys given the scarcity of doctors and medicine in Budapest, to join him. In the refugee camp, the husband, Mrs. V.'s statement reads, showed "such hate toward me and my children" that "even the [refugee camp] authorities...were very disappointed." Following one particularly vicious beating – the husband attacked her after she, angrily objecting to his plan to send a Budapest "girlfriend" some nylons while her sons lacked "shoes or dress," threw a book at him – the local police wanted to charge him and return him to Hungary, but she declined. He was then posted to a city hospital in Innsbruck until the couple obtained their visas and flew for Canada in summer 1957.

The affidavit notes that the abuse continued in Toronto, forcing Mrs. V. to take temporary refuge in the home of Hungarian friends. During his monthly visits while interning out-of-town, the husband, it says, "never gave us any financial assistance but rather made me black and blue all over." He also accused her of seeing other men – a common accusation among abusers – hence the private detectives. Mrs. V.'s

decision shortly after that incident to move into a flat with a Hungarian woman friend and her boyfriend proved disastrous: they reportedly drank a lot and kept asking for money. She promptly returned to the Institute in winter 1958 to ask for help in sponsoring her mother, though nothing came of the request. Soon afterwards, she attempted suicide by swallowing poison. In hospital, she agreed to undergo a psychiatric evaluation and place her children with the Catholic Children's Aid Society until she recovered. By the time of her release, however, the children were still living with her flat-mate although everyone thought her an 'unreliable' foster mother. The final two entries then note, first that Mrs V. was told that her husband is blocking the children's placement, and, secondly, that she has placed them in an out-of-town orphanage.¹⁸

The legal affidavit from which this summary is drawn is the closest we as historians can get to the woman's still mediated (by lawyer and interpreter) narrative of escalating desperation and then of defiance. Yet, even it simplifies a more complex, and truly difficult, story. A few additional observations, which emerge as well from my reading of the other domestic violence files, shed additional light on the nature of the social welfare encounter that transpired. First, the Institute's pro-family approach explains why the caseworkers' initial strategy to this, and other such cases, was to save the marriage. When Mrs. V. reported the incident with the private detectives, the genuinely concerned staff promptly alerted the police. They also sent the husband a stern letter that admonished him, "a person seeking professional status," for his behavior and urged him to seek therapy. Since he was currently not in Toronto, they offered to refer him to an appropriate family agency in the city in which he was living. As in most other cases of domestic abuse, the husband ignored the advice.

Second, once convinced there was no chance of reconciliation between Mrs. V. and her husband, the Institute caseworkers abandoned talk of reuniting this family and instead tried to help her secure a favourable divorce settlement and temporarily place her children in foster-care. Here, the turning point was the suicide attempt. In other cases, it was the counsellors' witnessing the man's aggressive or "strange" behavior either in family court or during a visit made to the Institute, usually to deny the allegations or issue threats. Third, and relatedly, the sympathy shown Mrs. V. reflects the counsellors' evaluation of her as a "good mother," thus suggesting a degree of subjective moralizing. The evaluation surfaces in several different texts that make up the file. A referral letter to a welfare agency written by senior staff notes that "we are favourably impressed with Mrs. V." as a mother and recommend support. In a final entry, the woman's main counsellor records an exchange during which she reportedly told Mrs. V. that "we all know that she is a good mother, and we want her to keep the children." The entry adds, a little more ominously, that the counsellor also told Mrs. V. to continue to "lead a good life so that no one [can] testi-

18 Case #2233 of my Institute data-base of 7,000 case files.

fy against her," and "to cooperate with us." While not an exemplary witness, the woman's flat-mate also reports that the husband "is very strange and unkind to his wife." Corroboration is also important to other abuse cases, often resulting in significant interventions.

Finally, the relationship is hardly egalitarian, but the file captures the caseworkers' year-long involvement with Mrs. V. Most of their activities involve meeting her pragmatic needs, registering her in English classes, securing her some cleaning jobs, placing her sons in a nursery and then a summer day camp, and interpreting for the Ontario Nursing Association. Moreover, the contents of the main counsellor's case file on Mrs. V. (as with others) indicate that she had developed a degree of trust with her client. Like many other clients, Mrs. V. is caught in the social welfare net and has more than one counsellor involved in her affairs. However, she enlists the help of the supportive Institute staff, particularly her main female counsellor, to deal with less sympathetic ones, such as a local Immigration department counsellor, a man, who threatens to refuse her emergency support because he finds her an 'uncooperative' client. A sense of trust also informs Mrs. V.'s (translated) suicide letter to her main Institute counsellor, which reads: "I am very sorry I was so much trouble to you," but "bodily and spiritually I am breaking down." "I would like to live to see my children grown up," it adds, "but I wouldn't be able to stand losing them." Blaming her plight on her husband's cruelties, and expressing hope that God will forgive her sin (she is a Catholic), she asks the counsellor "to see that my children get loving care from someone who will substitute for the mother they lost this way." Significantly, the suicide letter, and the relationship it represents, prompts the hospital psychiatrists and doctors to involve the Institute caseworkers, especially Mrs. V.'s main counsellor, in the woman's recovery plans. And, yet, even this case ends abruptly. Finally, this case, which is exceptional for the suicide attempt, also contains entangled narratives of abuse and mental health. Whereas the usual focus of such discussion is on the abusive man's mental health, here the discovery that Mrs. V. used poison brought "from home" prompts speculation of "a pre-existing personality disorder" or a long-time "depressed state" possibly related to her "personal difficulties."

Conclusion

A consideration of the hitherto neglected role of women's community-based pluralism through a case study of the Toronto International Institute sheds critical light on the possibilities as well as limits of an important, if deeply flawed, liberal experiment in which women enacted pluralism on the front lines. Female personnel, many of whom were immigrant or ethno-Canadians, played major roles both as promoters of a populist pluralism that helped to acclimatize particularly Anglo-Canadians to public displays of cultural distinctiveness, and as social workers counselling their mainly European clients. The article assessed the doubled-edged nature of Institute-style pluralism in the ways defined at the outset of this article mainly through atten-

tion to cultural events and social work interventions related to children's health and education, and to domestic violence. Identifying the root causes of that double-edged pluralism is complicated, but it stemmed at least in part from a paradoxical assumption that host societies can integrate immigrants into the mainstream – a process that inevitably involves a degree of homogenization to dominant norms – while preserving and promoting their 'authentic' folk cultures. Without exaggerating the relationships forged between newcomer counsellors and their female immigrant clients, the evidence presented also suggests that the Toronto Institute's distinctively multi-ethnic profile requires us to avoid reductionist portraits of them as Canadian agents of Canadianization while also acknowledging the significant degree to which these mainly middle-class counsellors carried out host-society-defined social work interventions.

The themes of difficult stories or conversations and entangled narratives that also frame this article were discussed in relation to the Eurocentric bias of much Institute pageantry and commemoration as well as the confidential case files. The latter offer insight into how Institute newcomer female counsellors held difficult conversations with their newcomer female clients and how they sometimes forged meaningful if unequal and short-term relationships, or alliances, with newcomer women clients in crisis. The illustrations suggest that a shared ethno-cultural or immigrant background with a client could help a fieldworker or counsellor establish trust with a client, but a worker's capacity to persuade and built rapport with her client mattered too. Finally, the article demonstrates, by demonstration rather than theoretical explication, how we might interpret the case files in ways that avoid the pitfalls of either a strictly empiricist stance (which assumes that the files capture what actually happened) or a post-modernist one (which views the files as simply the file-maker's 'fiction').

References

- Bannerji, Himani, 2003, "Multiple multiculturalisms and Charles Taylor's politics of recognition," in: Barbara Saunders/David Haljan (eds.), *Whither multiculturalism? A politics of dissensus*, Leuven: Leuven Press, 35–45.
- Bellay, Susan, 2001, "Pluralism and Ethnic/Race Relations in Canadian Social Science, 1880-1939," PhD diss., University of Manitoba.
- Caccia, Ivana, 2010, *Managing the Canadian Mosaic: Shaping Citizenship Policy*, Montreal and Kingston: McGill-Queen's University Press.
- Canadian Handicraft Guild, <http://www.canadianguild.com/modules.php?name=Historique>.
- Cupido, Robert, 1998, "Appropriating the Past: Pageants, Politics and the Diamond Jubilee of Confederation," *Journal of the Canadian Historical Association* 9:1, 155-86.
- , 2010 "Public Commemoration and the Politics of Cultural Assertion: Winnipeg Celebrates the Diamond Jubilee of Confederation," *Urban History Review* 38:2 (Spring) 64-74.
- Day, Richard J. F., 2010, *Multiculturalism and the History of Canadian Diversity*, Toronto: University of Toronto Press.

- Forbes, H. D., 2007, "Trudeau as the First Theorist of Canadian Multiculturalism," in: Tierney, 27-42.
- Gabaccia, Donna, 2002, *Immigration and American Diversity: A Social and Cultural History*, Malden, Mass.: Blackwell Press.
- Gordon, Linda, 1989, *Heroes of Their Own Lives: The Politics and History of Family Violence, Boston, 1880-1960*. New York: Penguin.
- Greene, Victor, 2005, "Dealing with Diversity: Milwaukee's Multiethnic Festivals and Urban Identity, 1840-1940," *Journal of Urban History* 31:6, 820-849.
- Haque, Eve, 2012, *Multiculturalism within a Bilingual Framework: Language, Race, and Belonging in Canada*, Toronto: University of Toronto Press.
- Henderson, Stuart, 2005, "'While There Is Still Time': J. Murray Gibbon and the Spectacle of Difference in Three CPR Folk Festivals, 1928-31," *Journal of Canadian Studies* 39, 139-174.
- Hoganson, Kristin L., 2007, *Consumers' Imperium: The Global Production of American Domesticity, 1865-1920*, Chapel Hill: University of North Carolina Press, ch 4.
- Iacovetta, Franca, 2006, *Gatekeepers: Reshaping Immigrant Lives in Cold War Canada*, Toronto: Between the Lines.
- , 2011, "Immigrant Gifts, Canadian Treasures, and Spectacles of Pluralism: The International Institute of Toronto in North American Context, 1950s-70s," *Journal of American Ethnic History*, 31:1 (Fall) 34-73
- , 2012, "Food Acts and Cultural Politics: Women and the Gendered Dialectics of Culinary Pluralism at the International Institute of Toronto, 1950s-60s, in: F. Iacovetta, V. Korinek, M. Epp, eds., *Edible Histories, Cultural Politics: Towards a Canadian Food History*, Toronto: University of Toronto Press, 359-84.
- Igartua, José, 2006, *The Other Quiet Revolution: National Identities in English Canada, 1945-71*, Toronto: University of Toronto Press.
- Kazal, Russell A., 2008, "The Lost World of Pennsylvania Pluralism: Immigrants, Regions, and the Early Origins of Pluralist Ideologies," *Journal of American Ethnic History* 27, no. 3 (Spring 2008)
- Kymlicka, Will, 2001, *Multicultural Citizenship: A Liberal Theory of Minority Rights*, London: Oxford University Press.
- Lupul, Manoly R., 1978, ed., *Ukrainian Canadians, Multiculturalism, and Separatism: An Assessment*, Edmonton: University of Alberta Press.
- Martin, Paul Sr., 1993, "Citizenship and the People's World," in: W. Kaplan (ed.), *Belonging: The Meaning and Future of Canadian Citizenship*. Montreal and Kingston: McGill-Queen's University Press.
- McKay, Ian, 1994, *Quest of the Folk: Antimodernism and Cultural Selection in Twentieth-Century Nova Scotia*, Montreal and Kingston: McGill-Queens University Press.
- Mohl, Raymond A./Neil Betten, 1974, "Paternalism and Pluralism: Immigrants and Social Welfare in Gary, Indiana, 1906-1940," *American Studies* 15:1 (Spring), 15-26.
- Mohl, 1982, "Cultural Pluralism in Immigrant Education: The International Institutes of Boston, Philadelphia, and San Francisco, 1920-1940," *Journal of American Ethnic History* 1:2 (Spring) 35-58.
- Nederveen, Jan, 1996, "Varieties of the Ethnic Politics and Ethnic Discourse," in: Wilmsen/ McAllister, 115-126.
- Peel, Mark, 2011, *Miss Cutler and the Case of the Resurrected Horse: Social Work and the Story of Poverty in America, Australia, and Britain*, Chicago: University of Chicago.
- Schrover, Marlou/Deirdre Moloney (eds.), 2013, *Gender, Migration and categorisation: Making distinctions between migrants in Western countries (1900) 1945-2010*, Amsterdam: Amsterdam University Press.
- Scott, Joan/Linda Gordon, 1990, "Exchange", *Signs* 15 (summer), 15: 4, 848-852.
- Selig, Diane, 2008, *Americans All: The Cultural Gifts Movement*, Cambridge MA: University of Cambridge.
- Temelini, Michael, 2007, "Multicultural Rights, Multicultural Virtues: A History of Multiculturalism in Canada," in: Tierney, 43-60.

- Tierney, Stephen (ed.), 2007, *Multiculturalism and the Canadian Constitution*, Vancouver: University of British Columbia Press.
- Urban, Andrew, 2017, "Social Work and Substantive Justice: The International Institutes' Response to Discriminatory Immigration and Naturalization Laws, 1924-1945," *Journal of American Ethnic History* 37:1 (Fall) 5-29.
- Wilmsen, Edwin N., 1996, "Premises of Power in Ethnic Politics," in: Wilmsen/McAllister, 127-142.
- /Patrick McAllister (eds.), 1996, *The Politics of Difference: Ethnic Premises in a World of Power*. Chicago: University of Chicago Press.

HELGA BORIES-SAWALA

« Début. Il n'y avait pas grand-chose.
Seulement des Indiens vivaient ici. »

Le rôle des Premières Nations dans la conscience historique de jeunes Québécois¹

Abstract

If asked about the history of their province, do Québec students mention Indigenous people? In what contexts do Indigenous peoples feature in Québec students' perception of history, which space do they take up, what role and what fate is ascribed to them? What topics do Québec students bring up, what judgements do they make, and how do they fill possible explanatory gaps in history schoolbooks? How do Francophone, Anglophone, and Indigenous students construct their respective collective We-identity in distinction from 'the Other'? These questions were studied quantitatively and above all qualitatively on the basis of a selection of about 1000 students' essays taken from a Québec-wide corpus that Jocelyn Létourneau and his research team had compiled at the Université Laval in Québec, Canada. The results are a central component of a research project that focuses on the role of Indigenous peoples in Québec's history education and also analyses the content of history schoolbooks since the 1980s to the present.

Résumé

Quand ils considèrent l'histoire du Québec – les élèves québécois parlent-ils des Autochtones ? Quels sont les contextes où ceux-ci font partie de l'histoire, telle qu'ils la conçoivent, quelle place y prennent-ils et quels sont leurs rôles et leurs destins ? Quels sont les sujets privilégiés que les jeunes ont retenus à propos des Premiers habitants, les jugements de valeur qu'ils expriment à leurs propos, les constructions éventuelles de logiques pour combler certaines lacunes dans la présentation des manuels d'histoire ? Comment le NOUS est-il défini par rapport à l'AUTRE, pour les élèves francophones, anglophones et autochtones respectivement ? Un échantillon d'un millier de copies d'élèves provenant du corpus réuni par Jocelyn Létourneau et son équipe a permis d'étudier ces aspects dans leur dimensions quantitatives et surtout qualitatives. Les résultats sont un élément essentiel d'un projet de recherche sur la place des Autochtones dans l'enseignement de l'histoire du Québec qui comprend également l'analyse de manuels scolaires québécois des années 1980 à nos jours.

1 Version modifiée et adaptée de : Bories-Sawala 2018 a.

La perception de la présence autochtone dans l'histoire du Québec, par des élèves de différents établissements scolaires à travers la province, est un élément d'une étude plus vaste sur la place allouée à l'histoire autochtone dans l'enseignement scolaire au Québec et sur l'image que celui-ci transmet des Autochtones et de leur rôle dans l'histoire canadienne et québécoise.² La constitution implicite ou explicite d'un NOUS collectif par rapport à l'AUTRE est au centre de ce projet de recherche mené en commun avec le regretté professeur Thibault Martin, titulaire de la Chaire de recherche du Canada sur la gouvernance autochtone du territoire de l'Université du Québec en Outaouais.

Cette étude se concentre sur les évolutions de l'enseignement de l'histoire au Québec des quatre dernières décennies, depuis la grande étude de Sylvie Vincent et Bernard Arcand parue en 1979. À l'époque, « dans la plupart des manuels, les Indiens font partie du décor, attendant la venue de Jacques Cartier. » (Vincent/Arcand 1979, 220). Si on devait résumer la principale différence qui distingue les nouveaux manuels des anciens, elle consiste en la prise en compte successive de l'existence de sociétés amérindiennes avant l'arrivée des Européens. Dans les programmes postérieurs à la Commission royale sur les peuples autochtones de 1996, un premier chapitre est consacré exclusivement aux Premiers habitants, leurs modes de vie et leur conception du monde. Or, malgré des efforts visibles de réduire l'eurocentrisme de leur perception, toutes les traces n'en ont pas disparu. Par ailleurs, l'approche des sociétés précolombiennes obéit à une logique ethnographique et culturaliste plutôt qu'historique et les présente comme immuables et essentiellement statiques. Pour les périodes ultérieures, notamment celles postérieures à la conquête britannique, l'histoire autochtone traverse une espèce de tunnel jusqu'au « réveil autochtone » revendicatif de la seconde moitié du XXe siècle.³ Ce « tunnel » connaît une exception à la fin du 19^{ème} siècle, à savoir les révoltes autochtones dans l'Ouest. Or, celles-ci sont isolées du contexte de l'industrialisation capitaliste et de la dépossession territoriale des Autochtones. Il reste que, dans l'histoire du Canada et du Québec dans son ensemble, les Autochtones et leurs descendants apparaissent principalement comme des victimes des Européens, privés de toute agentivité.

C'est aussi ce qui ressort d'un premier aperçu de la perception des élèves tel que Jocelyn Létourneau a pu le constater dans son enquête. (Létourneau 2014) Pendant une décennie, quelques milliers d'élèves d'établissements scolaires à travers tout le Québec avaient été invité-e-s à « raconter l'histoire du Québec comme vous la connaissez, depuis le début » et de la résumer ensuite en une ligne. Si l'on prend en compte ces seules phrases de résumé, il n'y a que 4,4% de celles-ci qui mentionnent les Autochtones (p.ex. : « Jadis, il y avait des Amérindiens, ensuite des bûcherons, maintenant des indécis. » ; Létourneau 2014, 11) La trame essentielle de l'évolution

2 Cf. Bories-Sawala/Martin 2018 a.

3 Cf. Bories-Sawala/Martin 2018 b.

des rapports historiques entre Européens et Autochtones, qui se dégage de ces énoncés, si on la résumait en une seule phrase, se lirait ainsi :

Vivant paisiblement et harmonieusement sur une terre splendide et fertile qu'ils occupaient depuis des lustres et qui leur appartenait, les Amérindiens ont été volés, envahis, abusés, colonisés, exploités et brisés, voire tués ou exterminés par les Européens qui ont été particulièrement injustes à leur égard en les chassant de leur territoire et en les effaçant de l'histoire québécoise. (Létourneau 2014, 164)

Or, pour connaître plus en détail comment se constitue la conscience historique des jeunes Québécois-es, par rapport à la place des Autochtones dans l'histoire de leur pays, il est intéressant de dépasser les seules phrases de résumé et de prendre en compte les textes entiers. Pour garantir une représentativité aussi fidèle que possible, un échantillon de 943 copies a été analysé entièrement, ce qui correspond à la totalité des copies de la collection provenant des élèves du niveau secondaire 5 dans différents établissements scolaires à travers le Québec recueillies entre sep-

L'échantillon de copies analysées			Secondaire 5 , 2003 -2006	
Région	sigle	Langue/composition	Nombre de copies	Pourcentage de copies mentionnant les Autochtones
Montréal	MTL1a	anglophones	39	61,5%
	MTL1b	anglophones	63	74,6%
Montréal	MTL7	francophones	132	58,3%
Montréal	MTL8	anglophones	41, dont 3 autochtones	87,8%
Laval	LAV	francophones	4	75,0%
Québec	QUE1	francophones	74, dont 1 autochtone	74,3%
Québec	QUE2	francophones	41	68,3%
Chaudière-Appalaches	CHAP	francophones	38	36,8%
Outaouais	OUT	francophones	117, dont 2 autochtones	34,2%
Montérégie	MGIE	francophones	139, dont 2 autochtones	55,4%
Centre-du-Québec	CTRQ	francophones	39	41,0%
Saguenay-Lac-Saint- Jean	SGLSJ	francophones	147, dont 2 autochtones	73,5%
Côte-Nord	CTNO1	autochtones	10	80,0%
Côte-Nord	CTNO2	francophones	21, dont 9 autochtones	95,2%
Gaspésie	GASP	francophones	38	55,3%

(Tab. 1)

tembre 2003 et septembre 2006. Ces élèves, âgés d'environ 15 à 16 ans, ont étudié l'histoire autochtone dans leur cursus sur l'histoire du Québec et du Canada un an auparavant, ne sont donc ni trop éloigné-e-s ni trop proche du sujet. Comme le tableau (cf. supra tab. 1) l'indique, les copies proviennent de groupes d'élèves de différents établissements publics et privés du Québec, aussi bien des grands centres urbains comme Montréal ou Québec, d'une banlieue comme Laval ou encore de régions plus rurales comme le Saguenay-Lac-Saint-Jean ou la Gaspésie. À chacun des sigles (p.ex. LAV ou CTNO1) correspond un groupe d'élèves. Les copies sont anonymes, mais les élèves avaient été invité-e-s à fournir une indication sur leur appartenance linguistique et culturelle. Selon ces indications, l'échantillon choisi se compose de 776 (82,3%) Francophones, 140 (14,9%) Anglophones et 27 (2,9%) Autochtones.

Pour permettre l'analyse des textes manuscrits, il a fallu passer par un travail de transcription et de décodage parfois peu banal.⁴

Voici l'exemple d'une réponse parmi les plus courtes :

«RACONTE-MOI L'HISTOIRE DU QUÉBEC»

Décrivez, présentez ou racontez comme vous la percevez, la savez ou vous vous en souvenez, l'histoire du Québec depuis le début.

Vous pouvez structurer votre propos comme bon vous semble en insistant sur les éléments du passé que VOUS jugez importants et ce, peu importe la façon dont on présente, décrit ou raconte habituellement ou autrement l'histoire du Québec.

Champlain est allée au Québec en croyant que c'était l'inde. Il meut persuadé qu'il y est. Plusieurs sont morts du scorbut et les amérindiens leurs donne un remède. Jacques Cartier fit 3 voyages donc il rapporta du quartz dans un. Ils font du trop de fourrures. Les Européens profitent de leur naïveté. Le roi de France encourage la colonisation du Québec. Il fait les gens pour avoir des enfants. Ils font du commerce de bois et de blé.

(Fig. 1) (QUE2-4 M)⁵

Ce qui frappe d'abord, c'est l'énorme diversité des réponses, même au sein d'un même groupe d'élèves. L'éventail va de copies comportant une poignée

4 A notre connaissance, il s'agit du premier dépouillement de cette source extrêmement intéressante, à plusieurs points de vue. Les originaux des copies sont conservés au département d'histoire de l'université Laval à Québec et ne sont pas encore numérisés.

5 i.e. copie N° 4 provenant du groupe 2 (ville de Québec) d'un élève masculin.

d'expressions pêle-mêle, en quelques lignes, à des essais raisonnés de quatre pages. Les copies sont ainsi très différentes entre elles en ce qui concerne la quantité et la qualité des énoncés, la maîtrise de la langue aussi bien que les connaissances historiques et la façon de les présenter. Il y a des chronologies, des tableaux, la reproduction de savoirs, mais aussi, plus rarement il est vrai, des récits argumentés, l'expression de points de vue personnels ou des conclusions originales. Certain-e-s élèves, surtout anglophones, ont préféré esquisser la trame de l'histoire québécoise sous forme de bandes dessinés ; l'intitulé de la question (cf. supra, fig. 1) les avait expressément invité-e-s à le faire « comme bon [leur] sembl[ait]. »



(Fig. 2) (MTL7-115)

Le Québec ne s'est pas toujours appelé le Québec. (case 2)⁶ Découvert par les Français, ceux-ci l'ont appelé Nouvelle-France. (case 3) Malheureusement, les Amérindiens occupaient déjà le territoire. (case 4) Les nouveaux arrivants ont donc utilisé des moyens pour s'en débarrasser. (case 5) Hooo ! Potion magique – Hé ! hé ! hé ! (case 6) Dieu est le maître du monde !!! (case 7) Mais un jour, les Anglais sont venus, ont tenté de prendre les nouveaux territoires des Français. (case 8)

Une première approche quantitative a révélé que 39,1 % des textes de l'échantillon ne comportent aucune mention des Autochtones. Pour les autres a été estimé la part que la mention de l'histoire autochtone constitue par rapport à l'ensemble du texte. Ainsi, dans 42,7% de ces cas, elle représente moins d'un quart de la copie. Des proportions remarquables sont atteintes dans les 5% où l'histoire autochtone compte pour un tiers dans l'histoire du Québec et dans d'autres 2,4% où la proportion atteint environ la moitié de la copie. Enfin, dans 2,7% des copies,

6 Les erreurs d'orthographe qui affectent seulement l'écrit et non l'oral ont été corrigées.

les Autochtones occupent plus de la moitié du texte, et 1,9% en parlent exclusivement ou presque. Ni le type de l'établissement (public ou privé), ni l'origine socio-géographique ni le sexe des élèves ne créent de différence significative à cet égard.

Comme on pouvait s'y attendre, le pourcentage de copies qui mentionnent les Autochtones (cf. tab. 1) est élevé dans un groupe exclusivement autochtone (80%), mais il est même dépassé par deux autres groupes, un anglophone (87,8%) et un francophone (95,2%). Fait intéressant, dans ces deux groupes, il y a aussi quelques élèves d'origine autochtone.

Pour ce qui est des aspects du contenu,⁷ 40,7% des copies qui parlent des Autochtones se bornent à la seule mention de leur existence, sans donner plus d'explication. L'élément ajouté par les autres – et souvent l'unique – est leur présence avant l'arrivée des Européens. Seuls 8,1% des copies présentent plus de 4 aspects de contenu différents, comme p.ex. la traversée de la Beringie, les groupes linguistiques, les modes de vie, les échanges commerciaux et culturels, les conflits, Louis Riel ou Oka. Les élèves qui, au-delà de la seule mention des faits, fournissent des hypothèses ou des réflexions personnelles sont encore plus rares.

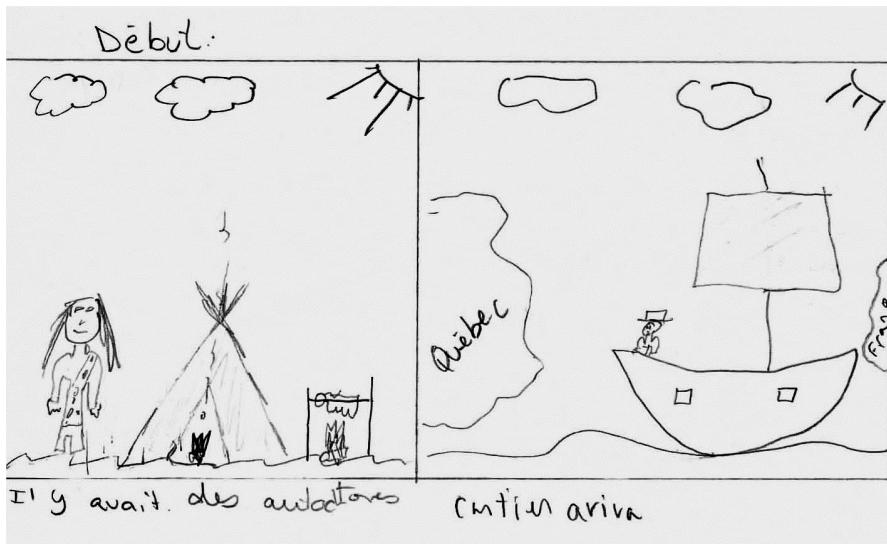
Or, ce sont ces copies qui peuvent nous renseigner, au-delà de l'approche quantitative, sur les divers aspects qualitatifs que seule une analyse des contenus et de leur mise en contexte peut révéler. Parmi les différentes thématiques qui ont intéressé les élèves,⁸ il sera ici seulement question de la mention ou non de la présence autochtone précolombienne et du caractère schématique de la plus importante partie des connaissances mentionnées par les élèves à propos des Autochtones. L'exemple de la justification de la prise de possession territoriale au nom du roi de France illustrera ensuite la façon dont certaines copies justifient ou en revanche contestent la colonisation européenne, pour enfin considérer plus en détail les quelques rares copies qui formulent, à propos de l'histoire autochtone, des hypothèses autonomes (vraies ou erronées) et des jugements personnels liés souvent à l'expression d'une appartenance à un NOUS collectif.

Tout commence par Jacques Cartier ?

Quelques copies prennent explicitement position par sur les débuts de l'histoire du Québec. Pour celles-ci les choses sont simples : « Le Québec a commencé à exister en 1534 lorsque Jacques Cartier est arrivé dans le Saint-Laurent avec ses bateaux. » (MTL7-120 M) / « Tout a débuté avec Jacques Cartier. » (QUE1-41 F)

7 Pour une analyse plus détaillée, cf. Bories-Sawala/Martin 2018 a.

8 Pour une analyse plus détaillée, cf. Bories-Sawala/Martin 2018 b.



(Fig. 3) (MTL7-25 F)

Pour un autre, ces débuts étaient quelque peu ennuyeux, puisque la vraie histoire n'avait pas encore commencé : « Début. Il n'y avait pas grand-chose. Seulement des Indiens vivaient ici. » (QUE2-11 M)

D'autres, en revanche, s'inscrivent explicitement en faux contre le choix de l'arrivée des Européens comme point de départ : « Pour moi, l'histoire du Québec commence avant la découverte de Cartier en 1492, ça commence avec nos vrais ancêtres, les Amérindiens. » (QUE1-50 F)

Il n'est pas rare qu'un NOUS québécois, différent des Autochtones, soit mentionné avant même que les Européens arrivent : « L'histoire du Québec a commencé quand les Algonquiens et les Iroquois [sic] sont arrivés chez nous. » (SGLSJ-102 F)

Dans une explication raisonnée, *leur* histoire est présentée comme différente de la *nôtre* :

J'estime que le début de notre société comme on la connaît aujourd'hui est la fondation de Québec en 1608 par Champlain. Certains peuvent dire que notre histoire est plus ancienne que ça à cause des Amérindiens, mais d'après moi, c'est leur histoire et non la nôtre. (L'une n'est pas meilleure que l'autre.) (QUE1-46)

Si la plupart des élèves reconnaissent aux explorateurs européens le mérite d'avoir *découvert* ce nouveau continent, et que les termes *découvrir/discover, découverte/discovery* sont de loin les expressions les plus couramment employées, quelques-un-e-s (dans les groupes autochtone et francophone uniquement) pren-

uent une distance critique expresse vis-à-vis de cette vision euro-centriste en mettant l'expression entre guillemets ou en parlant de *redécouverte* : « Jacques Cartier, qui dit avoir « découvert » l'Amérique. (MTL7-53 F) » / « Le Québec a été redécouvert par les Européens. Je dis redécouvert car les Indiens y habitaient avant. » (MGIE-139 M ; cf. aussi CTNO2-16, MTL7-9)

Or, selon certains, la surprise était grande voire désagréable pour les nouveaux arrivants : « Mais ce qu'ils [les colons] ne savaient pas, c'est qu'ils n'étaient pas seuls sur ce territoire, il y avait des Amérindiens qui étaient là avant eux. » (QUE2-35 M) / « Malheureusement, les Amérindiens occupent déjà le territoire. » (MTL7-115 ; cf. Fig. 2 supra)

À la différence de la plupart des autres, ce récit provenant d'une élève autochtone, ne cite aucun nom d'arrivante européen :

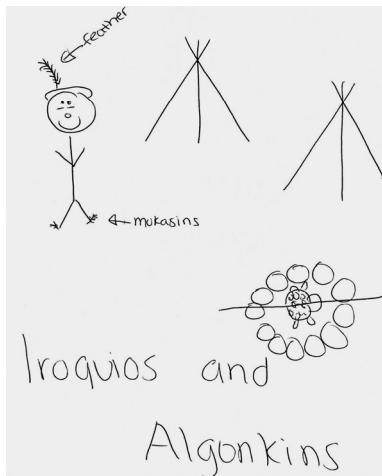
Un jour, un homme est arrivé dans le golfe du Saint-Laurent puis a découvert qu'il y avait déjà du monde, les Amérindiens. Après l'homme qui a découvert le Québec est venu exploiter les richesses des terres amérindiennes avec plein d'autres hommes ils ont aussi fait du troc avec les Amérindiens amenant ainsi l'alcool, les couteaux de métal, les fusils, etc. Ensuite les hommes sont revenus avec d'autres hommes pour s'établir sur les terres ne leur appartenant pas. Plusieurs conflits ont eu lieu entre les hommes et les Amérindiens, mais aussi entre hommes et d'autres hommes d'une autre origine. (MGIE-117 M ascendance québécoise-amérindienne)

L'élève ignore-t-elle le nom de Jacques Cartier ou suit-elle une tradition orale pour rendre compte de l'histoire sans préciser les personnages ou les dates ?

Notons à ce propos que l'histoire racontée par les « Blancs », que ce soit dans les manuels ou dans les copies d'élèves analysées, ne mentionne, à son tour, pratiquement aucun nom autochtone avant ou lors de la rencontre avec les Européens. Dans l'ensemble des copies, une sur 943 seulement connaît Donnacona. Sinon, c'est bien entendu, le nom de Jacques Cartier qui est omniprésent. Dans plusieurs cas, une confusion s'installe entre lui et Christophe Colomb et, plus rarement, Samuel de Champlain, voire Trudeau.

Plumes, maisons longues et matriarcat. Des savoirs schématiques

Les attributs des Amérindiens qui prévalent dans les dessins sont les plumes, les mocassins, l'arc à flèches et le calumet.



(Fig. 4) (MTL1a-29 M)

La mention des deux familles d'Amérindiens, à savoir les Iroquoiens et les Algonquiens, associée ou non au fait qu'ils soient sédentaires ou nomades, est souvent la seule chose que retiennent les élèves à propos des Autochtones. Rarement, un lien est établi entre mode de vie et mode de production :

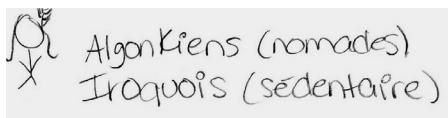
Aussi, il y avait 2 clans, les Algonquiens et les Iroquoiens : Les Algonquiens, eux, ils étaient patriarcal [sic], ils faisaient de la chasse et de la pêche et ils vivaient dans les tipi, car voyageaient plus. Les Iroquoiens, eux, ils vivaient d'agriculture, ils étaient matriarcal [sic] et ils étaient aussi sédentaires : Ils vivaient dans des maisons longues car ils restaient beaucoup plus longtemps à la même place (1/2 du texte) (SGSJ-88 F)

Ces informations, bien que très schématiques et rudimentaires, peuvent prendre une proportion considérable par rapport à ce qui est dit sur l'histoire du Québec. Il arrive même que la présentation de ces deux groupes soit, à elle seule, tout ce qui en est retenu :

It all started with the Algonkian and the Iroquois. The two true Amerindian tribes. The Algonkian are nomadic and use canoes and hunted. They moved along with the animals. The Iroquois stayed near the water and were very much like savages. (texte intégral) (MTL1a-33 M)

Très souvent, les informations sont livrées sous forme de notions en vrac, sans formuler des phrases qui permettraient d'exprimer des rapports de cohérence :

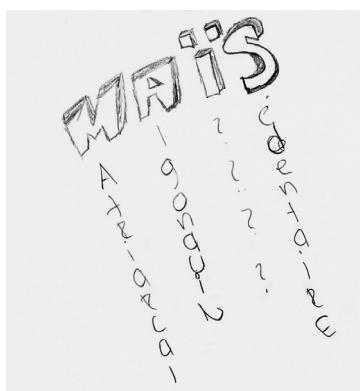
« Amérindiens : Algonquiens : chasse, société patriarcale, nomade / Iroquois : agriculture, matriarcale, sédentaire » (OUT-21 M) / « Iroquois : matriarcat, agriculture, maison longue Algonquien : patriarcat, chasse, pêche, cueillette, tipi » (CTRQ-33 M) / « Ça commence par la société iroquoise et algonquienne. Les Iroquois : matriarcat, agriculture, sédentaire. Tandis que les Algonquiens : patriarcat, nomade, cueillette de fruits. » (SGSJ-15 F) / « Iroquois and Algonkians. Some of them had wigwams, snow shoes. One of them were patriarchal. I think it was the Algonkian and matriarchal are Iroquois. » (MTL1a-6 M)



(Fig. 5) (MTL1b-43 F)

Il s'agit de toute évidence, pour la très grande majorité des élèves, de connaissances apprises par cœur dont la reproduction fait appel beaucoup plus aux procédures mnémotechniques qu'aux capacités de compréhension voire d'esprit historique. Quelques copies nous en livrent d'ailleurs le secret pour mémoriser le schéma :

Ce que je me rappelle le plus de mes cours d'histoire se situe surtout au niveau des Amérindiens et des grandes explorations. Pour ce qui en est des Amérindiens, je me rappelle de maïs. « M » pour matriarcat, « A » pour agriculture, « I » pour Iroquois » et « S » pour sédentaire. Ce petit truc m'a beaucoup été utile pour différencier les Iroquois des Algonquiens. (SGSJ-96 F)



(Fig. 6) (SGSJ-99 F)

Nous trouvons ce même genre de technique du côté anglophone : « ANP: Algonquins / nomadic / patriarchal) MSI Matriarchal / sedentary / Iroquois ». (MTL8-25 F)

Cependant, tout en ayant recours à ces techniques, les élèves ne se limitent pas toujours à un savoir schématique et peuvent en même temps faire preuve d'une réflexion plus approfondie :

Les Amérindiens, Iroquois et Algonquiens (NAP), deux groupes différents vivaient sur nos terres. Les Iroquois (SIM), sédentaire, ce groupe avait une technique très développée qui consistait à habiter sur le bord de l'eau en vivant d'agriculture et d'élevage. Dans leur groupe, c'étaient les mères ou les femmes qui prenaient les décisions, ils vivaient dans de grandes maisons. Pour ce qui est des Algonquiens, eux, étaient nomades, ils vivaient de chasse et de pêche. (MGIE-56 M)

Il reste que dans la très grande majorité des copies, les élèves se bornent à reproduire des savoirs 'psittaciques'. Le schématisation de ces connaissances apprises par cœur pousse la mise en opposition entre les modes de vie des Algonquiens, d'une part, et des Iroquois, de l'autre, à un extrême qui ne permet aucune différenciation, mais peut même résulter à ce qu'ils y voient non des différences, mais carrément une opposition de fond entre les deux groupes: « Il y a 2 types d'hommes : les Iroquois et les 'Algonquiens'. Les Iroquois ont la réputation d'être très guerriers, ils sont sédentaires et matriarcat [sic]. Les Algonquiens, c'est l'inverse. » (MGIE-49)

Cet exemple montre également que la confusion entre « Iroquoien » et « Iroquois » peut conduire à un mélange des informations. Le caractère « guerrier » attribué aux Iroquois provient certainement plus du contexte des guerres ultérieures, p.ex. entre Iroquois et Hurons, que de celui des modes de vie des Premiers habitants avant 1600. Force est de constater qu'aucune des copies n'établit de différence entre Algonquiens et Algonquins ou entre Iroquois et Iroquois. Toutes les combinaisons et variantes orthographiques possibles sont présentes, même si la confusion est loin d'atteindre un niveau comme dans l'exemple suivant : « Avant qu'il [Jacques Cartier] arrive, le Québec était peuplé par des Amérindiens. Les Iroquois et les Autochtones. Les Iroquois étaient sédentaires, matriarcat [sic] et avaient développé la patrie. Les Autochtones étaient nomades et patriarcat [sic]. » (MGIE-5 M)

Cette copie n'est d'ailleurs pas la seule à faire transparaître que « matriarcat » et « patriarcat » sont des vocables nouvellement appris à cette occasion et qu'ils sont employés sans en maîtriser tout à fait la signification.

Un autre phénomène linguistique attire l'attention, dans notre contexte, à savoir l'emploi du verbe « se nourrir » :

Je me souviens que les premiers habitants du Canada étaient des Amérindiens et il y avait plusieurs clans différents dont les Algonquiens, eux, ils étaient nomades et vivaient de chasse, pêche et de cueillette de pe-

tits fruits. Il y avait aussi les Iroquois et les Inuits : les Iroquois se nourrissaient principalement d'agriculture et ils étaient sédentaires. Quant aux Inuits, eux, vivaient dans le nord et y vivent encore et se nourrissent principalement de chasse. (MGIE-10 F)

Employé ainsi, ce verbe semble plus approprié au monde animal que pour décrire une activité humaine.

Les copies autochtones se distinguent par leur perception plus différenciée des nations autochtones. Parmi elles, il y en a qui citent par leurs noms spécifiques les nations appartenant aux deux grands groupes : « Iroquois (Mohawk, Cayuga, Seneca, Oneida, Onondaga): hunter's, sedentary, longhouses, matriarchal / Algonquin (MicMac, Ojibwa, Abenaki): nomadic, patriarchal » (2/3 du texte) (MTL8-30 F ; ascendance Native American Mohawk)

Les Inuits, eux, sont pratiquement absents de l'horizon des élèves invité-e-s à rendre compte de l'histoire du Québec dans son ensemble. Deux parmi les quatre copies (toutes francophones), qui les mentionnent, précisent leur mode de vie : « Avant la conquête des Amériques par les Européens, les Indiens vivaient paisiblement séparés entre eux, en quelques groupes, Algonquin, Iroquois, Hurons, Inuits. » (MTL7-17 F, cf. aussi MGIE 10)

Les deux autres se contentent de les nommer. Ni pour eux, ni pour aucune des autres nations autochtones on ne trouve de commentaire sur leur appellation ou sur l'origine européenne ou autochtone de leur nom, à part la méprise de Christophe Colomb ayant mené au terme d' « Indiens ». Et, bien entendu, il ne vient à l'esprit d'aucun-e des élèves de poser la question de l'origine des savoirs qu'on leur enseigne sur les Premiers habitants avant l'arrivée des Européens. À l'instar des manuels, la provenance de ces savoirs des seules sources européennes, forcément imbues des perceptions des colonisateurs, reste entièrement dans l'ombre.

« Pour qui se prenait-il ? » La légitimité de la colonisation discutée

Dans l'ensemble, la simple mention de la présence des Autochtones au moment de l'arrivée des Européens, la référence aux Algonquiens et aux Iroquois comme à leurs modes de vie respectifs et enfin le fait que les explorateurs aient pris contact avec les Premiers habitants, voilà ce qui constitue l'essentiel de ce qui est dit des Autochtones. La plupart des copies ne vont pas au-delà de ces mentions. Les élèves abordent ensuite des sujets comme l'économie de la Nouvelle France, sans plus jamais reparler des Amérindiens.

Rares sont les exemples d'une description aussi détaillée que celle-ci :

En 1534, Jacques Cartier, un Français, découvre le Québec. Ils aperçoivent alors un peuple installé là depuis de nombreuses années, les Amérindiens. Ce peuple, vivant de façon nomade ou sédentaire, a depuis longtemps trouvé de multiples façons de survivre à hiver long et rigou-

reux du Québec. Ce peuple est aussi maître de la chasse utilisant la fourrure de leurs proies afin de se vêtir. Lorsque Jacques Cartier débarque au Québec, il est tout de suite approché par ces Amérindiens. Ceux-ci sont d'abord sur leurs gardes face à ces nouveaux explorateurs, mais deviennent rapidement apeurés par les armes qu'ils ont en leur possession, je pense entre autres aux fusils. Le premier hiver est très difficile pour nos nouveaux explorateurs, le scorbut fait des ravages, ils doivent donc demander de l'aide aux Amérindiens. (1/3 du texte) (MTL7-126 F)

33 élèves francophones et deux autochtones (mais aucun élève anglophone) mentionnent la plantation de la Croix de Gaspé. Pour certains, les Européens saisaient qu'ils se trouvaient en territoire habité, mais cela ne les empêcha pas d'en prendre possession : « Mais il y avait déjà des occupants. Ils plantèrent une croix quand même. » (CHAP-24 F ; cf. aussi SGJSJ-103 M)

Dans quelques copies, les Amérindiens ne réagissent pas : « Les Français ont débarqué et se sont approprié les terres des Amérindiens ce qui ne les dérangea pas trop. » (QUE1-42 F)

Dans d'autres, ils sont représentés comme plutôt hésitants :



(Fig. 7) (QUE2-12)

Une seule copie évoque la réponse trompeuse de Cartier faite à des Amérindiens sceptiques : « Lorsque Jacques [sic] arriva, il posa sa croix, dit aux Amérindiens qui n'étaient pas au courant qu'on installe cette grosse chose sur leur territoire, que cette croix leur servait seulement de point de repère pour les bateaux lorsqu'il va revenir. » (MGIE-5 M)

La légitimité de la prise de possession des territoires par Jacques Cartier est discutée par un petit nombre de copies. Quelques-un-e-s essayent de la justifier ; certain-e-s en se référant à un NOUS précolombien hypothétique :

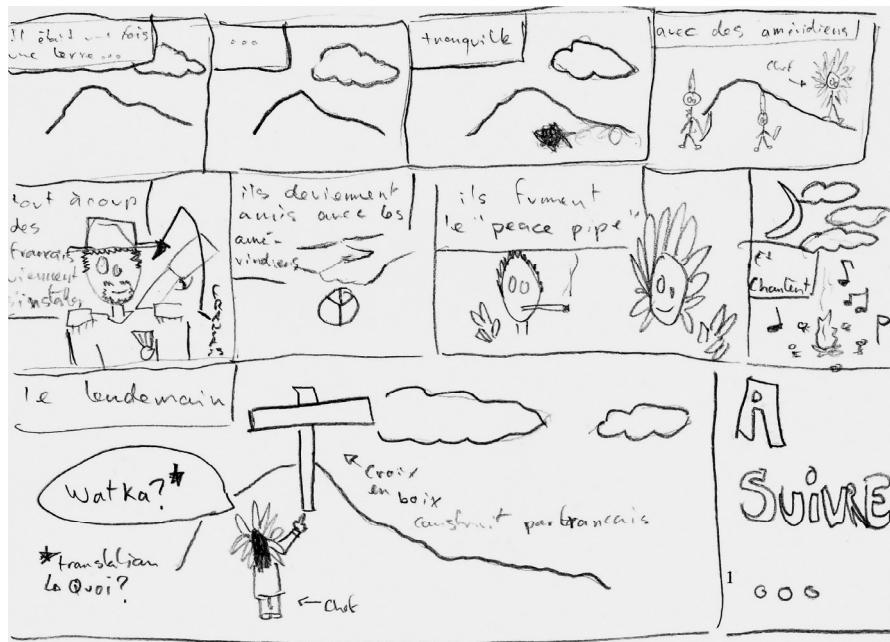
Notre Québec fut découvert par la France et le navigateur Jacques Cartier. [...] Étant découvert par la France tout portait à dire que nous étions une terre française, mais sur cette terre des hommes y vivaient déjà. Les Amérindiens, peuple occupant déjà les terres, et les nouveaux venus fi-

rent bien des échanges ce qui mit en route les colonies-comptoir pendant un long moment. (MGIE-124 F)

Une autre élève est catégorique dans son refus de trouver une légitimité à cette prise de possession :

Les Autochtones étaient sur le territoire québécois. Jacques Cartier est venu prendre possession du territoire au nom du roi de France. Pour qui se prenait-il ? Je crois que tu ne peux prendre possession d'un territoire. Et tu ne peux encore moins en prendre possession quand des gens y résident. (GASP-18 F)

Et pour ce jeune dessinateur de BD, tout se passait très bien avant l'arrivée des Européens. Même l'accueil fut amical, dans un premier temps. C'est la plantation pré-somptueuse de la croix qui gâcha tout :



(Fig. 8) (MTL7-63 M)

Il était une fois une terre... (case 1) tranquille (case 3) avec des Amérindiens (case 4). Tout à coup, des Français viennent s'installer (case 5). Ils deviennent amis avec les Amérindiens (case 6), ils fument le « peace

pipe » (case 7) et chantent (case 8). Le lendemain : croix en bois construit par Français. (case 9) (Copie entière)

Des raccourcis qui en disent long

Pour certains, la prise de possession du territoire par les Européens a engendré un génocide immédiat : « Many native Indians lived here before, but the European people from France fought against them and killed them. » (MTL8-6 F)

Ou bien :

Les Français ont installé des colonies et ont nommé le territoire la Nouvelle France, ensuite il y a eu un froid entre les Amérindiens puis les Français ont exterminé une bonne partie des populations autochtones, c'est pour cela qu'ils vivent maintenant dans des réserves et qu'ils ont presque tout de payé par les gouvernements. (MTL7-72 M)

Nous voici devant un de ces raccourcis très intéressants qui attire notre attention sur la nécessité ressentie par les élèves d'expliquer comment le rapport de force entre Européens et Autochtones a pu aboutir à la situation actuelle des communautés autochtones, telle qu'ils la perçoivent à travers les médias et leur entourage. Selon cette élève, s'il ne reste que peu d'Autochtones aujourd'hui, c'est le résultat de leur anéantissement dès le début de la colonisation. Le processus de spoliation économique, de discrimination juridique et politique et d'assimilation forcée du 19^e siècle est largement ignoré aussi bien dans la conscience historique des élèves que dans le récit des manuels.

Ainsi, devant un manque flagrant d'explication plausible, certains élèves forgent des hypothèses pour donner de la cohérence à cette histoire. Ce qui peut apparaître comme des défauts dans les copies, est donc au contraire très précieux pour identifier des lacunes dans la présentation de l'histoire par l'enseignement (cf. Bories-Sawala/Martin, 2018 a). Le même effort de construire une logique s'exprime dans cette copie :

Les Amérindiens n'étaient pas trop contents de se faire envahir leurs terres par une centaine de Français, mais ils les trouvaient bien sympathiques avec leur eau-de-vie et leur apparence ridicule. Tout allait bien quand le peu de Français faisaient la traite de fourrure et même quand ils ont commencé à s'installer, malgré quelques guerres avec les Iroquois, tout allait bien. Les choses ont commencé à se gâter lorsqu'un autre peuple a voulu avoir de la fourrure [les Anglais]. (1/2 du texte) (MTL7-34 M)

Les élèves accordent à l'hécatombe provoquée par les maladies européennes importées beaucoup plus d'importance que la plupart des manuels. Cette mention des épidémies est encore plus fréquente parmi les élèves autochtones. En revanche, les condamnations les plus résolues proviennent de copies de jeunes Québécois-e-s francophones et anglophones. Ainsi, cette élève oppose-t-elle l'attitude hospitalière des Autochtones aux apports néfastes des Européens : « The French and English explorers brought with them new diseases and weaponry. The Native Americans gave the explorers various food and a lot of hospitality. » (1/4 du texte) (MTL8-19 F)

La perte de population subie est rapprochée de la spoliation territoriale : « Au début, comme tout le monde sait, notre terre était habitée par les Amérindiens. On leur a volé leur terre, et on a causé la mort de 2/3 de leur population. » (QUE1-17 F)

Les élèves francophones et anglophones s'accordent pour considérer que les Autochtones ont été les victimes des Européens en s'en reprochant parfois réciproquement la responsabilité. En revanche, les exemples d'hostilité vis-à-vis des Autochtones qui se réclameraient à tort de leurs droits ancestraux sont extrêmement rares. Or, une conclusion intéressante est exprimée dans plusieurs copies, à savoir que la Conquête anglaise subie par les Français serait une juste revanche de l'histoire qui leur infligerait un sort analogue à celui qu'eux-mêmes avaient fait subir aux Amérindiens : « Indians got screwed over by the French, the French got screwed over by the English, French screwed over the English. » (MTL1b-46 F)

Un autre utilise le même argument non pas pour déculpabiliser les Anglais, bien au contraire: « The French robbed from the Indians, then the English robbed from the French. Therefore, the English robbed from the Indians. » (MTL1a-16 F)

L'argument de la revanche de l'histoire existe dans les copies francophones également, dans des termes vigoureux et sans équivoque :

Deux peuples, la France et l'Angleterre se sont battus pour une terre qui ne leur appartenait en aucune façon. [...] Après la conquête par les Anglais ; ce fut notre tour d'être persécuté : on a voulu nous faire perdre notre âme, notre religion, notre langue. Tout ce qui fait l'essence même d'un peuple. Tout ce qu'on a voulu enlever aux Amérindiens, on a dû se battre pour le garder. Ne négligeons pas les actes de Cartier et des colons car ils ont agi d'une manière similaire aux Anglais face aux Français [avec les Amérindiens]. (MTL7-97 F)

L'argument du juste retour des choses est présent dans d'autres raccourcis qui constituent des constructions à la recherche d'un sens dans l'histoire.⁹ Dans ce dessin un Amérindien et un Européen échangent de l'alcool « qui rendra mon people

9 Pour l'évocation du tabac sans prendre en compte l'horizon d'interprétation des jeunes Québécois-es du 21^{ème} siècle, cf. Bories-Sawala/Martin 2018 a, 146-150.

alcoolique et les feront (sic) mourir du cancer du foie » contre du tabac « qui rendra mon people dépendant et qui les feront (sic) mourir du cancer du poumon » :



(Fig. 9) (MTL7-1 F)

Regards croisés

Comment les élèves francophones, anglophones et autochtones se regardent-ils mutuellement, à travers de leur perception de l'histoire du Québec? Le dépouillement de toutes les références identitaires explicites montre que, parmi les trois groupes, les Francophones sont les plus nombreux à se référer à un NOUS collectif.

Références explicites à un NOUS collectif:

	<u>1 ou 2</u>	<u>3 ou plus</u>
Francophones:	15,8%	8,8%
Anglophones:	12,5%	0%
Autochtones :	11,1%	3,7%

(Tab. 2)

Pour ce qui est des contextes, les conflits historiques avec les Anglais et la « question nationale » prédominent chez les Francophones, tandis que les aspects de contenu sont moins nombreux, moins précis et plus équilibrés chez des Anglophones :

Francophones:

Rapports historiques avec les Anglais	49,9%
Québec actuel ou futur:	29,8%
Rapports avec les Autochtones	9,5%
Début de la colonisation:	7,7%
Rapports avec la France	1,9%
Identité franco-canadienne	1,2%
Sans précision	0,0%

Anglophones:

Début de la colonisation:	18,8%
Québec actuel:	12,5%
Rapports avec les Autochtones:	12,5%
Sans précision	56,2%

(Tab. 3)

Ainsi, les Francophones comme les Anglophones, quand ils se réfèrent explicitement à un NOUS collectif, ils s'opposent principalement entre eux, réciproquement, et non par rapport à un AUTRE autochtone.

Pour ce qui est des Autochtones, le faible nombre des occurrences (« notre langue », « our heritage », fierté de l'appartenance) ne permet pas de les chiffrer de la même façon. Chez eux, le NOUS s'exprime avant tout comme une affirmation identitaire, qui se construit parfois, mais pas toujours, par opposition aux Euro-Canadiens. Enfin, cette copie remarquable entre toutes, provenant d'une élève autochtone, exprime un MOI autochtone victime des Anglais, puis des Européens, qui aboutit à une identification pour le moins inattendue à un NOUS québécois :

A ce que je me souviens de notre histoire, c'est que les Anglais ont voulu prendre la possession de nos terres. [...] Avant ça il y a eu les Amérindiens qui ont souffert des arnaques des Européens. Ils nous ont d'une façon détruits avec leur manigance atroce avec leur matériel. [...] Cette partie de l'histo[ire, i.e. les patriotes] a été la plus marquante pour moi, c'est ce qui a fait de moi une séparatiste. (MGIÉ-104 F ascendance. amérindienne)

Bibliographie

- Bories-Sawala, Helga Elisabeth, 2018 a, «La perception, par la conscience historique de jeunes Québécois, de la présence autochtone dans l'histoire du Québec», in : *Enseigner les premières Nations au Québec*, numéro thématique, *Enjeux de l'Univers social*, vol.14, n°1, 13-16.
- /Thibault Martin, 2018 a, *EUX et NOUS. La place des Autochtones dans l'enseignement de l'histoire nationale du Québec*. vol. 1 (<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:46-00106629-19>).
- /---, 2018 b, *EUX et NOUS. La place des Autochtones dans l'enseignement de l'histoire nationale du Québec*. vol. 2 (<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:46-00106630-18>).
- /---, *EUX et NOUS. La place des Autochtones dans l'enseignement de l'histoire nationale du Québec*. vol. 3 (<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:46-00106632-10>, prévu pour 2019).
- , 2018 b, «Die Indigenen im Geschichtsunterricht Québecs», in: Ursula Lehmkuhl (éd.): *Länderbericht Kanada*, Bundeszentrale für Politische Bildung, 238.
- , 2015 a, «Quelle place pour l'histoire autochtone dans l'enseignement scolaire au Québec. Hypothèses pour un projet de recherche», in : *Zeitschrift für Kanada-Studien*, vol. 35, 136-153.
- , 2015 b, «Jocelyn Létourneau: Je me souviens? Le passé du Québec dans la conscience de sa jeunesse», compte-rendu, in : *Zeitschrift für Kanada-Studien*, vol. 35, 167-168.
- Commission royale sur les peuples autochtones, 1996, *Rapport final*, 5 vol., Ottawa, ministre des Approvisionnements et Services Canada, Groupe Communication-Edition.
- Delâge, Denys/Jean-Philippe Warren, 2017, *Le piège de la liberté. Les peuples autochtones dans l'engrenage des régimes coloniaux*, Montréal, Boréal.
- Lefrancois, David/Marc-André Éthier/Stéphanie Demers, 2010, «Le traitement des autochtones, des anglophones et des francophones dans les manuels d'histoire et d'éducation à la citoyenneté au secondaire : une analyse critique et comparative des visées de formation citoyenne», in : *Traces*, vol. 48, n°3, 37-42.
- L'enseignement de l'histoire autochtone au Québec. Reportage d'Akli Ait ABDALLAH* (http://www.radio-canada.ca/missions/dimanche_magazine/2012-2013/chronique.asp?idChronique=295878). 06.07.2018).
- Létourneau, Jocelyn, 2014, *Je me souviens ? Le passé du Québec dans la conscience de sa jeunesse*. Montréal : Fides.
- Martin, Thibault, et al. (dir.), 2009, *Autochtonies. Vues de France et du Québec*, Québec : Presses de l'Université Laval.
- Vincent, Sylvie/Bernard Arcand, 1979, *L'image de l'Amérindien dans les manuels scolaires du Québec ou Comment les Québécois ne sont pas des sauvages*, La Salle : Hurtubise HMH.

MICHELINE CAMBRON

Les récits de l'*histoire* ou le récit des *histoires* ?

L'irréductibilité des mémoires des rébellions de 1837–38 dans l'historiographie, la vulgarisation et la fiction

Résumé

*Les divergences de méthodes et de postulats sont caractéristiques de tout ensemble historiographique national. De même, toute histoire d'une historiographie dévoile le perpétuel réaménagement de récits qui sont pourtant donnés pour vrais. La question Les HistoireS canadiennes sont-elles différentes ? pose implicitement la coexistence de plusieurs « récits de l'*histoire canadienne* » et invite à réfléchir à la manière dont ces « histoires » se distinguaient les unes des autres. Le présent travail vise à aborder cette question à partir de l'analyse de la dimension proprement narrative de ces « HistoireS canadiennes » dans un corpus mixte de textes portant sur les rébellions (1837-1839) qui relèvent de l'*histoire savante*, de la *vulgarisation*, du *manuel* ou du *roman historique*. Nous nous interrogeons sur la manière dont la fabrication des récits contribue à leur différenciation et, éventuellement, à leur irréductibilité et, construisant leur ouverture ou leur fermeture, conduit à l'enfermement dans une vulgate. L'analyse révèle en outre que les choix paradigmatisques menant à la configuration des récits entraînent des effets de nature épistémologique qui sont par ailleurs liés à des enjeux centraux dans les débats actuels sur le procès historiographique : événementialisation, historicisation, indécidabilité du présent et travail sur les voix. Les analyses ouvrent donc à deux types de conclusion : celles, issues de la comparaison des récits, qui éclairent la lecture que nous faisons collectivement des rébellions et de leur événementialisation ; et celles, plus théoriques, qui nous ramènent aux articulations entre construction du récit historiographique, effets épistémologiques de cette construction et enfermement dans une vulgate.*

Abstract

National historiography is characterized by diverging methods and hypotheses. Thus, writing the history of that historiography shows that the narratives that are given as true are continually reorganized. By asking Are Canadian (Hi)Stories Different?, one implicitly inquires into the coexistence of different narratives of Canadian history and prompts a reflection about the way in which these histories differ from one another. This paper addresses this question by starting with a narratological analysis of these 'Canadian (Hi)stories' in a corpus of texts regarding the Rebellions (1837-1838), that includes

scholarly historical work as well as books aimed at a general audience, school manuals, and historical novels. The analysis shows how this crafting of the narratives can make them different to the point of irreducibility. Furthermore, as the narratives become either increasingly opened or closed, they might or might not, become reified as hegemonic versions (vulgates). The analysis underlines the fact that the paradigmatic choices that are made in the organization of the narratives have epistemological consequences – such as eventualisation (or événementialisation), historicization, construction of present time's undecidability, and circulation of various voices – all of which are now major issues in the historiographical debates. This study allows for twofold conclusions: on the one hand, it sheds light on our understanding of the Rebellions and their événementialisation, and on the other hand, it brings forward a theoretical reflection on the intertwining process that ties the construction of an historiographical narrative, its epistemological effects, and the emergence of vulgates and common speeches.

*À la mémoire de Jean-Paul Bernard, qui m'a fait découvrir les rébellions comme récit inachevé.
À ma petite-fille Jeanne qui me permet de redécouvrir le plaisir de raconter.*

Dans le travail que j'ai effectué depuis plus quinze ans sur la réception des œuvres littéraires québécoises du 19^e siècle, j'ai pu observer que l'oubli des œuvres – et parfois le mépris qu'en leur témoigne – s'appuie le plus souvent sur des récits clos, des vulgates, qui leur assignent une interprétation et une seule. La question « Les Histoires canadiennes sont-elles différentes ? » pose implicitement la coexistence de plusieurs « récits de l'histoire canadienne » et invite à réfléchir sur la manière dont ces « histoires » se distinguent les unes des autres. Le présent travail vise à aborder cette question à partir de l'historiographie politique et sociale québécoise et canadienne, tout en visant à comprendre comment ces récits sont susceptibles de créer des vulgates. Ma perspective sera toutefois littéraire, et c'est la dimension proprement narrative de ces « Histoires canadiennes » qui me retiendra : je chercherai à comprendre comment la fabrication des récits contribue à leur différenciation et, éventuellement, à la création de vulgates propres à réduire la variété des interprétations en les refermant sur elles-mêmes.

Lieux, voix et récits

D'une certaine façon, on pourrait dire que, pour la littéraire que je suis, la question de la pluralité des récits, l'un anglophone, l'autre francophone, est réglée depuis longtemps. En effet, en littérature, malgré le curieux statut de la littérature anglo-montréalaise récente, davantage reçue par l'institution littéraire québécoise franco-phone que par l'institution littéraire *canadian*, la question semble réglée depuis au moins Philip Stratford: il y a deux histoires littéraires nationales, l'une en français, l'autre en anglais.

[...] one must realize that there is no such thing as a Canadian literature and one should resist any political promptings to lump Canada's two literatures in one sack, whether the sack bears a political label such as 'Canadian Studies' or goes under a scholarly tag like 'Canadian comparative literature'. (Stratford 1979, 136)

Le caractère prépondérant de la langue dans le développement d'une littérature explique sans doute ce divorce à l'amiable, illustré d'ailleurs par plusieurs institutions canadiennes, dont la double série des Prix du Gouverneur Général du Canada.¹ Toutefois, l'existence de plusieurs récits suscite, en ce qui a trait à l'histoire sociale et politique, des réactions partagées. En témoignent des invitations à l'élaboration d'un récit convergent : appel à un nouveau récit savant harmonieux de la part de Jocelyn Létourneau (2017), propositions grand public comme *Le Canada, une histoire populaire*² ou entreprises de commémoration, dont celle récente à propos de la guerre de 1812,³ présentées comme des évidences. Tous appels qui, explicitement ou implicitement, plaident pour l'existence d'un seul récit.

La pluralité des récits est pourtant désormais acceptée en historiographie. Si nous nous reportons aux travaux de Michel de Certeau, la première étape de l'écriture de l'histoire tiendrait à la définition du « lieu » de la parole historienne, à partir duquel se construit l'instance énonciatrice : c'est le « lieu », dit en substance de Certeau, qui permet et qui interdit les modalités d'énonciation, comme les énoncés : « Toute recherche historiographique s'articule sur un lieu de production socio-économique, politique et culturel » (de Certeau 1975, 65) et est déterminée par un complexe institutionnel qui circonscrit « le vraisemblable énonciatif » (de Certeau 1975, 72). Le « lieu » de l'écriture de l'histoire modèlerait ainsi l'énonciation historienne. D'où l'on peut conclure qu'il y aurait autant d'écritures de l'histoire que de « lieux ». Dans *La mémoire, l'histoire, l'oubli*, Paul Ricœur donne à l'instance énonciatrice une fonction plus radicale encore. Pour lui, le « qui » du procès historiographique, déterminé par son « lieu », précède le « quoi », c'est-à-dire les objets qui seront saisis par le discours, dans l'enchaînement des opérations historiographiques (Ricœur 2000, 3-[163]). De ce point de vue, on peut dire que la pratique actuelle, qui distingue l'histoire du Québec et l'histoire du Canada sur la base de leurs espaces respectifs, peut être d'emblée pensée comme distinguant des « lieux » donnant voix à des « nous »

1 Ce divorce peut toutefois être ouvert sur de nouvelles modalités de cohabitation littéraire, centrées sur « the aim of retrieving a sharable literary past » montréalais comme le soutient le récent ouvrage de Patrick Coleman (2018).

2 Série documentaire télévisée en 17 épisodes et 32 heures sur l'histoire du Canada, grâce à la collaboration des réseaux Radio-Canada et CBC. Jocelyn Létourneau décrit cette série comme ayant « donné lieu à la réhistorisation (ou à la remastérisation) du Canada comme nation d'immigrants » (Létourneau 2017, n. p.). Sylvie Lacombe parle plutôt d'un travail confortant le *nation-building* anglo-canadien (Lacombe 2015).

3 Sur ces commémorations, on consultera avec profit l'article d'Yves Tremblay (2017).

distincts, *en deçà* de tout travail documentaire sur les objets et de toute interprétation. Et cela même lorsque les « objets du discours » semblent ressortir d'un même « lieu » dans le passé raconté. Il faut en effet concevoir chacun des « nous » énonciatifs comme engagés dans un mouvement propre, celui de l'écriture d'une histoire dont le futur est indécidable dans le présent propre au « lieu » de l'écriture. En principe donc il y aurait au moins deux récits en histoire canadienne, celui qui émerge d'instances énonciatives dont le lieu est la nation québécoise et celui qui émerge d'instances énonciatives dont le lieu est la nation canadienne, sans compter ceux des nations autochtones, en voie de reconfiguration.⁴ Et ces récits seraient irréductibles les uns aux autres.

En témoigne le conflit des mémoires qu'il illustrait récemment, à Montréal, et un peu partout au Canada, la pièce *Le Wild West Show de Gabriel Dumont*, produite par le CNA dans le cadre du programme « Nouveau Chapitre » du Conseil des arts du Canada. Écrite en sept langues (dont cinq amérindiennes et métisses) et mettant en scène, à titre de meneurs de jeu clownesques, les personnages Hover (un anglophone) et Séguin (un francophone), de la *Hover et Séguin Narration canadienne 1888* [Fig. 1], l'entreprise dramaturgique offre, dans la fiction, une réponse allégorique à la question « Les Histoires canadiennes sont-elles différentes ? ». L'ampleur des enjeux historiographiques et mémoriels canadiens y est efficacement mis en scène : comment raconter le conflit entre les Métis, dirigés par Gabriel Dumont, et le gouvernement fédéral canadien ? Comment inscrire cet événement dans l'histoire en tenant compte des diverses voix, des divers lieux, des diverses temporalités, des divers récits en somme ? La pièce,⁵ qui entrecroise les textes de Jean Marc Dalpé, Alexis Martin, Laura Lussier, Andrea Menard, Yvette Nolan, Gilles Poulin-Denis, Paula-Jean Prudat, Mansel Robinson et Kenneth T. Williams, ne tranche pas entre les récits qu'elle entremêle, sinon pour rejeter le récit monologique imposé par les vainqueurs de Batoche – John A. Macdonald, le Premier Ministre canadien, et l'armée canadienne – que raconte Hover. La coprésence des voix et des langues invite à examiner de plus près les traits des divers récits juxtaposés (voix énonciatives, sujets de l'action, temps, espace, événements et actions possibles), appuyés sur les sources orales et écrites convoquées comme légitimes et méritant d'être connus. Au passage sont épinglees les manipulations politiques et médiatiques agitées par Hover. « La Hover et Séguin narration canadienne 1888 », avec ses allures clownesques, se révèle une instance de spectacularisation des divers traits de ces récits, autrement engloutis dans la vulgate imposée par Hover et que nous nommons généralement « le soulèvement des Métis », le réduisant ainsi à un frémissement sans suite dans l'histoire. À sa façon, la pièce fait échec à ce contrôle narratif.

4 Ces récits tendent à se multiplier en outre selon d'autres lignes de fracture, générationnelle, sexuelle, médiatique ou afférentes aux classes sociales. Pour une discussion de cette question, saisie du point de vue de la littérature, voir Cambron 2001, 77-93.

5 Un dossier de production complet est disponible à l'URL suivant :
<https://nac-cna.ca/fr/wildwestshow>.



Fig. 1 : Affiche, pièce Hover et Séguin Narration canadienne 1888. Produite par le CNA dans le cadre du programme « Nouveau Chapitre » du Conseil des arts du Canada. (reproduction autorisée).



CENTRE NATIONAL DES ARTS
NATIONAL ARTS CENTRE

Le Canada en scène. Canada is our stage.

Cette exemple dramaturgique illustre bien la pluralité des récits en histoire canadienne, et ceux-ci y sont donnés pour être articulés autour d'instances énonciatives diverses irréductibles les unes aux autres. Il est tentant de croire, à partir du *Wild West Show* de Gabriel Dumont, que la ligne de fracture de cette irréductibilité est linguistique et culturelle. Je tenterai de comprendre ce que cette irréductibilité a de radicalement narratif, elle qui est liée, certes, à la définition de l'instance énonciative mais aussi aux autres traits narratifs de l'écriture de l'histoire.

Cette hypothèse rejoint les propositions théoriques de Michel de Certeau et Paul Ricœur précédemment évoquées, mais elle s'appuie également sur une remarque de William J. Eccles à propos des histoires du Canada de François-Xavier Garneau et de Francis Parkman :

La comparaison entre leurs *façons d'écrire l'histoire* est révélatrice. [...] Parkman croyait à la supériorité des valeurs anglo-américaines, de sorte que pour lui la défaite française, en Amérique du Nord, était prédeterminée, donc inévitable. Cette théorie portait la marque de « l'élection » selon Jean Calvin. Garneau, par contre, ne cherchait pas, comme Parkman, à créer des mythes, mais il voulait montrer que les Français d'Amérique du Nord, devenus les Canadiens, avaient fondé une société originale, extrêmement vivante, qui devait être défendue contre les assauts des philistins britanniques. (Eccles 1994, 119)⁶

Eccles discute moins ici des interprétations des événements qui seraient issus d'une visée politique consciente ou inconsciente de la part des historiens, encore que celle-ci préexiste en partie du moins à l'écriture, que de la manière dont visée et interprétation sont configurées à même les opérations de la fabrication de l'histoire. Selon Eccles, pour Parkman, les événements de l'histoire du Canada après la Conquête sont frappés d'insignifiance car leur déroulement s'organise selon une téléologie qui évacue l'indécidabilité du présent des acteurs du passé : écrivant l'histoire au futur antérieur, Parkman n'aurait ainsi que peu à dire, réduisant son récit aux

6 C'est moi qui souligne.

phénomènes liés au flux de la télologie racontée, seul objet possible de son récit. Garneau, au contraire, s'attacherait, selon Eccles, à la « vie » (Eccles 1994, 119), aux nombreux détails de la vie considérés comme signifiants — la société « extrêmement vivante » (Eccles 1994, 119). Il aurait donc plus à dire, reconnaissant davantage d'événements signifiants, élargissant le champ des actions possibles, et il écrirait au présent de la défense à faire, ouvrant ainsi le présent du passé à l'indécidabilité. Le rapport au temps, à l'expérience du temps des acteurs du récit raconté, déterminerait en somme pour Eccles la façon dont Garneau et Parkman ourdisent leur intrigue, tout en influant sur la signification des événements.

Eccles oppose également les deux historiens quant à la définition de l'espace qu'ils construisent à même leur récit – un espace anglo-américain panhistorique pour Parkman, une complexe intrication d'espaces fortement historicisés, mêlant la France et l'Amérique rêvée par la France coloniale face à aux impérialismes britannique et états-unien.

Enfin le rapport entre le sujet qui écrit et son objet est présenté par Eccles comme étant de nature différente : Parkman s'appuierait sur une théorie, religieuse de surcroît, placée en surplomb de l'expérience historiographique, celle de la « suprématie morale des valeurs anglo-américaines » (Eccles 1994, 119); Garneau ferait une démonstration dont il est partie prenante car il appartient à la « société originale » (Eccles 1994, 119) qu'il raconte et « défend » (Eccles 1994, 119).

Que fait Eccles, dans son analyse, de « la façon de raconter l'histoire » (Eccles 1994, 119) des deux historiens ? Il s'attarde aux actualisations respectives des paradigmes narratifs des récits qu'il examine : définition du(des) sujet(s) de l'action, détermination des actions possibles et donc des événements signifiants, expérience du temps, construction de l'espace. L'écriture de l'histoire serait donc pour Eccles le déploiement d'un récit. Cela est congruent avec les propositions de Certeau et Ricœur évoquées, mais celles-ci prennent ici une dimension plus concrète puisque ce sont les choix scripturaires des historiens qui permettent à Eccles de déployer les catégories de l'analyse et de la comparaison.

C'est cette voie ouverte par Eccles à propos de l'histoire du Canada que nous emprunterons. Mon étude sera resserrée autour de la crise politique qui, entre 1837 et 1839, met en scène les Patriotes dans le Bas-Canada et j'examinerai un corpus mixte et plutôt modeste de textes publiés, en français ou en anglais, depuis 1983, postérieurement donc aux travaux de synthèse sur l'historiographie des rébellions de Jean-Paul Bernard (Bernard 1983).⁷ M'attachant aux choix narratifs – définition du

⁷ Dans le chapitre qu'il intitule « L'évolution de l'historiographie depuis les événements (1837-1839) », Bernard pense son bilan à partir de trois interrogations : « identifier ce qui est fait et ce qui reste à faire, ce qui est connu et ce qui reste à connaître » ; « considérer la production idéologique dans ses relations avec l'idéologie, en faire l'analyse idéologique » ; « questionner les connaissances dont ils sont porteurs, connaissance plus ou moins valides, plus ou moins certaines, plus ou moins vraies » (Bernard 1983, [17]. J'adosse donc mon travail à la même œuvre

sujet, délimitation de l'aire des actions possibles, expérience du temps, construction de l'espace – grâce auxquels les historiens configurent leurs récits respectifs, je tenterai d'en dégager les effets au plan épistémologique en ce qui a trait à trois enjeux épistémologiques actuellement débattus en historiographie : l'assignation d'un statut événementiel, l'indécidabilité du présent et l'historicisation du discours historiographique, auxquels j'ajouterais la question de l'inscription des voix, développée en études littéraires, dans la foulée des travaux fondateurs de Bakhtine sur la polyphonie des textes, et théorisée en historiographie par Jacques Rancière (Rancière 1992). Je m'interrogerai en conclusion sur l'ouverture ou la fermeture de ces récits à des interprétations futures ou, autrement dit, à leur disposition à se refermer en vulgate.

La masse de textes publiés depuis 1983 sur les rébellions de 1837-38 est abondante.⁸ Quelques précisions s'imposent avant la présentation du corpus. Les synthèses savantes et les chapitres de vulgarisation existent en nombre à peu près égal dans les deux langues. Toutefois, je n'ai trouvé qu'en français des ouvrages entièrement consacrés aux rébellions dont la visée en soit une de vulgarisation s'accompagnant d'un important appareil critique et de diverses pièces de nature documentaires.⁹ Pour cette raison j'ai écarté ce type d'ouvrage de mes analyses. Quant aux textes de fiction, il faut noter une disproportion marquée entre les œuvres originellement publiées en français et en anglais. En effet, malgré mes efforts, je n'ai trouvé qu'une dizaine de nouvelles ou de romans en anglais portant en tout ou en partie sur les rébellions (publiés entre 1846 à 2005) tandis qu'en français, les diverses listes obtenues en comportent au-delà de 50, sans compter les nombreux récits qui contiennent un épisode lié, directement ou non, aux rébellions – c'est le cas de la plus grande partie des fictions du 19^e siècle.¹⁰ Mon corpus accueille des textes publiés en français et en anglais, dont plusieurs ont été traduits. Compte tenu des observations qui précèdent, je n'ai pas cherché à composer un corpus qui soit parfaitement symétrique. Celui-ci a plutôt été composé de manière à inclure divers types de texte (chapitres dans des ouvrages généraux d'histoire du Canada ou du Québec; manuels et ouvrages didactiques, études savantes, fictions romanesques). Les caractéristiques formelles des ouvrages ont également été prises en compte : ampleur (étendue) plus ou moins grande, caractère linéaire ou mosaïcal du récit, facture livresque ou hypertextuelle.

inaugure que celle choisie par Marc Collin en 2009 pour le bilan qu'il dresse des travaux sur les rébellions. Nos visées sont toutefois très différentes.

8 J'ai interrogé le catalogue BAnQ, lequel ne permet plus d'interrogation fine, et consulté la bibliographie du site 1837 (désormais disparu). Je m'interroge sur ces disparitions.

9 Il s'agit des ouvrages d'Anne-Marie Sicotte (2016) : *Histoire inédite des Patriotes. Un peuple libre en images*; Gilles Laporte (2015) : *Brève histoire des Patriotes*.

10 Pour significative qu'elle soit, cette disproportion ne me retiendra pas ici : elle témoigne sans doute d'une inscription différente des événements dans chacune des mémoires nationales.

Je les énumère. *A Short History of Canada* de Henry Vivian Nelles, traduit en français par Lori Saint-Martin et Paul Gagné sous le titre *Une brève histoire du Canada* (Nelles 2017) et *Histoire populaire du Québec. De 1791 à 1841* de Jacques Lacoursière (Lacoursière 2013), qui sont les deux ouvrages de vulgarisation les plus diffusés.¹¹ Trois ouvrages ayant valeur de manuel : deux ouvrages de Dickinson et Young, marqués par un fort investissement didactique,¹² auxquels fera contrepoint un manuel électronique publié en français destiné au secondaire, *Les Chroniques du Québec et du Canada des origines à 1840* (Krysztofiak/Ste-Marie/Bernier Cormier/Thibeault/Goulet 2016). Trois ouvrages savants ont également été retenus : d'Elinor Kyte Senior, *Redcoats and Patriots* (Senior 1985)¹³, d'Allan Greer, *The Patriots and the People. The Rebellion of 1837 in Rural Lower Canada* (Greer 1993) et de Gilles Laporte, *Patriotes et loyaux. Leadership régional et mobilisation politique en 1837 et 1838* (Laporte 2004). Enfin deux romans serviront d'épilogue à notre parcours : *Robert Nelson & the Rebellion of 1837. The Words on the Wall*¹⁴ de Mary Soderstrom (Soderstrom 1998) et *Mary l'Irlanaise* de Maryse Rouy (Rouy 2004).

Je me suis appuyée sur les textes français ou anglais des divers ouvrages pour des raisons contingentes de disponibilité des exemplaires. Il importe de dire que les traductions françaises ou anglaises des ouvrages étudiés ont connu une importante circulation et que l'étude de ces traductions, qui ont été lues et citées, est légitime. J'ai toutefois vérifié la justesse des traductions. Bien sûr, les stratégies discursives ne sont pas identiques dans les deux langues, mais elles sont homologues. Ainsi, dans le Nelles publié en anglais, il n'y a pas d'imparfait : le temps de base est le *past time*. Toutefois, celui-ci est modalisé par des adverbes ou par des usages sémantiques qui introduisent des valeurs de durée ou d'itération. Les effets sont donc les mêmes, même si les procédés ne sont qu'homologues. L'examen attentif des versions française et anglaise du manuel *Short History* de Dickinson et Young confirme la présence de telles équivalences. Un travail plus proprement traductologique, qui excède largement le cadre du présent travail, aurait été instructif, il reste à faire.

Les effets épistémologiques des récits de vulgarisation I

A Little History of Canada

Dans *A Little History of Canada* (*Une brève histoire du Canada* (Nelles 2017)), Henry Vivian Nelles raconte l'épisode des rébellions dans le Haut-Canada et le Bas-Canada en une dizaine de pages, placées à l'intérieur d'un chapitre intitulé « Américains britanniques », qui s'ouvre sur la coprésence des Anglais et des Français sur le continent avant la Guerre de Sept Ans et se termine sur l'avènement de l'Union. Le récit,

11 La traduction du Nelles, révisée en 2017, est de Lori Saint-Martin et Paul Gagné.

12 Voir Dickinson/Young 1995 et 2003.

13 Je me suis servi de la traduction française pour cet article. La traduction était supervisée par Claude Beauregard et révisée par Jean Pariseau. Voir Senior 1997.

14 Traduit en 1999 sous le titre *Robert Nelson, le médecin rebelle*.

écrit au passé, est donc fortement condensé.¹⁵ Nelles présente Louis-Joseph Papineau et William Lyon Mackenzie comme les chefs des rébellions dans chacun des Canadas. Il les définit comme des rhéteurs habiles et manipulateurs, dont les paroles auraient entraîné les actions rebelles ; les autres rebelles, considérés globalement comme peu nombreux, n'ont pas de nom¹⁶ et n'accèdent que rarement au statut de sujet de l'action, sauf au moment des prolégomènes des conflits. Ainsi, dans le récit de la première insurrection, celle de 1837 : « Des hommes en armes commencèrent à s'assembler » ; « un groupe de patriotes du Bas-Canada tendirent une embuscade à un détachement de soldats britanniques » ; « les rebelles marchèrent vers Toronto » (Nelles 2017, 141). Leurs adversaires, « Gouverneur » (ou « autorités »), « miliciens du cru [anglophones] » et « soldats réguliers de l'armée britannique », apparaissent au contraire comme des sujets toujours actifs : ils « taillèrent en pièces », « firent face », « entreprirent d'incendier », « écrasèrent de façon décisive » ; face à cela, les rebelles subissent l'action : ainsi à Saint-Eustache, « ils trouvèrent refuge [...] furent abattus ou brûlés vifs » (Nelles 2017, 142). Les rebelles du Haut-Canada ne sont pas davantage les sujets de l'action, leur combat avorte, peut-on lire, en « tragï-comédie » (Nelles 2017, 142) : tous se sauvent. Le récit des rébellions de 1838 donne lui aussi statut de sujet aux deux chefs – « ils lançaient des raids » (Nelles 2017, 143) – statut qui est également accordé aux rebelles exilés, aux Américains et aux Féniens venus à la rescousse. Les autres rebelles des deux Canadas, n'accèdent toujours pas au statut de sujet, remplacés qu'ils sont par des termes nominaux qui les englobent et les chosifient, « les incursions », « les raids », « les soulèvements » et « les escarmouches », toutes actions sans sujet qui semblent portées par une sorte de fatalité (Nelles 2017, 143-144). En face, les militaires et les miliciens, rassemblés sous le terme générique « les Britanniques », « se ralli[ent] », « tu[ent] dans l'oeuf », « organis[ent] des représailles », « pill[ent] et incendi[ent] aveuglément » (Nelles 2017, 144).

L'asymétrie dans l'accession au statut de sujet de l'action que nous venons d'observer, inscrit les rebelles du côté de la soumission à des forces qui les dépassent : leurs actions sont déceptives au plan narratif. Une assez longue digression, qui fait un peu plus d'une demi-page (sur dix, je le rappelle), raconte que les deux chefs, Papineau et Mackenzie, engagèrent le combat armé suite à des songes : Mackenzie « laissa son esprit enfiévré caresser des projets de protestations extra parlementaires » tandis que Papineau « se mit à rêver d'insurrection, fortement encouragé en cela par ses collègues irlandais plus nationalistes que lui » (Nelles 2017, 141). Le caractère déceptif – et donc inutile – de l'action est en quelque sorte annoncé par le

¹⁵ Pas autant que l'incendie du Parlement en 1849 toutefois : « quelqu'un mit le feu au Parlement » (Nelles 2017, 159).

¹⁶ Nelles explique dans son introduction qu'il a volontairement choisi de réduire le nombre de noms propres dans son récit, pour des raisons de clarté, les personnages portant souvent le même patronyme ou des patronymes semblables (Nelles 2017, 16). Cette stratégie a toutefois des effets au plan narratif, en réduisant le nombre de sujets de l'action singularisés dans le récit.

rôle de l'imagination dans les décisions des chefs : certes, ce ne fut pas un rêve, il y eut des morts, mais ce ne furent pas non plus de vrai rébellions. Ce caractère « imaginé » des insurrections est encore accru par l'absence de paroles des acteurs : il n'y a dans cette section de l'ouvrage aucune voix autre que celle de l'historien qui dit la fatalité surdéterminant le récit et le caractère fantasmatique de l'*hubris* qui la déchaîne.

D'autres traits narratifs méritent d'être relevés, et au premier chef les flottements temporels et spatiaux. Même si le texte est principalement écrit au passé simple, de nombreux verbes sont à l'imparfait, dont ceux qui sont employés pour raconter les premières étapes de l'agitation. Dans le Bas-Canada, « les colons se butaient », « les réformateurs coloniaux s'inspiraient », « le mouvement de réforme revendiquait », « le Parti Canadien défendait »; dans le Haut-Canada, « les critiques dénonçaient » (Nelles 2017, 136-137). Soit ces actions ont valeur durative (elles durent dans le temps) soit elles ont valeur itérative (elles se répètent). Dans tous les cas, elles sont présentées comme n'étant suivies d'aucun effet, outre leur propre répétition : ainsi, les verbes « se buter », « revendiquer », « défendre », « dénoncer » renvoient à un état plutôt qu'à des actions et les actions discursives s'en trouvent systématiquement disqualifiées. L'usage de l'imparfait donne en outre une dimension floue à la chronologie ; impossible de savoir s'il y eut escalade, ni de sentir comment on passa des paroles aux actes, d'autant que certains énoncés sont placés dans une sorte d'en-dehors du récit. Ainsi, la phrase suivante, « Dans le Haut-Canada les deux insurrections furent matées non pas par des soldats britanniques réguliers, mais par des miliciens du cru » (Nelles 2017, 142), apparaît avant même que le récit n'aborde les secondes rébellions.

La dimension spatiale des luttes armées est encore plus floue. Les noms de lieux sont rares et disparates : Montréal, Toronto, la rue Yonge, la vallée du Richelieu, l'île Navy, Albany. Le reste des espaces est concaténé dans l'expression « les villages », pour ce qui est du Bas-Canada. L'expression « guérilla transfrontalière » (Nelles 2017, 143), appliquée aux secondes rébellions, brouille la compréhension des stratégies respectives des acteurs et crée l'impression de batailles fuites difficiles à distinguer les unes des autres – il y a pourtant près de mille kilomètres qui séparent Windsor et le lieu, non identifié par Nelles, de la *Déclaration d'indépendance du Bas-Canada* lue par Robert Nelson (Alburg, Vermont).

Des paradigmes spatiaux et temporels flous, une logique des actions qui exclut les actions discursives, un accès au statut de sujet asymétrique, systématique du côté des Loyaux et des Britanniques, exceptionnel du côté des rebelles, et des actions déceptives : c'est presque comme s'il n'y avait pas eu de rébellions, seulement leurs représailles. Nelles ajoute en conclusion : « Au Canada les révoltes échouent sur le terrain, mais elles triomphent dans la mémoire populaire et dans les livres d'histoire » (Nelles 2017, 146).

Le présent de l'indicatif confère ici valeur de vérité éternelle : les rébellions auraient triomphé dans les mémoires en dépit du bon sens. On ne peut s'empêcher de

voir dans la phrase une pointe d'ironie qui ramène les événements dans l'ordre de l'imagination, en laquelle se rejoignent les rêves des chefs, et les lieux de « la mémoire populaire » et des « livres d'histoire ». La collectivité mise en scène, jusque-là disséminée en plusieurs figures antagonistes, est brusquement ramenée au présent d'une lecture unique et lénifiante de l'histoire dans laquelle tous triomphent finalement.

Nelles inscrit les épisodes des rébellions dans la trame des difficultés de l'Angleterre à gérer pour le mieux ses colonies américaines comme en témoigne un *excur-sus* de plus d'une page (sur dix), exposant l'agitation qui règne aussi dans les autres colonies britanniques : « les deux Canadas n'étaient pas des cas uniques » (Nelles 2017, 140). À cette échelle, les rébellions apparaissent comme d'insignifiantes vaguelettes à la surface d'un cours d'eau. Cette interprétation est d'ailleurs assez classique en histoire canadienne.¹⁷

J'ai développé un peu longuement l'analyse du court texte de Nelles afin de montrer comment, dans le détail, les paradigmes narratifs donnent corps à l'interprétation de l'histoire racontée. En effet, les choix narratifs ont des effets identifiables sur la dimension épistémologique de l'histoire racontée. Sur le plan de l'expérience du temps, le texte de Nelles s'inscrit, comme celui de Parkman, dans un régime qui est celui du futur antérieur : les actions et leurs significations sont toujours déjà achevées dans l'ordre de l'exposition, ce qui manifeste la pré-détermination qui affecte globalement le récit. Ainsi, les sujets ne posent, dans l'ordre de l'action, que des gestes inévitables : les chefs « nuisirent à leur cause par leur comportement erratique » (Nelles 2017, 142) – les lecteurs s'y attendaient, après tout tous deux ont « rêvé » les rébellions ; les rebelles subissent les avanies prévisibles ; les miliciens et les soldats sont emportés « aveuglément » dans les représailles. Les actions ayant pris place durant la période des rébellions ne sont donc affectées daucune valeur d'indécidabilité, la prévisibilité des enchaînements « annulant », en quelque sorte, leur poids de présent. L'écriture de l'histoire possède ici une fonction téléologique.

L'autre effet épistémologique majeur de la construction narrative élaborée par Nelles est que les rébellions sont un non-événement, au sens où aucun des traits permettant d'assigner aux rébellions un statut d'événement¹⁸ n'est mis en place :

- 17 D'une part, expliquent Dickinson et Young, « Vaines, non britanniques et nationalistes, elles sont considérées par les historiens *whigs* comme des événements qui ont détourné les Canadiens des solutions constitutionnelles et ont conduit à un régime autoritaire et francophobe » (Dickinson/Young 1995, 135). « Détournés » et « retardés », les habitants des deux Canadas sont tout de même emportés par le courant : en ce sens les rébellions sont une sorte d'empêchement sans portée. D'autre part, inscrites dans le grand mouvement de l'accession du Canada au libéralisme économique et politique elles auraient été, selon Ouellet, un mouvement réactionnaire, témoignant ainsi du caractère inéluctable du progrès (Bernard 1983, 50).
- 18 Nous nous appuyons ici sur le concept d'événement tel que développé de manière préalable à une réflexion sur le concept d'événement de lecture, à partir de travaux de philosophes, d'historiens et de sociologues, dont Jean-Michel Berthelot, François Dosse, Claude Romano, Paul Ricaœur et Michel de Certeau. Voir Cambron/Langlade 2015.

- Les rébellions ne créent pas une séparation entre un avant et un après. Elles n'ont rien d'un *kairos* séparant un avant et un après, ni pour le Bas-Canada, ni pour le Haut-Canada.
- Les rébellions n'ouvrent pas sur un futur différent. Nelles ne rattache d'ailleurs pas la proclamation du Régime de l'Union aux rébellions, mais plutôt au problème à l'origine de « cet étalage de violence » problème qu'il fait remonter au moins à 1791, voire à 1774.
- Les rébellions ne peuvent être saisies comme un « éclat », ou identifiées par leur retentissement dans le récit, elles n'en ont pas.
- La lecture du récit de Nelles ne peut instituer les rébellions comme événement – il faut en avoir une connaissance par ailleurs pour pouvoir leur accorder ce statut.

De plus, le flou que nous avons observé, en ce qui a trait à l'expérience du temps et à la construction de l'espace, réduit les possibilités d'historicisation des scènes racontées. Par exemple, les différences entre « miliciens », « milice du cru » et « soldats britanniques réguliers », pourtant importantes, ne sont pas expliquées. Certaines formulations sont ambiguës. Ainsi, lorsqu'il est dit, à propos de Papineau, qu'il s'est laissé entraîner par « ses collègues irlandais plus nationalistes que lui », le nationalisme dont il est question pourrait permettre d'inscrire les rébellions dans le mouvement nationalitaire qui marque les années 1830 à 1848. Mais rien n'est précisé à ce moment qui donne sens à cet énigmatique « plus ».

L'ouvrage ne se présente pas comme une monographie mais comme un ouvrage de synthèse et de vulgarisation, et le discours de Nelles est ici fort éloigné de la vivacité heuristique de son travail sur le Tricentenaire de Québec, dans lequel l'indécidabilité de l'action est au contraire mise de l'avant, tant pour les acteurs que pour l'historien.¹⁹ Ses quelques pages sur les rébellions ne peuvent pas non plus être considérées comme la simple réduction à ses composantes essentielles d'un récit plus vaste ; on voit mal ce qui pourrait ou devrait être ajouté à ce récit lisse et euphémique présenté comme absolument suffisant : le caractère non événementiel et donc relativement non turbulent²⁰ des rébellions s'inscrit dans une description du mouvement historique qui met globalement l'accent sur sa tranquillité.²¹ Nelles s'en défend :

19 Rappelons que l'historien découvre dans une boîte de souvenirs légués par une aïeule des objets offerts à ses investigations : le mouvement de l'enquête emporte acteurs, historien et lecteur vers une même fin inconnue. Voir Nelles 1999.

20 Le concept d'événement turbulent (*turbulent burst*) est emprunté à la physique des fluides. Voir Cambron/Roy 2012.

21 C'est l'avis formulé par John Dickinson et Brian Young : « The development of Canada from Colony to independent country is often seen as a slow, natural and peaceful evolution that stands in contrast to the American and French revolutions » (Dickinson/Young 1995, 166).

[...] je souscris à l'idée répandue selon laquelle [le Canada] constitue plutôt un exemple d'ajustements, d'adaptations et de négociations continues. On ne devrait pour autant pas voir en lui une sorte de Royaume de la paix [...] Si, pour l'essentiel, il a su éviter les guerres civiles ouvertes, il n'en est pas moins minés par des conflits profondément enfouis, persistants et irrésolus. (Nelles 2017, 13)

Toutefois, le caractère monologique de son récit présente ces conflits comme susceptibles d'être décrits à travers une voix unique, ce qui en gomme les aspérités et les altérités.

Les effets épistémologiques des récits de vulgarisation II

Histoire populaire du Québec

La synthèse grand public proposée par Jacques Lacoursière nous permettra, par contraste, d'approfondir l'analyse. Même si les objectifs sont similaires,²² les différences sont nombreuses entre son récit et celui de Nelles. Pour Lacoursière, qui suit en cela une tradition qui remonte au moins à Laurent-Olivier David et Benjamin Sulte,²³ les rébellions constituent un *kairos*, un renversement dont les effets se feront sentir longtemps après. On s'attendrait donc à ce que le traitement en soit beaucoup plus ample. Toutefois, si nous retranchons de l'ouvrage de Nelles les pages consacrées dans son livre à la période postérieure à 1970, qui n'est pas abordée par Lacoursière, nous constatons que la proportion de l'ouvrage consacrée aux rébellions est relativement homologue, soit 0,042 % pour le Lacoursière, versus 0,034 % pour le Nelles (soit 114 pages sur un total de 2,708 versus 10 pages sur 294, dans l'édition française).²⁴ La facture du récit est toutefois différente. Alors que Nelles place le développement sur les rébellions, sans intertitre, dans un chapitre couvrant la période allant de la *French and Indian War* à l'Union, Lacoursière découpe son récit de la période 1837-39 en sept chapitres, organisant chacun autour d'un épisode de l'événement majeur que constituent à ses yeux les rébellions ; il ajoute même un huitième chapitre sur le Rapport Durham, présenté, comme l'Acte d'Union, comme un effet direct des rébellions. Cela a pour effet de mettre en valeur les diverses périéties, constituées en série, et de donner aux rébellions de 1837-39 la dimension d'un *kairos* autour duquel s'opposent un avant et un après.

Le récit de l'*Histoire populaire* comporte d'autres traits qui le distinguent de celui de Nelles. D'une part, le temps principal du récit est le présent, de sorte que les

22 Nelles présente son ouvrage comme susceptible d'éclairer le voyageur en visite au Canada — il peut être glissé dans les bagages. Ce n'est évidemment pas le cas du Lacoursière, qui fait 5 tomes.

23 Bernard 1983, p. 28-32.

24 Signalons que si Lacoursière n'aborde qu'indirectement les rébellions du Haut-Canada, qui occupent moins du quart des pages chez Nelles, il en donne toutefois une description plus circonstanciée, particulièrement du point de vue du temps et de l'espace.

choix de chacun des acteurs du récit sont marqués par une relative indécidabilité. De plus, le récit n'est pas énoncé depuis une position de surplomb, mais d'une manière qui emprunte aux procédés romanesques : tissé de diverses formes de discours (lettres, articles de journaux, discours en Chambre, slogans, déclarations, etc.) qui multiplient les sujets, les sources y sont médiatisées par des acteurs ayant fonction de personnage :

Le curé de la paroisse de Saint-Charles sur le Richelieu, Augustin Ma-gloire-Blanchet, décide d'intervenir à titre personnel. Le 9 novembre il écrit au Gouverneur Gosford : [...]. (Lacoursière 2013, 498)

Le 13 novembre, Lady Colborne, mieux renseignée que plusieurs, écrit : [...]. (Lacoursière 2013, 499)

Même les portraits de groupes mettent en jeu des personnes, par un jeu d'attribution d'actions, qui les singularisent :

Ceux qui marchaient derrière la voiture des 'officiels' portaient toutes sortes d'inscriptions, comme 'Fuyez tyrans, car le peuple se réveille'; 'Plutôt une lutte sanglante que l'oppression d'un pouvoir corrompu'; 'Honneur aux dames canadiennes patriotes'. (Lacoursière 2013, 463)

Les sujets de l'action sont donc nombreux et leurs discours, singularisés, qui reprennent le plus souvent la lettre de documents d'archives, sont rapportés en discours direct. La place faite par l'historien à d'autres voix que la sienne est donc importante et crée une sorte de mosaïque discursive.

Alors que, dans son texte, Nelles nommait peu de personnages, Lacoursière multiplie les noms : outre ceux des chefs et des groupes dans les scènes de batailles, il y a des noms de femmes, d'habitants, de membres du Parlement anglais, de membres du clergé, comme d'ailleurs ceux de nombreuses personnes arrêtées :

Dans la région de Québec, la chasse aux patriotes commence le 11 novembre avec l'arrestation de Pierre Chasseur, sculpteur, doreur et propriétaire de musée. Deux jours plus tard, le peintre Joseph Légaré, Barthélémi Lachance et Eugène Trudeau prennent à leur tour le chemin de la prison commune. (Lacoursière 2013, 500)

Non seulement cela singularise-il un grand nombre de personnes montrées dans l'action, mais cela donne au récit une épaisseur, une densité qui s'étend hors du politique. Par exemple, l'extrait précédent porte des informations ancillaires : il y a dans la région de Québec au moins un musée, et des artistes – Pierre Chasseur est « sculpteur, doreur ». En résulte une historicisation dont l'efficacité tient à sa dispersion au fil du récit. En outre, le nombre de sujets singularisés donne au lecteur le

sentiment que l'événement des rébellions intéresse tous les milieux. Celles-ci apparaissent ainsi comme un objet central du discours, un objet dont le statut fait débat, et dont l'issue donne lieu à des spéculations et des hésitations. Les tensions entre Patriotes sont mises en scène, ce qui offre à chacun une liberté d'action qui donne au lecteur l'image d'une imprévisibilité de l'action : « Nelson ne peut cacher son impatience et, prenant la parole immédiatement après le chef, il déclare : 'Je diffère d'opinion avec M. Papineau' » (Lacoursière 2013, 489).

L'effet polyphonique ouvre le récit à de nombreux possibles, conférant à l'action un caractère indécidable que la voix narrative de l'historien soutient explicitement :

La parole est maintenant au peuple. Va-t-il obéir à la proclamation du Gouverneur ou continuer à s'assembler ? Le jour même de la signature de la Proclamation, Gosford fait part à Glenelg de sa décision de demander l'envoi d'un nouveau régiment. Méfiant, il n'est pas sûr que son appel à la paix sera écouté. (Lacoursière 2013, 466)

Autre différence d'avec le Nelles, les précisions géographiques sont nombreuses et l'espace se trouve considérablement étendu : les rébellions ont des échos hors du Bas-Canada et du Haut-Canada, dans des débats plus larges, entre autres ceux qui ont lieu à Londres et aux États-Unis. Certes, dans le récit de Nelles, l'inscription des rébellions dans le grand récit de l'empire britannique laisse entendre que l'espace construit y déborde les deux Canadas. Toutefois, dans le texte même, l'espace de l'Empire est marqué par une étonnante indifférenciation, comme si le point de vue britannique n'était pas géographiquement situé.

L'expérience du temps proposée est également différente. Lacoursière construit un temps long durant lequel les insatisfactions s'accumulent et les insurrections se préparent, lors d'événements identifiables, comme la fusillade de 1832 ou les actions des loyaux protestants en 1832.²⁵ Mais les rébellions elles-mêmes sont présentées comme s'inscrivant dans une temporalité spécifique : elles possèdent un début et une fin, elles constituent une crise unique, un événement qui change la suite de l'histoire que raconte Lacoursière.

Le récit de Lacoursière porte des effets épistémologiques très différents de ceux du récit de Nelles. La narration construit un événement qui constitue une véritable explosion turbulente, qui semble se régénérer à chacune des péripéties ; les sujets de l'action se trouvent face à une indécidabilité explicite ; l'importance des noms de personnes et de lieux favorise une historicisation des phénomènes racontés invitant à voir l'épaisseur du réel que chacun des personnages traîne après lui. Certes, cette historicisation serait plus systématiquement accessible si tous les éléments tirés des

25 L'étude de ces événements a été développée dans deux ouvrages récents : Jackson 2014; Deschamps 2015.

archives ou des textes des historiens étaient signalés,²⁶ mais en l'état, grâce aux nombreuses voix, le lecteur perçoit la variété des fenêtres narratives qui sont entrouvertes et dans lesquelles il pourrait s'engager à la suite de l'historien.

Enseigner les rébellions I

Dickinson et Young : densifier et étendre le récit

Il est tentant de mettre les choix de Lacoursière sur le compte de l'étendue de son récit, qui fait plusieurs fois celui de Nelles. L'examen de deux ouvrages de John Alexander Dickinson et Allan Young, *A Short History of Quebec* (2003) et *Diverse Pasts* (1995) me permettra toutefois de montrer que les choix narratifs – et leurs effets épistémologiques – ne sont pas liés au travail de condensation ou de développement auquel contraindrait la longueur du texte. Le premier ouvrage est destiné à l'enseignement (cégep et université), mais aussi à un large public – « The best book currently available in English on the history of Quebec » a écrit *The Ottawa Citizen*, selon la quatrième de couverture de l'édition consultée ; le second est un manuel d'histoire du Québec destiné aux étudiants du secondaire. Les deux ouvrages ont été publiés dans la même année et ont fait l'objet de mises à jour constantes. Dans les deux cas, la surface consacrée aux rébellions, dans une section clairement identifiée pour le premier, dans un chapitre distinct pour le second, est équivalente à celle qu'y consacre Nelles, moins d'une dizaine de pages si l'on exclut les illustrations – le Nelles n'est pas illustré.

Dans la *Short History*, ouvrage écrit au passé, la section qui porte sur les rébellions de 1837-38 est le cœur du chapitre intitulé « Politics and Institutions ». S'opposent, dans cette brève section, un temps long, qui va des « crises » parlementaires et sociales antérieures, à partir de 1829, jusqu'aux effets lointains de l'événement, qui sont à la fois économiques, sociaux et surtout institutionnels :

They served to clean house [and] prepared the terrain for a profound adjustment of judicial, landholding, social, educational and religious institutions. (Dickinson/Young 2003, 168)

Ces « ajustements » sont exposés dans les sections qui suivent. La turbulence que constituent les rébellions ne se résorbent toutefois pas dans ce temps long comme chez Nelles. Ces dernières sont présentées plutôt comme un « climax » directement provoqué par le rejet des 92 Résolutions par Russel en 1837. Les rébellions sont ainsi dotées d'une temporalité particulière, marquée par l'utilisation de dates précises créant un effet d'accélération de l'action, et par le fait que chacun des épisodes

26 Le lecteur familier de l'histoire des rébellions identifie plein de sources au passage. Même si les voix explicitement convoquées sont exclusivement celles des acteurs saisis comme immersés dans l'action, il est aisément de voir comment par l'usage de ces voix, Lacoursière entretient un dialogue avec les spécialistes par archives interposées. Mais cela échappe au non-spécialiste, bien sûr.

racontés affiche une clôture qui lui est propre, clairement marquée par le choix des temps et des modes verbaux. Ainsi, dans l'épilogue des rébellions de 1837, le choix du *past perfect* marque l'achèvement de l'action, qui prend donc une dimension irréversible :

After the first rebellion in 1837, martial law had been proclaimed, canadian constitution was suspended, and Lord Durham was named Governor of all British North America. (Dickinson/Young 2003, 167)

Dans leur épilogue aux rébellions de 1838, Dickinson et Young laissent la parole à Allan Greer :

Over the dead body of democratic republicanism [...] Lower Canada was locked into a larger, predominantly anglophone unit, and ever since the relationship has been a source of discomfort, trouble and periodic crisis. (Dickinson/Young 2003, 167)

Le *past perfect* fait retour, complété par une forme adverbiale qui verrouille dans le temps les effets des rébellions : « ever since ». Ainsi les rébellions constituent-elles un événement complexe qui comporte au moins deux explosions turbulentes portant chacune une fin propre et dont les effets turbulents ne se dissipent pas, mais seront repris dans le « periodic crisis » dont parle Greer.

Les sujets de l'action sont moins individualisés que dans le Lacoursière mais beaucoup plus que dans le Nelles : il y a des groupes qui agissent (la « bourgeoisie » [en français dans le texte], les « Patriotes », les « frustrated anglophones militants »), mais aussi des personnes, auxquelles, de surcroît, est donnée la parole : Papineau, Nelson, Parent, etc. À ces acteurs divers s'ajoutent des historiens dont les explications et les interprétations sont juxtaposées de sorte que les paroles qui se croisent ne sont pas toutes contemporaines de l'événement raconté – contrairement au Lacoursière dans lequel les paroles historiennes étaient intégrées de manière lisse et invisible au discours de narration. Cette incorporation ajoute une épaisseur considérable à l'action : le récit est, de manière évidente, à la fois issu de matériaux bruts à raconter et de la sédimentation des récits antérieurs. L'espace dans lequel prend place le récit est clairement l'Amérique du Nord, mais les enjeux sont spécifiquement rapportés au Québec, à la fois à cause du titre de l'ouvrage et du traitement ancillaire des rébellions du Haut-Canada, qui apparaissent hors-champ.

Du point de vue épistémologique, les choix paradigmatisques liés à la configuration du récit ont pour effet d'assigner clairement un statut d'événement aux rébellions. On peut aussi affirmer que les informations quant aux diverses déterminations en jeu ont pour effet d'historiciser non seulement l'événement mais aussi les discours convoqués. L'intégration de voix historiennes divergentes pose indirectement l'indécidabilité du futur pour les sujets de l'action. Ainsi, par exemple, du recours à

Alan Dever, selon lequel un consensus aurait existé en Chambre à propos des projets liés au développement économique, ce qui contredit les positions des historiens Ouellet, Nelles et des tenants de la « wiggist interpretation » et introduit un bougé quant aux savoirs dont auraient disposé les acteurs des rébellions (Dickinson et Young 2003, 168). Enfin, remarquons l'importance accordée à nombre d'autres voix, qui crée une forme de partage de l'autorité narrative, puisque la « prise en charge » énonciative (Desclés 2009) est assumée à la fois par la voix historienne et par les autres voix, porteuses d'assertions. Toutes ces voix prennent en charge un contenu propositionnel et en affirment la vérité. La polyphonie du récit ouvre donc à la possibilité d'une pluralité de vérités.

Dans *Diverse Pasts*, le récit des rébellions a une forme très semblable, même s'il s'agit d'un manuel destiné à des élèves du secondaire – il y a ainsi un manuel du maître, des exercices et des pages de questions dans celui de l'élève. La facture du chapitre sur les rébellions, qui place en mosaïque le récit proprement dit, des encadrés et des images et use de diverses mises en relief typographiques, accroît même les effets que nous venons d'observer. Ainsi, des indices typographiques et graphiques soulignent le caractère événementiel des rébellions. Les divers chapitres de l'ouvrage sont introduits par une page ornementée, entourée d'un cadre typographié avec de plus gros caractères, ce qui attire l'attention du lecteur et l'oriente, en quelque sorte. Or, tant la page qui ouvre le chapitre intitulé « The Rebellions » que celle du chapitre suivant, « Responsible Government », comportent une phrase qui souligne l'événementialité des rébellions et la mutation qu'elles ont représentée. Dans le chapitre « The Rebellions », les effets des rébellions sont posées d'entrée de jeu, la résistance sera vaincue (« overwhelm[ed] ») :

The events of 1837-1838 emphasized the power of the state to overwhelm resistance. Once the rebellions had been crushed by British Military force, a union of Upper and Lower Canada was imposed. (Dickinson/Young 1995, 166)

Dans le chapitre qui suit, la dimension brutale du changement est soulignée :

« The crushing of the Rebellions opened a new political era ». (Dickinson/Young 1995, 177) L'événementialité des rébellions, son caractère de *kairos*, est indiquée deux fois plutôt qu'une.

Deux encadrés jouent quant à eux un rôle majeur en ce qui a trait à l'historicisation de l'événement : l'un est un tableau statistique sur l'évolution démographique des communautés linguistiques, l'autre un tableau chronologique des mauvaises récoltes. Le premier permet d'exposer l'une des sources de tension entre anglophones et francophones, les changements populationnels. Le second illustre les sources économiques et sociales de la crise économique qui se déploie parallèlement aux rébellions. La narration principale y renvoie sans explication supplémentaire.



FIGURE 12.6 Patriote soldiers. Look closely at their weapons. Why would they not be effective against British soldiers?

taire, comme à des connaissances nécessaires à la compréhension du récit, à son historicisation.

Fig. 2 : « The insurgents at Beauharnois » by Mrs E. Ellice, NAC C13392, reproduit d'après John Alexander Dickinson/Brian J. Young, 1995, *Diverse Pasts : A History of Québec and Canada*, Toronto : Copp Clark, 176.

L'indécidabilité du futur est moins fermement établie que dans la *Short History*. L'illustration de Jane Ellice, montrant les patriotes en armes (en un groupe compact, mais désordonné portant des faux et des armes de fortune [Fig. 2], et surtout la question posée aux étudiants : « Look closely at their weapons. Why would they not be effective against British soldiers ? » (Dickinson/Young 1995, 175) tendent à montrer l'issue

des événements comme inévitable pour certains des témoins de l'époque. Toutefois, la variété des causes évoquées par Fernand Ouellet et George Rudé, placées dans un même encadré (Dickinson/Young 1995, 171), déconstruit assez fortement cette prévisibilité.

Enfin, même si le récit intègre moins de voix externes, les encadrés – sur Louis-Joseph Papineau, sur la proclamation de William-Lyons Mackenzie et sur les diverses interprétations des historiens – tendent à faire éclater la dimension monologique du récit en convoquant, hors de toute subordination à la narration principale, d'autres voix.

Nous pouvons conclure de l'examen des ouvrages de Dickinson et Young que les traits épistémologiques que sont l'indécidabilité, l'historicisation et le partage de l'autorité narrative sont, dans un récit, indépendants de l'étendue de l'objet textuel dans lequel ce récit est présenté. Ils sont plutôt induits à partir des choix narratifs qui configurent le récit.

Enseigner les rébellions II

Les Chroniques : les rébellions comme éclat du temps

Les Chroniques du Québec et du Canada des origines à 1840 de Virginie Krysztofiak, Paul Ste-Marie, Ève Bernier Cormier, Andrée Thibeault et Geneviève Goulet (2016) sont un ensemble d'outils didactiques disponibles en ligne. Le manuel mis à la disposition des élèves, désigné comme *eTexte multimedia* adopte la forme hypertextuelle des publications électroniques interactives. Afin de faciliter la comparaison avec les autres récits de mon échantillon, j'ai analysé le manuel du maître, moins éclaté. Je n'ai pas tenu compte des nombreux outils électroniques annexes (pages d'exercices ou d'activités, ligne du temps interactive, etc.) intégrés dans une certaine

mesure dans le manuel du maître, seul à comporter une narration.²⁷ Ce manuel ressemble sur plusieurs plans aux ouvrages de Dickinson et Young. On trouve là aussi diverses stratégies d'historicisation (images, reproduction de documents, encadrés didactiques désignés comme « chronique[s] », ligne du temps) et bien sûr un appareil didactique constitué, comme dans *Diverse Pasts*, de séries de questions mises en relations avec des documents historiques précis. Le manuel s'adressant à des élèves plus jeunes, les paroles historiennes sont absentes de la surface du texte et un nombre assez important de notions ou de concepts sont définis dans les marges du texte principal. Le texte lui-même est beaucoup plus bref que ceux que nous avons analysés jusqu'à maintenant, à la fois parce que les illustrations occupent une surface importante (environ 30% selon mon évaluation, en incluant la ligne du temps qui est présente sur la majorité des pages) et parce que la facture du manuel est plus aérée. La narration historienne est écrite au présent et raconte, dans l'ordre chronologique, les principales péripétries des rébellions dans une sous-section intitulée « Les rébellions armées de 1837-1838 ». Cette section est présentée comme le centre du Dossier 9 (« Des tensions et des rébellions au Bas-Canada »²⁸). La sous-section portant précisément sur les rébellions, « Les rébellions armées de 1837-1838 » est placée entre deux sous-sections qui en donnent les tenants (« La situation à la veille des rébellions ») et les aboutissants (« Le rapport Durham »); elle ne fait que 15 pages. Ajoutons que l'Union des Canadas, ici présentée explicitement comme la conséquence et le point final des rébellions, sert de clôture au manuel, qui se termine donc sur la page intitulée « La création de la province du Canada », qui offre une carte couleur de la nouvelle Province, sous le texte suivant :

À la lumière du rapport Durham, Londres décide d'appliquer la recommandation concernant l'union politique et économique des deux Canadas. Malgré l'opposition des Canadiens, l'union des deux colonies a bel et bien lieu. Le 23 juillet 1840, la reine Victoria approuve l'Acte d'Union. Les deux provinces deviennent une seule et même entité, la 'Province du Canada', également appelée 'Canada-Uni'.

La Province du Canada comprend deux régions administratives, le Bas-Canada et le Haut-Canada. La ville de Kingston, située sur les rives du lac

27 L'accès au site où se trouve cet ensemble de pages et de documents électroniques est réservé aux enseignants qui en achètent (grâce à leur commission scolaire), pour une durée limitée, l'accès pour eux et pour leurs étudiants. Je remercie Geneviève Goulet de m'avoir autorisée à y accéder à des fins de recherche.

28 Rappelons que ces outils sont faits pour être consultés en ligne, de manière éventuellement non-linéaire. Le manuel du maître est composé de 4 parties, chacune divisées en un nombre variable de dossiers, dont la numérotation est continue dans l'ouvrage, même si ce n'est pas ce mode de consultation qui a été imaginé. Nous renvoyons à cette pagination par commodité pour le lecteur. Les dossiers sont séparés les uns des autres par des sections documentaires, des pages de questions, des tableaux, tous accessibles d'un seul clic. L'interaction entre le récit central et les informations disposées autour est ici manifeste.

Ontario, devient la capitale de la Province du Canada. (Krysztofiak/Ste-Marie/Bernier Cormier/Thibeault/Goulet 2016, 435)

On observera la tonalité neutre d'un texte dans lequel le caractère présent de l'action décrite est soulignée par la mention d'une date, le 23 juillet 1840.

Les chroniques, comme les ouvrages de Dickinson et Young, font une grande place aux conditions d'émergence des rébellions et à leurs suites. La brève section intitulée « La fin des rébellions » est claire :

Tant dans le Haut-Canada que dans le Bas-Canada, les rébellions sont un échec. Un peu plus de 200 patriotes ont trouvé la mort lors des combats et encore plus nombreux sont ceux qui ont été emprisonnés ou condamnés à l'exil. La répression de l'armée a été brutale dans les campagnes, et plusieurs villages ont subi de lourds dommages. De plus, aucun gain politique n'a été fait, bien au contraire. Depuis 1838, les institutions parlementaires du Bas-Canada sont abolies. Le Parlement britannique suspend la constitution. La colonie est désormais administrée par un nouveau conseil, le Conseil spécial, dirigé tour à tour par le gouverneur Gosford, le gouverneur Durham et le général John Colborne. (Krysztofiak/Ste-Marie/Bernier Cormier/Thibeault/Goulet 2016, 425-426)

Le parti pris du présent qui caractérise le texte narratif est marqué par une forte indécidabilité clairement reflétée dans la dernière phrase de la section « Les rébellions armées de 1837-1838 » : « Tout le monde attend que le Royaume-Uni décide du sort des deux colonies » (Krysztofiak/Ste-Marie/Bernier Cormier/Thibeault/Goulet 2016, 427). L'accent mis sur l'indécidabilité est également perceptible dans la structuration didactique de l'ouvrage. En effet, une grande partie de l'investissement didactique vise la maîtrise par les élèves des règles de la causalité. La cinquième partie de la « boîte à outils » qui complète le manuel vise ultimement à établir des liens de causalité, *terminus ad quo* d'une démarche qui comporte plusieurs étapes, désignées par un titre de section comme « Les opérations intellectuelles » de la pratique historienne : établir des faits, situer dans le temps et l'espace, dégager des différences et des similitudes, déterminer des causes et des conséquences, déterminer des changements et des continuités, mettre en relation des faits et, finalement, établir des liens de causalité. Dans ce processus, l'élève est invité à travailler à partir de documents, il établit donc les liens de causalité à postériori. Il n'y a en principe pas de place ici pour quelque prévisibilité que ce soit.

En somme, le manuel *Les chroniques* crée, grâce à sa structure mosaïcale et à son cadre didactique et malgré sa surface réduite, des effets épistémologiques homologues à ceux que nous avons déjà identifiés : l'événementialité des rébellions est explicitée, les événements s'enchaînent dans l'indécidabilité du présent, diverses stratégies contribuent à l'historicisation du récit, les conditions d'émergence des

rébellions se trouvant même hypertrophiées par rapport à la brièveté du texte consacré aux rébellions elles-mêmes. Celles-ci apparaissent comme un « éclat » déterminant dans l'épaisseur de la matière convoquée tout autour.

Des travaux savants et de leurs récits

J'aborderai plus sommairement trois monographies, parues depuis 1985, qui portent exclusivement sur les rébellions, me limitant à présenter les effets pragmatiques qui s'y donnent à lire, sans reprendre ici le détail de l'analyse des choix paradigmatisques menée pour les dégager.

Issu d'une thèse soutenue en 1980, l'ouvrage *Redcoats and Patriots* publié par Eleanor Kyte Senior en 1985 (la traduction sur laquelle je m'appuie ici, *Les Habits rouges et les Patriotes*, paraît en 1997) aborde les rébellions à partir d'un angle neuf, celui de l'histoire militaire. Le caractère événementiel des rébellions est ici postulé plutôt que discuté ou induit : la première partie de l'ouvrage s'ouvre en effet sur une citation d'Ivanhoë Caron²⁹ : « Peu d'événements ont laissé dans l'histoire de notre pays des traces aussi profondes que l'insurrection de 1837 » (Ivanhoë Caron cité par Senior 1997, 17). Utilisant le passé, la narration des épisodes est linéaire, depuis « Les sources du mécontentement » jusqu'à « L'héritage de la rébellion ». Elle comporte des images (dont de très nombreux dessins d'époque) et des bribes de discours tirées d'archives, qui introduisent de nombreuses voix, même si les citations sont généralement plus directement soumises à l'argumentation principale de Senior qu'elles ne le sont dans le récit de Lacoursière et dans ceux des manuels. Toutefois, il faut remarquer, avec Jean-Paul Bernard, que les notes infrapaginaires renvoient le plus souvent à plusieurs sources (documents d'archives, discours d'historiens, par exemple) qui peuvent être antagonistes, du point de vue de la configuration du récit tout autant que du point de vue de son interprétation. Cela introduit une polyphonie certaine, tout en réduisant l'emprise de la narration historienne sur les autres voix. La multiplicité des sujets de l'action et la diversité des voix créent dans le récit des interstices qui donnent à voir un partage de la prise en charge énonciative. Il y a aussi des contradictions non résolues par la narration historienne, comme le commentaire de Lady Colborne sur l'« horrible Herald », qui fait contraste avec le discours nettement anti-patriotes d'un Lord Colborne impitoyable. La voix historienne laisse alors ouverte l'interprétation.

Toutefois, là où le travail de Senior innove, c'est dans l'utilisation de cartes originales, fabriquées à partir de cartes anciennes, qui permettent au lecteur de se représenter les lieux, les parcours et les affrontements avec précision, dans l'espace et aussi dans le temps, par exemple à propos de la Bataille de Saint-Denis [Fig. 3]. Il y a là un travail d'historicisation du récit d'une efficacité remarquable, qui entraîne le lecteur ou

29 Ivanhoë Caron est l'auteur de l'inventaire détaillé de la série *Événements de 1837–1838* dans le *Rapport des Archives de la Province de Québec pour les années 1925–1926*.

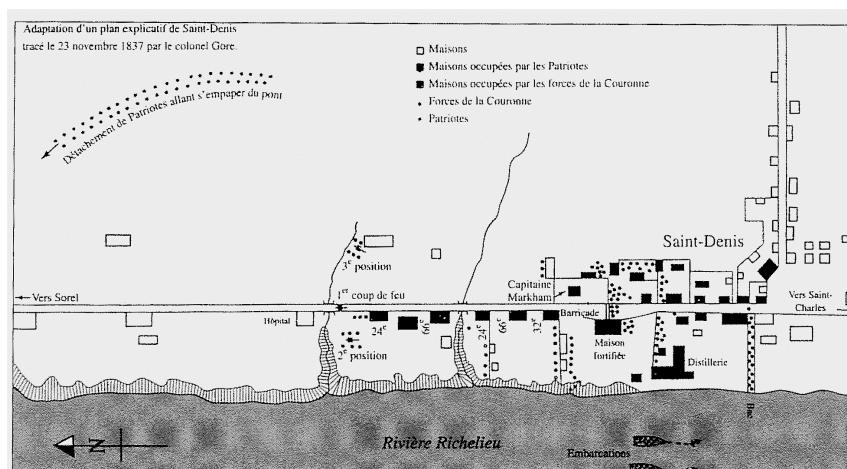


Fig. 3 : « La Bataille de Saint-Denis, le 23 novembre 1837 » [réalisée sous la responsabilité de Claude Beauregard], dans : Elinor Kyte Senior, 1997, *Les Habits rouges et les Patriotes*, Montréal : VLB éditeur, 124.

la lectrice dans les pas des sujets de l'action. L'ouvrage, dont la lecture est aisée, est donc rapidement devenu un outil essentiel pour la compréhension des rébellions.

La perspective militaire de Senior invite aussi à imaginer les apories devant les- quelles sont placés les stratèges des deux camps, celui des Britanniques, composé de plusieurs instances dont les intérêts ne convergent pas toujours, et celui des patriotes, qui n'est pas davantage soudé. Les récits de bataille comportent par ailleurs, dans la tradition occidentale, une indécidabilité qui constitue un thème en soi, depuis Homère jusqu'à Tolstoï. À la lecture, les fins de chapitre de Senior s'inscrivent nettement dans cette filiation : l'avenir y est incertain.³⁰

On peut donc affirmer que le récit proposé par Senior déploie les effets épistémologiques que nous avons déjà remarqués : les rébellions sont dotées d'une événementialité forte – et qui n'a pas à être démontrée ; le temps et l'espace du récit sont construits grâce à des dispositifs sophistiqués – les cartes ; l'issue des diverses actions est marquée par l'indécidabilité propre au récit de bataille ; de nombreuses voix, celles des sujets des actions et celle des historiens, sont entrecroisées sans nécessairement être soumises à la voix historienne : elles en partagent ainsi l'autorité narrative.

30 Marc Collin y insiste : « Sans sympathie et sans antipathie à l'égard des combattants patriotes, Kyte s'intéresse à eux du point de vue de l'analyse militaire. Ceci l'amène à souligner leurs erreurs de tactique, mais également les opportunités qu'ils auraient pu saisir, ce qui apporte un certain renouveau dans une historiographie où la défaite patriote est le plus souvent présentée comme inévitable » (Collin 2009).

L'ouvrage d'Allan Greer, *The Patriots and the People. The Rebellion of 1837 in Rural Lower Canada* pose lui aussi les rébellions comme un *kairos*, une crise révolutionnaire. Dans la foulée de Ryerson (1973), il explicite d'entrée de jeu le caractère indécidable des divers mouvements en jeu :

No one decides to have a revolution. It is something that happens, independent of any individual will, as a result of the clash of various groups with different outlooks and changing assessments of a rapidly evolving situation. (Greer 1993, 7)

Greer compose son récit à partir de nombreux textes et pièces d'archives. Ce qui l'intéresse n'est pas le pourquoi, mais le comment des rébellions : il est à la recherche d'une description de la société canadienne et particulièrement du monde des « habitants », les rébellions lui servant de point d'entrée :

I thought that the rich documentation on the habitants who were swept up in the turmoil of revolution might shed light on long-standings social tensions and lines of solidarity in the Laurentian country-side. (Greer 1993, ix)

Il développe donc de substantielles analyses sur des traits sociaux indirectement reliés aux événements, entre autres sur la tradition des charivaris. Cela donne lieu à une expansion du temps et de l'espace, tendus vers le passé de la collectivité canadienne et vers l'espace originel de la mère-patrie (en particulier dans le chapitre, « *The Habitant and the State* »). Le récit des rébellions est donc moins linéaire que dans les ouvrages précédents et les éléments convoqués sont intégrés à une trame qui est indissolublement historique et anthropologique, même si l'accent est mis, dans l'intrigue, sur la dimension disruptive du moment où « *the habitants came bursting onto the scene with such force in 1837* » (Greer 1993, 19). Cette centralité de l'explosion de 1837 est d'ailleurs visible dans l'effacement relatif des rébellions du Haut-Canada, traitées de manière tangentielle, comme celles de 1838, placées en épilogue dans un chapitre au titre évocateur : « *Repression, resurgence, and final defeat* ». La première phrase de ce chapitre conclusif constitue la négation du récit « canadien », uniforme et continu, que nous avons vu chez Nelles :

By the beginning of 1838 Lower Canada was no longer a colony governed by British law; it was enemy territory occupied by military force. (Greer 1993, 332)

À partir du récit de rupture qu'il énonce, auquel sont tissées de nombreuses citations bien mises en évidence, Greer entrouvre de nombreuses fenêtres vers des microrécits en attente de lecture qui accroissent la densité narrative de son propos.

En effet, les notes infrapaginales renvoient le plus souvent à des documents entiers que le lecteur est invité à aller découvrir : journaux de patriotes, procès-verbaux de procès, correspondances personnelles, articles de la presse périodique, textes administratifs. Malgré la dimension virtuelle de leur actualisation – le lecteur n'est évidemment pas tenu d'aller lire –, ces voix autonomes invitent à voir le récit principal comme un foyer en lequel se rejoignent une diversité d'épisodes turbulents, qui forment une masse en attente de mise en récit. Comme pour les ouvrages précédents on peut donc parler ici de polyphonie. Le partage de l'autorité narrative est toutefois rendu plus manifeste : les auteurs des nombreuses épigraphes, des témoignages, des lettres, des journaux intimes, des articles de la presse périodique et des rapports portent chacun la responsabilité de leur propre discours et la narration historienne leur abandonne entièrement la prise en charge du discours. Sans doute, le parti pris de Greer pour le peuple, son désir de lui laisser la parole, joue-t-il un rôle dans sa manière d'écrire l'histoire en faisant une place au silence et aux paroles des habitants du Bas-Canada. Dans la perspective de Jacques Rancière, qui étudie l'effacement des voix du peuple et leur remplacement par les mots de l'historien (Rancière 1992), les excursus entrouverts par les notes infrapaginales constituent un moyen efficace d'incorporer les « mots » mêmes du peuple.

Issu de la masse documentaire constituée dans le cadre d'un chantier sur les rébellions dirigé par Jean-Paul Bernard, l'ouvrage de Gilles Laporte, *Patriotes et loyaux. Leadership régional et mobilisation politique en 1837 et 1838* (Laporte 2004), est d'une nature fort différente des deux précédents puisqu'il se veut à la fois un ouvrage de référence et un essai visant à « dresser l'inventaire des activités partisanes et du leadership politique au Bas-Canada à la veille des rébellions de 1837-1838 » (Laporte 2004, 10). À ce titre, l'événementialité des rébellions y est également postulée. Compte tenu de la dimension documentaire ouvertement revendiquée, le récit est tenu, articulé selon une logique spatiale plutôt que temporelle : il s'agit de comprendre les modalités de mobilisation des acteurs dans les diverses régions du Bas-Canada ; la trame principale des rébellions est considérée comme connue. N'empêche que la forme que revêt l'ouvrage témoigne de choix paradigmatiques qui donnent à voir des effets épistémologiques intéressants pour notre propos. D'abord, en ce qui concerne les sujets de l'action, Laporte déploie en marge du texte principal, dans des encadrés, de très nombreuses biographies (j'en ai compté 406 !). Certes, ces personnages prennent assez peu la parole, et le plus souvent celle-ci est intégrée à la voix historienne. Toutefois, ce qui frappe dans la masse de ces biographies, c'est la variété des actions possibles qui en résultent. Par exemple, la possession d'un débit de boissons devient une action pertinente dans le récit. Ephraïm Knight « huissier et propriétaire d'une taverne à Bedford », intervient en faveur du changement de lieu d'un bureau de vote. « Le mouvement loyal s'empresse de dénoncer ce qu'il perçoit comme du favoritisme » (Laporte 2004, 351-352). Cela élargit du coup le récit à des pratiques sociales qui débordent le cadre strictement politique ou militaire. Jointes aux cartes des villes et des comtés, qui

exposent les activités (assemblées publiques, réunions de comités, pétitions ou adresses publiques, affrontements armés) des groupes en présence, loyaux et patriotes, ces biographies accroissent la densité des actions retenues dans le récit.

Sans avoir le caractère téléologique qui était déployé par Nelles, la structure du récit vise à éclairer une certaine prévisibilité de l'action. En effet, l'hypothèse principale est que les patriotes sont plus nombreux là où les anglophones sont les plus nombreux et que, corollairement, le mouvement patriote est plus faible là où il y a peu d'anglophones. La courbe proposée dans l'introduction prédirait ainsi en quelque sorte sinon l'issue du récit, du moins le déroulement des actions narratives dans l'espace du Bas-Canada. Toutefois, il importe de signaler que cette prévisibilité n'existe que pour l'historien et ses lecteurs. Les acteurs du récit n'en sont pas moins présentés comme étant aux prises avec l'indécidabilité de leur présent. Cela est fortement affirmé en conclusion : les rébellions sont un « événement qui semble avoir surpris tout le monde et dont personne à l'époque ne se considère responsable » (Laporte 2004, 385). D'une certaine façon le récit déployé par la voix historienne est moins celui des rébellions, réputé connu,³¹ que celui de l'historien en quête d'un ensemble de chaînes causales modulées par des « facteurs impondérables » (Laporte 2004, 385), qui conclura à la responsabilité de la dimension locale des organisations loyale et patriote dans les « dérapages de 1837 » (Laporte 2004, 385). Fragmenté selon les divers espaces régionaux étudiés (Marc Collin le classe d'ailleurs dans la catégorie de l'*histoire régionale*³²), le récit historien, centré sur ses propres processus, élide le plus souvent la prise en charge énonciative que permettrait la présence d'autres voix. Celles-ci se trouvent pourtant là, hors-champ en quelque sorte, concrètement enfouies dans les archives citées ou fantomatiquement imaginées par les lecteurs sur les nombreux théâtres de l'action que l'ouvrage fait vivre. Absentes, elles n'en sont pas moins données pour signifiantes, ne fût-ce que par l'insistance mise sur les parcours biographiques qui émaillent l'ouvrage. À travers elles, il semble qu'il reste bien des choses à apprendre à propos des rébellions.

Des histoires différentes, semblablement racontées

Les ouvrages de Senior, de Greer et de Laporte proposent des récits différents, ne fût-ce que par l'accent mis dans le premier cas sur le militaire, sur la réalité sociale et anthropologique des habitants dans le second et sur les déterminants régionaux des péripeties du récit des rébellions dans le dernier. Pourtant ces récits se rejoignent quant à la configuration du récit. Ils postulent l'événementialité des rébellions, incorporent à leur récit des discours présentés comme hétéronomes, incarnés dans des voix, réelles chez Senior, réelles ou virtuelles chez Greer, réelles ou imagi-

31 Du moins dans ses grandes lignes, car bien sûr de nombreuses informations neuves sont intégrés à la trame narrative. L'ouvrage, qui en est un de spécialistes, repose sur de nombreuses informations considérées comme connues et introduites de biais dans le récit.

32 Marc Collin 2009, n.p.

nées chez Laporte. Malgré la présence d'une énonciation ferme et originale, ces ouvrages n'ont rien de monologique. Notons aussi que tous trois déploient des stratégies d'historicisation de leur récit qui accroissent la densité du matériau narratif : plus de sujets de l'action, plus de théâtres de l'action, une temporalité étendue qui permet de dégager des réseaux de signification plus amples, des actions plus diverses que ce que le seul récit des rébellions semble exiger. Enfin, dans les trois cas, le présent du passé est présenté comme indécidable. Cela tient à la forme même du récit de bataille pour Senior, à l'imprévisibilité de toute crise révolutionnaire pour Greer, à l'incapacité des acteurs de mesurer leur responsabilité dans la globalité du tableau des rébellions pour Laporte. Ces convergences entre les trois historiens quant à la « façon d'écrire l'histoire », selon l'expression d'Eccles, indique assez que l'hypothèse d'une différenciation des histoires sur la base de l'appartenance sociale et linguistique des historiens (francophones/anglophones) est infirmée par nos analyses.

Les figures du travail historiographique dans les romans

Je n'ai pas parlé des récits de fiction. Je leur laisserai brièvement le dernier mot, avant de conclure. Les romanciers disposent d'une palette narrative plus riche et plus complexe que les historiens. Ils ont même la possibilité de faire intervenir des historiens de papier dans leur récit. Dans le roman de Maryse Rouy, *Mary l'Irlanaise*, est racontée la venue au Canada d'une Irlandaise pauvre qui cherche à comprendre la situation où elle se trouve plongée pour orienter ses actions. Elle glane donc dans les discours de ceux qu'elle rencontre des informations de toute nature (parfois vraies, parfois fausses) à partir desquelles elle espère comprendre la société du Bas-Canada et le mouvement insurrectionnel qui se prépare. Sa curiosité est motivée par l'amour d'un beau patriote, mais aussi par un intérêt que l'on peut qualifier d'historiographique. Mary se fait en quelque sorte historienne, au croisement des voix, face à des mouvements qui se révèleront, à postériori, comme souvent dans la vie, événements. *A contrario*, dans *Robert Nelson & the Rebellion of 1837. The Words on the Wall*, c'est la narratrice qui se fait historienne et expose, dans une note sur ses sources et dans un riche appareil critique, le parcours heuristique de l'écriture de son histoire. Pourtant, son roman comporte aussi un personnage témoin, qui aurait pu prendre en charge le parcours historiographique. Il s'agit de la jeune anglaise Mrs Cox, qu'a épousé Robert Nelson. Mais celle-ci manifeste, plutôt, à l'endroit de la société francophone du Bas-Canada dans laquelle elle débarque, du mépris et de la colère, refusant tout contact. Elle ne veut pas entendre les autres récits que tente de lui raconter son mari, campant férolement sur ses préjugés contre les Français, les Irlandais, les Papistes et les habitants.

La structure des deux romans repose sur l'événementialité des rébellions, sur leur dimension de *kairos*. Toutefois, les personnages ont le loisir de refuser ou d'accepter cette événementialité. Ainsi, Madame Cox ne comprend pas la nature des événements turbulents auxquels participe son mari, ni le fait qu'ils instaurent un avant et

un après dans leur vie. Elle considère que sa vie doit demeurer la même quels que soient les événements : mariage, traversée de l'Atlantique, installation dans un milieu mixte aux plans ethnique et religieux, rébellions. Au contraire, la jeune Mary accueille les événements de sa vie et de la vie canadienne et leurs effets dans la durée. L'acceptation de l'événementialité de l'événement infléchit donc la suite du récit, son achèvement.

Récit fermé, récits ouverts

Que retenir de cette comparaison de la configuration narrative des récits des rébellions de 1837-1838 étudiés et de leurs effets épistémologiques ? Deux types de conclusion s'imposent à nous : celles qui sont directement issues de la comparaison et éclairent la lecture que nous faisons collectivement des rébellions et de son événementialisation ; et celles, plus théoriques, qui nous ramènent aux articulations entre construction du récit historiographique, effets épistémologiques de cette construction et enfermement dans une vulgate.

Première remarque. La comparaison permet de voir que l'événementialisation, qui est un effet de la construction du récit, est le seul trait épistémologique qui entraîne une irréductibilité absolue. L'analyse de l'ouvrage de Nelles montre bien que la construction d'un non-événement historiographique passe par le discours : le récit construit ou non l'événement comme événement et, de ce fait, en rend possible ou non la lecture. Dans une perspective narrative, ce qui ne fait pas événement se trouve déqualifié comme objet, et avec lui son escorte de discours et d'artefacts. Cette déqualification agit directement, notons-le sur le coefficient de vérité qui affecte l'objet. De sorte que le silence n'est pas le seul vecteur d'oubli, la non-événemantalisation d'un fait est également efficace.

Seconde remarque. L'inscription de l'indécidabilité du futur et l'historicisation des sujets et de leurs actions ne sont pas fonction de l'ampleur du récit. En effet, on aurait pu croire que l'historicisation des sujets et de leurs actions (et donc des événements) reposait sur des choix liés à la quantité de matériaux convoqués, à l'ampleur du récit. La comparaison des deux ouvrages de vulgarisation (le Nelles et le Lacoursière) et des deux ouvrages didactiques de Dickinson et Young montre bien que ce n'est pas le cas. L'indécidabilité repose sur l'explicitation du caractère risqué des actions, sur l'imprévisibilité qui accompagne les choix des acteurs et cette explicitation n'impose pas d'hypertrophie au récit, seulement une autre manière de raconter.

Troisième remarque. La présence de voix ouvre le récit et en interroge le procès : elle est susceptible d'entraîner un partage de la prise en charge énonciative et même de l'autorité narrative, comme nous l'avons observé dans l'ouvrage d'Allan Greer. Dans leur diversité, les voix complexifient la définition du « qui » et introduisent un bougé qui demeure, même après que l'historien ait livré son interprétation : les voix sont source de mouvement, elles créent des failles dans le récit, lui ajoutent de l'instabilité. Leur présence accroît ainsi l'ampleur des événements turbulents. A

contrario, on peut faire l'hypothèse que l'absence de voix hétéronomes empêche que la turbulence puisse se manifester parce que la probabilité de mouvement s'en trouve réduite. Corollairement, cette absence donne en retour au futur un caractère plus prévisible. La possibilité de l'irruption de voix étant écartée, la visée téléologique de l'autorité narrative peut s'installer sans partage.

De ce point de vue, le récit de Nelles apparaît non seulement comme irréductible aux autres récits examinés, mais surtout comme fermé aux autres récits à cause de sa forme. Il peut en ce sens être assimilé à une vulgate, à un récit déjà achevé, immuable, sans interstices, sans autres voix. M'appuyant sur les réflexions de Dickinson et Young que j'ai citées et sur les travaux de Jean-Paul Bernard, j'avancerai que le récit de Nelles correspond à une importante tendance en histoire canadienne, dont témoigne une série comme *Les Minutes du Patrimoine* et les tentatives de construction d'un récit « optimiste » du Canada, qui reposeraient sur l'effacement des voix hétéronomes. Toutefois, l'analyse révèle aussi qu'il n'y a pas, contrairement aux attentes, de fracture narrative qui s'effectuerait autour de la nation d'appartenance de l'historien ou de la langue dans laquelle est rédigé son récit. Pour le dire autrement, les prises en charges énonciatives ne sont pas portées, dans notre corpus, par des identités « nationales » ou « ethniques ». On peut donc dire qu'il existe un récit consensuel des rébellions et que ce consensus repose précisément sur la diversité des voix. Cela mériterait d'être examiné plus avant.

Les conclusions théoriques seront plus sommaires. Au début de ce travail, j'espérais mieux comprendre la circulation des récits sur les rébellions dans l'historiographie canadienne et tirer des matériaux pour comprendre le fonctionnement d'une vulgate en historiographie. J'avais posé que les choix paradigmatisques menant à la configuration des récits entraînaient des effets épistémologiques que j'avais déterminés *a priori* comme étant ceux que les débats actuels placent au centre du procès historiographique : l'événementialisation, l'historicisation, l'indécidabilité du présent et le travail sur les voix – ou la question de la prise en charge énonciative comme mécanisme d'affirmation de la vérité.

Ultimement, l'analyse me semble révéler que ces quatre effets doivent être conçus comme placés en interaction. En effet, même si l'événementialité de l'événement semble première dans l'ordre épistémique, elle s'établit à la fois sur un processus de différentiation des données offertes grâce à l'historicisation, sur le postulat du caractère irréversible et imprévisible de l'action humaine qui transforme toute décision en pari (dans l'absolu tout est susceptible de faire événement), et sur la prise en charge énonciative qui fera de la désignation de l'événement comme événement un énoncé affirmé vrai. En ce sens, les quatre effets identifiés, dont l'analyse a montré le rôle dans l'ouverture des récits à l'hétéronomie et à l'altérité et donc dans la résistance qu'ils offrent à la tentation de refermer le récit en une vulgate, traversent la totalité narrative et se manifestent dans l'ensemble des paradigmes narratifs (définition du[des] sujet[s] de l'action, détermination des actions possibles et donc des événements signifiants, expérience du temps, construction de l'espace).

Dans cette perspective, le récit n'est pas une forme porteuse de savoirs qui lui seraient exogènes, mais plutôt le processus épistémique par lequel sont solidairement configurés savoirs et récits.

Je tiens à remercier le Conseil de recherche en sciences humaines du Canada pour son soutien de même que les personnes suivantes, qui m'ont aimablement communiqué de précieux commentaires : les évaluateurs de la revue et aussi Hans-Jürgen Lüsebrink, Ollivier Hubert, Mathilde Cambron-Goulet et Katja Sarkowsky.

Bibliographie

- Bernard, Jean-Paul, 1983, *Les rébellions de 1837-1838. Les patriotes du Bas-Canada dans la mémoire collective et chez les historiens*, Montréal Boréal Express.
- Cambron, Micheline/Gérard Langlade, 2015, « L'événement de lecture », dans : Micheline Cambron/Gérard Langlade (dir.), *L'événement de lecture*, Montréal : Nota bene, 5-36.
- /André G. Roy, 2012, « La turbulence comme métaphore », *Globe : revue internationale d'études québécoises*, vol. 15, n° 1-2, 201-229 (<http://id.erudit.org/iderudit/1014632ar>) Consulté le 15-12-2018.
- , 2001, « Des petits récits et du grand récit. Raconter l'histoire de la littérature québécoise », *Littérature*, Paris, n° 55, 77-93.
- Coleman, Patrick, 2018, *Equivocal City. French and English Novels of Postwar Montreal*, Montréal/Kingston/London/Chicago : McGill-Queen's University Press.
- Collin, Marc, 2009, « Les lignes de faîte de l'historiographie des rébellions de 1837-1838 », *Bulletin d'histoire politique*, vol. 17, n° 2, (<https://www.bulletinhistoirepolitique.org/le-bulletin/numerous-precedents/volume-17-numero-1/les-lignes-de-faite-de-le-1%e2%80%99historiographie-des-rebellions-de-1837-1838/>). Consulté le 15-12-2018.
- De Certeau, Michel, 1975, *L'écriture de l'histoire*, Paris : Gallimard.
- Deschamps, François, 2015, *La « rébellion de 1837 » à travers le prisme du Montreal Herald. La refondation par les armes des institutions politiques canadiennes*, Québec : Presses de l'Université Laval.
- Desclés, Jean-Pierre, 2009, « Prise en charge, engagement et désengagement », *Langue française*, n° 162, 29-53. (<https://www.cairn.info/revue-langue-francaise-2009-2-page-29.htm>) Consulté le 15-12-2018.
- Dickinson, John Alexander/Brian J. Young, 2003, *A Short History of Quebec*, Montréal/Kingston/London/Chicago : McGill-Queen's University Press.
- , 1995, *Diverse Pasts : A History of Québec and Canada*, Toronto : Copp Clark.
- Dossier de production de la pièce *Le Wild West Show de Gabriel Dumont* : <<https://nac-cna.ca/fr/wildwestshow>> Consulté le 16-12-2018.
- Eccles, William J., 1994, « Un homme de son temps » dans « Témoignages d'historiens », *François-Xavier Garneau et son histoire* (sous la direction de Gilles Marcotte), *Études françaises*, vol. 30, n° 3, hiver, 114-116.
- Greer, Allan, 1993, *The Patriots and the People. The Rebellion of 1837 in Rural Lower Canada*, Toronto : University of Toronto Press.
- Jackson, James, 2014, *L'émeute inventée. La mort de trois montréalais sous les balles de l'armée britannique en 1832 et son camouflage par les autorités*, Montréal : VLB éditeur.
- Krysztofiak, Virginie/Paul Ste-Marie/Ève Bernier Cormier/Andrée Thibeault/Geneviève Goulet, 2016, *Les Chroniques du Québec et du Canada des origines à 1840*, Montréal : Pearson et Erpi (<https://pearsonerpi.com/fr/secondeaire/histoire/chroniques-du-quebec-et-du-canada>) Consulté le 15 octobre 2018.

- Lacombe, S., 2015, « Olivier Côté, Construire la nation au petit écran. *Le Canada, une histoire populaire* de CBC/Radio-Canada (1995-2002), Québec, Septentrion, 2014, 446 p. », *Recherches sociographiques*, vol. 56, n°s 2-3, p. 540-541. <https://www.erudit.org/fr/revues/rs/2015-v56-n2-3-rs02285/1034231ar/> Consulté le 15-12-2018
- Lacoursière, Jacques, 2013, *Histoire populaire du Québec. De 1791 à 1841*, tome 2, Montréal : Septentrion.
- Laporte, Gilles, 2015, *Brève histoire des Patriotes*, Québec : Éditions du Septentrion.
- , 2004, *Patriotes et loyaux, Leadership régional et mobilisation politique en 1837 et 1838*, Québec : Éditions du Septentrion.
- Létourneau, Jocelyn, 2017, « S'IL TE PLAÎT, DESSINE-MOI LE PASSÉ DE TON PAYS ! Sur la forme de l'expérience historique canadienne », *Argument*, vol. 19, n° 2. (<http://www.revueargument.ca/upload/ARTICLE/695.pdf>) Consulté 15-12-2018.
- Nelles, Henry Vivian, 2017, *Une brève histoire du Canada*, Montréal : Fides [2005].
- , 2004, *A Little History of Canada*, Don Mills (Ont.) : Oxford University Press.
- , 1999, *The Art of Nation-Building: Pageantry and Spectacle at Quebec's Tercentenary*, Toronto : University of Toronto Press.
- Rancière, Jacques, 1992, *Les mots de l'histoire. Essai de poétique du savoir*, Paris : Seuil, collection « Librairie du XXe siècle ».
- Ricoeur, Paul, 2000, *La mémoire, l'histoire, l'oubli*, Paris : Seuil.
- Rouy, Maryse, 2004, *Mary l'Irlanaise*, Montréal : Québec-Amérique.
- Ryerson, Stanley Bréhaut, 1973, *Unequal Union: Confederation and the Roots of Conflict in the Canadas, 1815-1873*, Toronto : Toronto Progress Books [1968].
- Senior, Elinor Kyte, 1997, *Les Habits rouges et les Patriotes* [traduction supervisée par Claude Beauregard et révisée par Jean Pariseau], Montréal : VLB éditeur.
- , 1985, *Redcoats and Patriots*, Ottawa : Canada's Wings, Inc.
- Sicotte, Anne-Marie, 2016, *Histoire inédite des Patriotes. Un peuple libre en images*, Montréal : Fides.
- Soderstrom, Mary, 1998, *Robert Nelson & the Rebellion of 1837. The Words on the Wall*, Ottawa : Oberon Press.
- Stratford, Philip, 1979, « Canada's Two Literatures: A Search for Emblems », *Canadian review of comparative literature/Revue canadienne de littérature comparée*, Edmonton : Spring, vol. 6, n° 2, 131-138. (<https://journals.library.ualberta.ca/crcl/index.php/crcl/article/view/2377>) Consulté le 15-12-2018.
- Tremblay, Yves, 2017, « Histoire d'une commémoration : la mémoire de 1812 du XIX^e au XXI^e siècle », *Bulletin d'histoire politique*, vol. 25, n° 2, 36-62.

M A R I A M A Z Z O L I

Michif loss and resistance in four Metis communities

Kahkiyaw mashchineenaan, "All of us are disappearing as in a plague"

Abstract

Thirty-three years ago, Crawford (1985) described Michif use in four Metis communities in Canada and the USA, and singled out Michif as a stable language, common to several communities in the North American prairies. This paper focuses on four Metis communities as of 2017, and describes patterns of Michif loss and strategies of resistances within those. First, I describe the different varieties of Michif and locate some communities within central Canada and the USA where Michif is still spoken. Then, I focus on the communities of the Turtle Mountain Reservation (USA), Boggy Creek and San Clara (Manitoba), Muskowekwan First Nation (Saskatchewan) and Brandon (southern Manitoba).

Résumé

Il y a trente-trois ans, Crawford (1985) a décrit l'utilisation du Michif dans quatre communautés Michif au Canada et aux États-Unis. Il a distingué le Michif en tant que variété linguistique stable, commun à plusieurs communautés dans les prairies nord-américaines. Cette contribution se concentre sur quatre communautés Michif en 2017 et décrit les modes de disparition du Michif ainsi que les stratégies de résistance de la population. Dans un premier temps, je présente les différentes variétés de Michif. Ensuite, je me concentre sur les communautés de la réserve de Turtle Mountain (États-Unis), de Boggy Creek et de San Clara (Manitoba), de la Première Nation Muskowekwan (Saskatchewan) et de Brandon (sud du Manitoba).

Acknowledgments: This research was conducted with the support of the University of Bremen and the European Union FP7 COFUND under grant agreement n° 600411. I thank the Institute for the Humanities at the University of Manitoba that I visited in 2016/2017 as a Research Affiliate, hosted by Nicole Rosen. I wish to thank David "Doc" Brien and family, Ella and Alvin McLeod, Ernest Laframboise, Albert Parisien, Louise Peltier and Sandra Houle from the Turtle Mountain Reservation. Virgil Benoit introduced me there. From Boggy Creek and San Clara I wish to thank Dennis Davey, Vicki Bouvier, Mary Langan, Armand and Berta Langan. From the Muskowekwan First Nation I wish to thank Karen Marie Desjarlais, Jimmy Desjarlais, and Frank Cyr. I thank Heather Souter, Peter Bakker and Lawrence Barkwell who provided comments and suggestions. From Brandon I wish to thank Verna DeMontigny and Harvey Pelletier who participated in the Brandon Mentor-Apprentice program in 2017 with Jacqueline Pelland and Kai Pyle. The Michif wording of the subtitle *Kahkiyaw mashchineenaan* ("All of us are disappearing as in a plague") comes from an interview to Verna DeMontigny.

1. Introduction

In 1985 John Crawford published a paper in *The Canadian Journal of Native Studies* in which he describes Michif use in four Metis communities, of which three are located in Canada (San Clara and Boggy Creek, Camperville and Duck Bay, and St. Lazare) and one in the USA (Belcourt, Turtle Mountain Reservation). He concluded that the Michif spoken in the four communities was essentially the same language, a coherent language variety that pointed to two recognizable sources for its lexical composition: nouns were mainly of French origins, while verbs had mainly a Plains Cree (Néhiyawēwin) origin. Although the language appeared to be spoken in slightly different dialects in the different settings, Crawford claimed those were indeed varieties of a unique language and therefore stemmed from a recent common ancestor. Crawford also claimed that these varieties of the Michif language must have developed prior to the Westward migration of the Metis following the Red River (1870) and the Northwest (1885) resistances. Crawford's work was instrumental to the recognition of Michif as a distinct language spoken by different Metis communities both in the USA and in the Prairie Provinces of Canada. In 1983, Crawford had also edited a Michif-English dictionary authored by two Turtle Mountain Michif speakers, Patline Laverdure and Ida Rose Allard (cf. also previous work on Michif, e.g. Rhodes 1977). In 1997 Peter Bakker published the first monograph focusing on Michif, *A Language of Our Own: The Genesis of Michif, the Mixed Cree-French Language of the Canadian Métis*. The book was a milestone which contributed to spreading the awareness of Michif as a stable language common to several communities within the Metis homeland. In July 2000 Michif was adopted as the historical and official language of the Metis Nation through a resolution passed by the Metis National Council in Canada (Barkwell 2004, 1).

Michif formed as a stable variety in the first decades of the nineteenth century and received the first mentions in literature in the late 1970s, thus very recently. Bakker (1997, 26 and 162) notes that the language was not mentioned in historical sources by fur traders, travellers or missionaries in their notes and reports. Apparently, its earliest mention is found in the St Boniface newspaper *Le Metis* of 18 November 1875¹ (cited in Gillon/Rosen 2018, 1-2). Michif developed as a language of internal communication among the early Red River Metis, and it therefore was rarely used with outsiders.

The term "Michif" as used today by both speakers and scholars refer to at least three distinct languages, as exemplified in Figure 1 (Bakker 1997, 119-139; Rosen 2007, 3; Bakker 2013; Mazzoli accepted-2):

1 " [...] surtout les Métis français qui, en parlant Crie entre eux, ont pris l'habitude d'y mêler une foule de mots française [sic] – A vrai dire ils forment leurs phrases, moitié français et moitié Crie – c'est en quelque sorte une autre langue, qui paraît bien risible à ceux qui n'y sont pas habitués."

- *Michif* (southern Michif, or mixed Michif) is the mixed language Plains Cree/ Metis French, that is spoken in the communities described in this paper. It is mostly spoken in Manitoba, southern Saskatchewan and North Dakota. It is indicated by stars in Figure 1. Its speakers refer to it as *Michif* or *Krii* (*la laang Michif* or *li Krii*). This is also the language referred to in Crawford (1985), and Bakker (1997).
- *Michif Cree* (northern Michif, indicated by filled triangles in Figure 1) is basically Plains Cree with extensive French noun borrowing, including in the basic lexicon, but not as extended as in southern Michif. It is spoken mainly in northern Saskatchewan (e.g. Ile a la Crosse, Saskatchewan), and it was called *Nihiyawiwin* or Cree (in English) by its speakers until the 1980s.
- *Michif French* (empty triangles in Figure 1) is a variety of Canadian French with great Algonquian influence in the phonology, syntax, and lexicon, mainly spoken in southern Manitoba (e.g. Saint Laurent, Manitoba). Its speakers refer to it as *Michif*.

The emergence of the Metis nation is related to the dynamics of the European settlement in what are today Canada and the USA. In the second half of the eighteenth century, in the context of the fur trade, marriages between fur traders, or *voyageurs* (mostly of French origin), and Indigenous women became common in the Great Lakes region (present-day southern Ontario and Michigan), where the early mixed communities developed (Peterson 1978). However, the origins of the Metis nation as a contemporary political/ethnic entity have been traced back to the Red River settlement (around present-day Winnipeg, Manitoba) and are related to the resistance organized by the Red River Metis to the expansion of newly formed Canada in the second half of the nineteenth century. The specific language blend in mixed (southern) Michif was also created in this context (Bakker 1997, 274ff). The years of the resistances and the final political defeat of the Metis forced the population to disperse towards the West, which resulted in pockets of Michif speakers today primarily located in Saskatchewan, Manitoba, and North Dakota (and some moved as far west as Alberta, British Columbia and Montana).

In this paper, I will describe four Metis communities in Canada and the USA where Michif is still spoken or has recently vanished. In section 2, I will portray the socio-linguistics of Michif, the level of endangerment and its structural outline. In the further subsections, I will describe four Metis communities and discuss issues related to the language or cultural identity. In section 3.1, about the Turtle Mountain Indian Reservation (North Dakota – USA), I address the issue of the State borders and the identity of the Michif community in the southern side of the Medicine line. In section 3.2, about San Clara and Boggy Creek (Manitoba – Canada), I tackle the Metis land related harvesting rights by discussing the court case *Langan* 2011. In section 3.3, about Muskowekwan First Nation (Saskatchewan – Canada), I discuss colonial violence and language loss in this community, where Michif has recently vanished. In section 3.4, about Brandon (southern Manitoba – Canada), I report on

current efforts in reclaiming Michif through adult language learning and Mentor-Apprentice immersion programs.

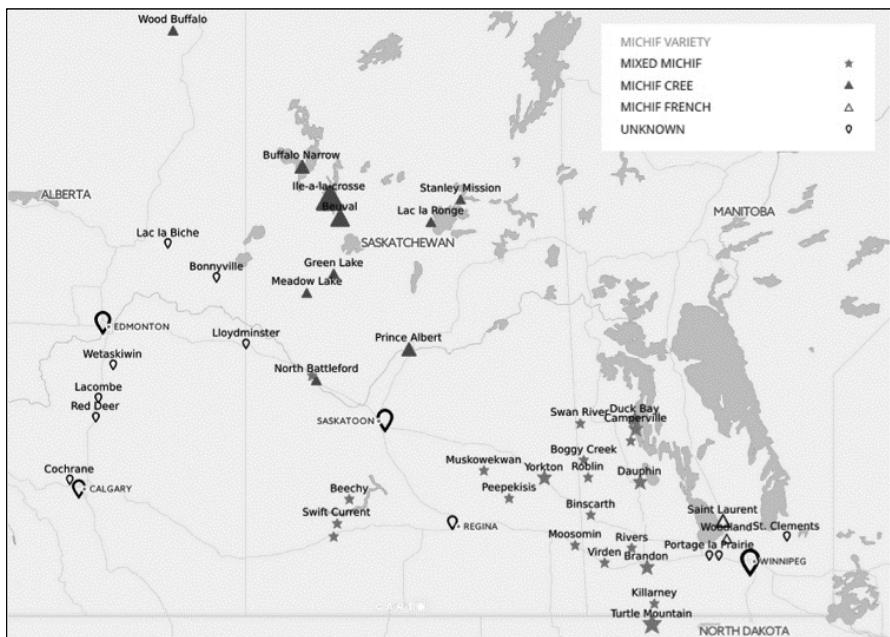


Figure 1: Communities where Michif speakers are present as of 2016 in Ontario, Manitoba, Saskatchewan, Alberta and North Dakota²

2. Michif general linguistic structure and sociolinguistic situation

Michif is a mixed language that shows a clear etymological split in the source of its lexicon. Among the speakers interviewed by Peter Bakker, the percentage of French nouns ranged from 67 to 90 % of the total number of nouns used, while the percentage of the Plains Cree verbs ranged from 86 to 99 % of the total number of verbs (Bakker 1997, 137-141). In fact, Michif is classified as a Noun-Verb mixed language in Bakker (2017) that combines Plains Cree verb phrases (e.g. taash-

2 Figure 1 is mainly based on data from Statistics Canada 2016 (and the *Kitchitwa Ondwewe Nooding report for North Dakota*, 2011). The map gives the approximate location of the speakers who identified themselves as having Michif as a mother tongue in the Canadian 2016 Census, as well as information on the Michif variety they speak, according to the available information on each community. Archived version at <https://tefra.carto.com/builder/d8e5de34-7b69-4b00-b971-75c5e0101186/embed>. The online version gives access to the number of speakers in each community (all numbers are subjected to rounding to the closest multiple of five).

kinikaateew, kaa-ohpikihaat, cf. 1 and 2) and Metis French noun phrases (e.g. *la rom*, *la faam* cf. 1 and 2).³ In the examples, French-derived Michif language is in italics:

- (1) *la rom* taashkin-ikaatee-w *aa'n deu pchit rom.*
 DEF.F room.F.INAN beat.TI-MID.II-IND.0 in two little room.F.INAN
 'the room is divided into two small rooms' (adapted from Laverdure/Allard 1983, 77)

- (2) *la faam* awa kaa-ohpikih-aa-t Cinderella kii-wiihkom-ikaasho-w.
 DEF.F woman.F.AN this.AN CNJ-raise.TA-DIR-CNJ.3→4 Cinderella PST-invite.TA-MID.AI-IND.3S
 'the woman who raised Cinderella had been invited for the feast' (Fleury & Bakker 2004)

There is of course leakage on both sides and material from other languages as well, mainly Saulteaux/Ojibwe (Nahkawē) (Bakker 1997, 264-274; Rhodes 2008), and recently English. Plains Cree features are attested in the noun phrase. There are a few Plains Cree nouns quite steadily used also for those speakers who show close to 100% French nouns in their speech, e.g. *koohkom* – "granny" and *tahwahiminaana* – "chokecherries". All French nouns agree in gender with their article and also retain the animacy features of their Cree cognates, and these features pop up in their occurrence with Cree-derived demonstratives (*ae'n kriyoo'n anima* – INDEF.M pencil.M.INAN that.INAN "that is a pencil", *ae'n zwazoo ana* – INDEF.M bird.M.AN that.AN "that is a bird"). Moreover, in clauses relating two animate third persons, both the verb and the noun may be inflected for obviative agreement (cf. *-iyi-* and *-a* in the sentence *o-paapaa-wa kii-wiikim-ee-iyi-w onhi'n la faam-a*, POSS-father-POSS.OBV PST-marry-DIR-OBV-IND.3S this.OBV DEF.F.S woman-OBV "his father had married this woman"), although the way obviation works in Michif appears slightly different from Plains Cree. Also, most of the personal pronouns are of Cree origin (*niiya*, *kiiya*, *wiiya*). Moreover, the possessive marking on the noun includes both Cree-derived elements that attach to Cree nouns (*ki-mooshoom* – "your grandfather"), and French elements that attach to French nouns (*ma pchit fiiy* – "my little daughter", *ta blonde* – "your girlfriend"), but it also features mixed inflectional devices combining Algonquian and French-derived components as in *mo'n liiv-inaan* (1S.POSS.M book.M.IN-1PL), translating as "our (exclusive) book".

3 List of abbreviations: 0 = inanimate subject of II; 1 = first person; 2 = second person; 3 = third person; AI = animate intransitive; Ait = animate intransitive, but syntactically transitive; AN = animate; ART = article; CNJ = conjunct order; DEF = definite; DIR = direct (for TA); EXCL = exclusive; F = feminine; FUT = future; II = inanimate intransitive; IMP = imperative; INAN = inanimate; INCL = inclusive; IND = independent order; INDEF = indefinite article; INT = interrogative marker; INV = inverse (for TA); M = masculine; MID = middle; NEG = negation; NI = noun inanimate; OBV = obviative; PL = plural; POSS = possessive; PST = past tense; S = singular; TI = transitive inanimate; TA = transitive animate; THE = theme. In the Michif excerpt in section 3.4, I use a few transcription conventions: square brackets [text] signal inserted text, round brackets (text) indicate unhearable speech, and the slash text/ indicates a suspended sentence. The apostrophe ' indicates nasalization.

On the other hand, French elements too are attested into the verb phrase. The French copula is used in equative, ascriptional and attributive sentences (as in: *site li mon rish* – “it was the high society”, *site ae'n pchit orfalin* – “she was a little orphan”, *ili gro* – “(s)he is big”, *si zhali* – “it’s nice”). The copular verbs also appear inflected for tense and mood but in lexicalized forms, e.g. *si* vs. *site* vs. *savayet* – “it is”, “it was”, “it will be”. However, the French verb “to be” is not usually used in locative and existential contexts, where Michif speakers prefer Cree-derived alternatives. The French verb “to have” is also often used in Michif, as in e.g. *ilave trwaa fiiy* – “she had three daughters”. Other constructions, such as *sapraa'n* – “it is necessary”, are common and govern Plains-Cree structured dependent clauses (*sapraa'n chi-VERB*). All French verbs are only possible in the independent order. Moreover, there are attested occurrences of French-derived elements integrated as INITIALS in the Michif verb stem in combination with certain FINALS, such as -*iwi-* (“to be”, “to become”) and -*ihke-* (“to make”) (Mazzoli, Bakker and DeMontigny in preparation).

The intersection between the two systems of Metis French and Plains Cree is distributed throughout the grammatical system, although latest works account for a mainly Algonquian-derived phonology and syntax in both the noun and the verb phrases (Stewart/Meakins accepted, Gillon/Rosen 2018).

Michif is not a case of synchronic code-switching between French and Cree since most of its current speakers do not speak Cree or French (Bakker 1997, 132). However, the communities where Michif is or was spoken rely on complex repertoires involving knowledge of French, English and Indigenous languages such as Saulteaux and Plains Cree. In addition, knowledge of German is often reported about Michif speakers who lived in the early nineteenth century, especially on the Canadian side.

Michif was probably never spoken by more than a few thousands speakers (Bakker 1997, 3) as a mother tongue. Today, it is very difficult to estimate the number of speakers, mainly due to their geographical spread. In fact, the Metis Nation consists of a non-contiguous group of speech communities spread throughout western Canada and the northern plains of the United States. Even within their Metis communities, Michif speakers are always a minority, and within their age group as well (in Figure 1 most of the dots indicate between 1 and 10 speakers). The Canada and USA Census Statistics give a total number of 805 speakers for Michif (730 in Canada and 75 in the USA). According to these data, the language is declared “in trouble” by Lewis et al. (2016), based on a cline of endangerment that goes from “institutional” to “extinct”. However, the actual number of speakers of the mixed Michif variety (stars in Figure 1) today is likely to be around 100 people in Canada and the USA. Most of today’s Michif speakers were born in the Fort Qu’Appelle Valley, Camperville, Duck Bay, Turtle Mountain, Boggy Creek and San Clara areas, and probably many of them live in the cities. Most of them are in their 70s or older, with just a handful below 70 years of age. No children or people in the child-bearing age speak the language fluently, although several young people are trying to learn the language

and a few of them have reached fluency, especially participating in the Mentor-Apprentice programs organized in Camperville and Brandon (Mazzoli accepted-1). The communities' shift towards the European languages has been complete, and today, all Michif speakers are also fluent (if not dominant) in English, and Metis adult and youth speak English (or French and English) as their first language(s).

As described in Crawford (1985), Michif varies considerably depending on the location where it is spoken, showing a greater influence from Metis French near French-speaking communities or where missions were established, or showing an influence from Indigenous languages such as Saulteaux or Cree near the reserves. Also, although language loss is a common experience, each of the communities underwent a different development. In the following sections, I will describe four Metis communities where Michif is spoken or has recently disappeared.

3. Michif loss and resistance in four communities

3.1 The Turtle Mountain Indian Reservation, Belcourt, North Dakota (USA): border and identity

Crawford (1985, 50) reports that Michif was the dominant language in Belcourt until replaced by English. The Turtle Mountain Reservation was established as a reservation for the Chippewa⁴, who took in their Michif relatives and kin at the time it formed. "Metis" is a Canadian term and people in the USA reservation refer to themselves as "Michif". Crawford observed in 1985 not only that Michif was spoken by more people than Ojibwe, but also that a shift from Ojibwe to Michif had occurred in certain groups. This shift notwithstanding, the pattern of language loss for both Ojibwe and Michif was already evident and abrupt in the community: in the early 1980s, people over fifty years of age generally knew the language, but the level of use would reduce quite rapidly in the younger population, and young persons familiar with Michif were already rare. Crawford also observed that among the Michif speaking communities he visited in Canada and the USA, Belcourt was the location where Michif was best preserved and with the greatest likelihood of survival due to the fairly continuous effort to initiate and support programs for the preservation of the language started in the 1970s. At the time of his writing, this emerged as a sharp difference between the language situation in Belcourt compared to that of other Metis communities in Canada.⁵

Michif people in the USA have never had any autonomous status, but have been included into Indian reservations especially in North Dakota and Montana with the Chippewa. Although this certainly caused attrition within the reservation, at least in

4 Chippewa is the name for Ojibwe in the USA.

5 However, in Canada the Metis would receive official recognition as a distinct Indigenous group in 1982, after being ignored for more than a century. This recognition determined in Canada a resurgence in Metis awareness and reclamation that involved the Michif language as well. This did not happen in the USA.

the Turtle Mountain, the perception of Michif people as Indigenous people in the USA (assimilated to the Chippewa) concurred to keep a focus on the preservation of language for cultural and political survival (Bakker 1997, 62; Crawford 1985, 51). However, this has not precluded the language from losing domains and speakers. Michif has been taught for decades at the Turtle Mountain Community College in Belcourt, North Dakota (most recently by Sandra Houle in 2016), but Michif is not offered for the academic year 2017/2018. Documents available online show that local schools have occasionally incorporated it into their bilingual programs (e.g., Dunseith Day School, Dunseith Elementary School, Ojibwe Indian School, Turtle Mountain Community School) and even in their teacher trainings. However, it appears that, as of 2017, the focus in the school/college settings is predominantly concentrated on Ojibwe, probably because it is more available than Michif outside the reservation. In the Turtle Mountain, local radios used to broadcast in Michif (Golla 2007, 62), but Michif has not been heard on Keya FM since 2007. Therefore, although Michif has once been strong in the reservation, today it is virtually unheard. A population of mixed ancestry had lived in the US territory since the first settlement and was attested in Michigan, Illinois, Ohio, Wisconsin, Minnesota, North Dakota, and Montana (cf. the map in Peterson/Brown 2001, 1). However, the Michif people in the US have generally not organized as a political group as they have in Canada, where they had armed confrontations in an effort to secure a territory. They consequently have not sought federal recognition as an official tribe in the United States, or as having status as Native Americans, except when they joined Chippewa bands into the reservations. The aggressive state policies, the absence of any recognition of the Metis people in the USA, and the lack of connection with other communities where Michif is spoken in Canada, determined its disappearance from the reservation. Still, as of today, the Turtle Mountain Reservation in North Dakota is probably the community with the highest concentration of Michif speakers. In 2010, a survey entitled *Kitchitwa Ondwewe Nooding* (Sacred Voices in the Wind) reported a total of 74 speakers of an Indigenous language in the reservation: 25 Ojibwe (13 fluent, 12 semi-fluent), 45 Michif (24 fluent, 21 semi-fluent), and four dual speakers. Although all the speakers are older than 60, 22 Michif speakers have participated actively in the project work. I personally reached out to five fluent speakers, and many more who had some knowledge of the language.

There is indeed a profound boundary that resulted from the affirmation of the nation states after the European settlement. The border cut through the Indigenous land irrespective of land use and community relationships among the Aboriginal groups. Although there is some recognition of the pre-colonial rights of the First Nations in both Canada and the USA, modern nation state identities and dynamics have been powerful in determining the fracture between the Michif communities on different sides of the border. For instance, the Jay Treaty of 1794 (or Treaty of Amity, Commerce and Navigation) acknowledged that Aboriginal peoples had rights to travel and trade throughout the territory and therefore granted them the

possibility to cross the US border from Canada. Therefore, the Jay Treaty applies to Canadian-born people with "at least 50 percent Aboriginal blood" (which is an accepted way of characterizing Native American identities in the United States and yet it appears alarming in its patent racial ideology and its foreseeable extermination outcome, cf. Schmidt 2011). The Jay Treaty rights apply today to First Nations, Metis and Inuit, who are free to enter, live, work and study in the United States. Unfortunately, only Metis people who can prove at least 50% of Aboriginal blood quantum can benefit from the Treaty. Moreover, the Jay Treaty does not have legal status in Canada, although this issue is the subject of ongoing discussions in Parliament and First Nation governments. Therefore, US citizens with Indigenous status will have to go through the normal immigration procedures to live and work in Canada.

3.2 San Clara and Boggy Creek: language and land, legal issues relevant to Metis rights

San Clara is a Metis community located in rural Manitoba, close to the Saskatchewan border. It stands 465 kilometres northwest of the Red River Valley, on the southwest boundary of the Duck Mountain. Crawford (1985, 48) noted that San Clara and Boggy Creek constitute a community "almost completely Metis and probably at one time almost completely Michif speaking, in relative isolation from other French and Indian groups". Crawford also noted that in the early 1980s, language shift to English was evident, abrupt and complete, and virtually all the people under sixty had poor knowledge of Michif. In 1957, the Manitoba Historical Society reported 950 Metis living in this area (Lagasse 1958-59), which makes it one of the largest Metis communities at the time, after Greater Winnipeg, St. Laurent and Selkirk. The community has long-term family connections to other Michif-speaking areas, especially Belcourt in the Turtle Mountain Reservation (North Dakota), with a lot of common family names and living elders remembering a history of recurrent mutual visits. Although the community of San Clara and Boggy Creek has maintained a quite vivid Metis character (Catholic church, Metis Centre and lived cultural experience, cf. Davey 2018), the Michif language has almost disappeared despite some efforts at revitalization, albeit short-termed, within the last 10 years. As of 2018, there are active efforts at language revitalization and weekly Michif language classes are held in San Clara. The area of San Clara, Boggy Creek (and Roblin) is probably hosting the highest concentration of Michif speakers in Canada at the moment, according to Heather Souter, co-director of the *Prairies to Woodlands Indigenous Language Revitalization Circle* that co-ordinates the revitalization activities in the region.

I will now describe the 2011 court case *R. v Langan* (and appeal 2013) that involves a Metis resident in Boggy Creek. This will be the occasion to discuss Metis and Indigenous land-related rights and the current postcolonial dynamics revealing the repercussions of the historic conflict.

On May 9, 2009, Eugene Langan of San Clara was charged with angling without a licence at Lake of the Prairies, Saskatchewan, contrary to the Fisheries Regulations of Saskatchewan. The accused Langan claimed that the charge did not apply to him because it infringed upon his Aboriginal right to fish for food as a Metis person, and thus discriminated against him, under section 35 of the Constitution Act, 1982. Langan's defence, coordinated by Charles Vermeylen, made appeal to the Constitution-based rights granted to First Nations, Inuit and Metis people in Canada, that after the Powley case (2003) include the right to hunt and fish for food for Metis harvesters. As stated in *Powley*, these rights apply to the Metis *only* if there is sufficient proof that the person belongs to the Metis community, *only* in the environs of their communities, *only* if the survival practice in question represents a continuation of an ancestral practice, and *only* if the modern community has roots in the pre-Canadian time (which means, if the site is an historic right-bearing community attested before the date of "effective European control").⁶ During the trial, the judge recognized Mr. Langan as a Metis citizen and as having an ancestral connection to the community of San Clara. The court also recognized that the community of San Clara and Boggy Creek currently has a dominantly Metis population. However, the judge found Langan guilty on the ground that "no historic right-bearing Metis community existed in San Clara-Boggy Creek at the time of effective European control" (in the 2013 appeal the fine and the ground were confirmed). Therefore, San Clara and Boggy Creek constitute a modern Metis community with no connections to an historic pre-Canadian right-bearing community, according to the judge, and consequently, harvesting Indigenous rights do not apply to its Metis citizens. According to Davey (2018), this situation has created further confusion about the village and its inhabitants. I will now present some observations about this ruling.

Langan 2011 is one among dozens of court cases appealing to Metis Constitution-based harvesting rights (a. o. Morin 1998, Blais 2003, Laviolette 2005, Belhumeur, 2007, Goodon 2008, Hirsekorn 2010). In *Langan* and several other cases (especially in British Columbia), the communities could not prove that they were present at the time the European nations took control of the land, and therefore cannot affirm their "historic" right. In fact, the Powley test applies positively to a very limited num-

6 *R vs Powley*: Steve and Roddy Powley, both Metis, killed a moose in 1993 and were charged with contravening Ontario hunting law. The brothers argued that section 35 of the *Constitution Act, 1982* protects the right of the Metis to hunt for food. The Supreme Court of Canada ruled in favor of the Powleys in September 2003, and therefore assessed that the members of the Metis community in and around Sault Ste. Marie (Ontario) have an Aboriginal right to hunt for food. In fact, section 35 of the *Constitution Act* recognizes and affirms the existing Aboriginal and treaty rights of the Indian, Inuit, and Metis peoples of Canada. Supreme Court decisions have served to clarify these rights, and on different occasions have established "legal tests" to determine the scope and content of Aboriginal rights, and which groups hold them. *Powley* significantly modified the *Van der Peet* test which would grant rights only to those customs or traditions that were integral to a distinctive Indigenous culture *since pre-contact time*, a chronological frame that would exclude Metis by definition.

ber of modern Metis communities. The *contextual* and *site-specific* nature of Metis Indigenous rights, as of the Powley ruling, limits the rights reclaimed by many Metis citizens. The definition of the historic right-bearing communities within the Metis homeland (which is, to what land do Metis Constitutional rights apply?) is therefore currently object of general discussion with the purpose of drafting fair agreements between the local Metis nations and the Federal government.⁷ The decision about which communities are to be included in such agreements should rest on a proposal that comes from the Metis Nations only, and not be the consequence of court decisions based on arguable historical facts. Moreover, the Aboriginal communities should be entitled to a right to change, evolve, and move, without running the risk of losing their rights as a community. The “frozen rights” approach imposes a con-stringing view on Aboriginal identities and geographies, which keeps on penalizing those nations and citizens that were most penalized in the formation of modern Canada (Borrows 1997; Olthuis 2001).

I will now focus on how the judge in *Langan* determined the date of “effective European control” to rule out San Clara/Boggy Creek as an historic Metis community. I will also discuss what assumptions are intended when assuming “effective European control” as the main chronological factor that discriminates right-bearing communities from modern ones. After evidence was presented from experts from both the Crown (Dr. Evans) and the Langan defence (Dr. Swan), the *Langan* judge concluded that “the Boggy Creek and San Clara area was not homesteaded until about 1904, and the earliest homesteaders were not Métis”. The judge decided that sometime between 1906 and 1910, Boggy Creek and San Clara began to assume a “Metis character”. This happened when Metis people who had found refuge in North Dakota after the Metis resistances (1869 and 1885), migrated north (where they had connections) and homesteaded the area. However, according to the judge, effective European control in the area had already occurred by 1885. The judge’s decision on the exact date was based on: “(1) the efforts taken toward the negotiation of treaties; (2) the settlement and development of this area by non-Aborigines; (3) the control exercised by non-Aboriginal government(s) in this area; and (4) Judge Rathgeber’s ruling in M.N.R. v. Ochapowace rejecting a suggestion that Canada had not established control or occupation over the Treaty 4 area (which includes San Clara) by 1874.” Fundamentally, the *Langan* judge based his decision on a previous ruling (as it is customary in civil cases), and specifically rejected the appellant’s expert evidence that effective European control did not occur in the area around San Clara until 1930, when the Natural Resources Transfer Agreement was signed.

Also, the judge in *Langan* ruled out the possibility that the modern Metis community of San Clara is the continuation or the re-emergence of an earlier Metis

⁷ Cf. Trudeau government’s *Recognition and Implementation of Rights Framework* announced in February 2018, which includes the Metis, and the recent *Framework Agreement on Metis Harvesting* signed between the Metis Nation of Ontario and the Ontario’s Minister of Natural Resources and Forestry.

community, either in the Swan River District or at Fort Pelly (both about 50-80 km north), which both stand in an area comprised in the *environs* of San Clara, as determined by the judge using a definition from the Merriam-Wester Online Dictionary.⁸ Concerning the Swan River District, Dr. Evans for the Crown testified that historical records show that the District remained home to a significant Metis population from 1830 to 1850 (before the Metis Resistances), and that the permanent Metis residents of this area were intimately connected to the local First Nations, and therefore entered into Treaty *en masse* during the 1870s. The other possible historic Metis settlement in the environs of San Clara is considered by the judge to be at Fort Pelly. Dr. Evans testified for the Crown that there had been a few Metis families in or around the Fort Pelly area between 1870 and the early 1890s, but that this was not enough to consider them as settling the area. Dr. Swan from the defence submitted that Louison Genaille (great-grandfather of Charles Vermeylen's mother) received a discharge from the Keesekoose Band and applied for Scrip at Qu'Appelle in 1886, with his address declared as Fort Pelly, which proves at least one direct connection between the pre-Canadian site of Fort Pelly and the modern community, but the final ruling maintained that the Metis population in the Fort Pelly and Swan River areas predominantly entered and remained under Treaty 4, and those who did not were not enough to be considered occupiers.

A critical reading of the various rulings reveals that international law is Eurocentric and openly refers to land occupied by Indigenous peoples as "terra nullius". This is both a general assumption underlying the Constitutional legitimacy of modern Canada, and a specific claim found in court rulings. For instance, in *Hirsekorn*, a Métis hunting case, judge Fisher found, applying the Powley test, that there was not sufficient evidence of an historic right-bearing Metis community in southern Alberta (and thus Metis harvesting rights did not apply to Mr. Hirsekorn) because: (1) before effective European control "no Métis group had a *sufficient degree of use, occupation, stability, or community in the area* to support a site-specific constitutional right" [emphasis mine]; and (2) the evidence did not establish a Métis group in this area "with customs, traditions and a distinct collective identity from Indians". Exactly as in *Langan*, the *Hirsekorn* ruling reifies some specific assumptions about who is Metis and who is not, and what it takes to determine land occupation (does the modern Canadian State use with stability, occupy, and populate each corner of the land on

8 In the effort of circumscribing the on-site and specific right to fish for food, the judge provides a full definition in his opinion. From the ruling (p. 4): "Mr. Langan was fishing near Togo Bridge at Lake of the Prairies, only a short distance into Saskatchewan, and a few kilometers from San Clara, Manitoba, where he resides. The Merriam-Wester Online Dictionary defines 'environs' as the surroundings of a place or as an adjoining region or space. I accept that Lake of the Prairies is located in the environs of San Clara". And (p. 5) "I consider 'environs' (the surroundings of a place or as an adjoining region or space) to in this case include the area surrounding San Clara, encompassing the Duck Mountains, the Swan River Valley, Lake of the Prairies and the site of the previous settlement of Fort Pelly."

to which they claim jurisdiction?). Obviously, the trials do not question Canadian title to the lands in the first place, because the common law presumes the legitimacy of the acquisition of territories and the assertion of sovereignty by the European nations on “terra nullius”. However, a critical perspective is emerging and scholars now question many basic assumptions. As a start, “the issue of de facto effective European control as being an element of proof for the purpose of determining Aboriginal rights” could be challenged (Chartrand 2005, 124 in a note). Even the royal prerogative assumed by King Charles to “grant such broad sweeping rights” (governance and legislative authority) to the Hudson Bay Company in Rupert’s Land could just not be taken for granted (Chartrand 2005, 113 in a note). In the case of San Clara and Boggy Creek, as in many other Metis communities in central Canada and beyond, the European-based legal framework intervenes in determining Aboriginal rights and their scope. But there are relevant biases to address. A critical view on the legitimacy of European control over Indigenous land is relevant to the issue of contemporary claims based on Section 35 of the Canadian Constitution.

3.3 Muskowekwan First Nation in Saskatchewan (Canada): colonial violence and language death

Muskowekwan First Nation is a prevalently Saulteaux (Ojibwe) First Nation located in southern Saskatchewan. It occupies a territory of about 7,000 hectares, adjacent to Lestock, around 70 kilometres north of Fort Qu’Appelle. The reserve hosts a school from kindergarten up to grade 9, a store, cattle, farming, lease land, a mine, and a bingo hall. The territory is governed by eight councils and one chief. The reserve just signed an agreement for Potash extraction that will grant earnings and work for its people up to 50 years from now. The Muskowekwan nation shares a wider territory with the neighbouring First Nations Gordon, Day Star and Keeseekoosie (also known as Poor Man, from a wrong translation of his chief’s name). The Muskowekwan band adhered to Treaty 4 on 15 September 1874 under the chief *Kaa-kiniwapi* (“the one who sits like an eagle”), who was replaced by the son *Muskowekwan* “strong quill”. The band had been living on the Qu’Appelle valley before, but selected a reserve in Touchwood Hills.

Although no Metis ethnic population is on the record of the 2001 Canadian census, Metis have been living around the reserve, since Michif, Cree and Saulteaux people were usually part of the same families and shared common kinship. Red River Metis traders have been present and active in the area of the Qu’Appelle Lakes and Touchwood Hills since 1850 (*Langan*, p. 7, cf. also Bakker 2012, 173). Metis people and non-status Indians would usually live in logs or cabins built at the reserve’s borders, and sometimes one home would cross over the reserve border (a Muskowekwan member recalls: “at the time, if we were kicked out of the reserve, we would just go and live in our living room with our Michif relatives”).

The Euro-Canadian impact on Indigenous languages and cultures in Saskatchewan has been destructive. For the Muskowekwan First Nation, Canada Statistics

2016 report a resident population of about 410 people, of which 25 self-report as Ojibwe mother tongue speakers and 5 as Cree mother tongue speakers. The rest are English mother tongue speakers. That is, only 7% of the reserve population has an Indigenous language as their mother-tongue, and all of those are elders, only about a dozen younger than 74. Also, in the 2011 Census a few people reported Michif as a mother tongue, attesting to the fact that Michif speakers have been in the reserve until a few years ago. The stories shared by some Muskowekwan adult members show that most of the Michif speakers were of the generation of their grandparents (born early 1900), and that the dramatic shift to English occurred in their parents' generation. They also illustrate that most Michif speakers at the time were multilingual in Michif, Cree and/or Saulteaux. Elder Frank Cyr (*keekaweewihtahk kihiw*, "screaming eagle") shared a memory about his family. His mother was a Cree/Michif speaker with no knowledge of English. Only as an adult did he realize why his mother used to call him *Panank* (instead of Frank), because as a Cree speaker she could not pronounce either the English sound /f/, /r/, or the cluster /fr/. Frank *Panank* Cyr grew up in a Cree speaking environment until the age of 5, when he was taken to the local residential school for thirteen years, where he lost Cree. He is a remembrant of the language, which he can sing but no longer speak.

The Muskowekwan Indian Residential School in Lestock, Saskatchewan, was a Roman Catholic school until 1969 and was later managed by the Federal government. It opened in 1896 and closed in 1981.⁹ Many Muskowekwan families report having experienced at least three generations of abuse in the local school, in the form of psychological, verbal, physical and sexual abuses. The oppression was also perpetrated through the prohibition of speaking the maternal tongues, to favour an immersion in English. The Truth and Reconciliation Commission put together documents and testimonies about this school that indicate a lack of proper education (pupils would often just work in the field), scarcity of food, poor quality of care and instruction, frequent runaways and cases of suicide attempts. The testimonies also concern sexual misbehaviour and violence against both female and male pupils in the school.¹⁰ Unfortunately, fears about the existence of unmarked burial sites around the school area materialized on July 21, 1992, during the installation of the new sewer lines, when workers with N.I.S. Construction Ltd. uncovered three unmarked graves. On July 22, an additional 15 graves were encountered.¹¹ At that time, the edifice was home to a youth service centre, but the building was later abandoned. At present, the school building is still in place although ruined. At first, all human remains were unearthed but after the intervention of the Muskowekwan

9 A few years later, in 1996, the close-by Gordon residential school was the last residential school to shut down in Canada.

10 Report of the Truth and Reconciliation Commission of Canada. Canada's Residential Schools: The History, Part 1. Origins to 1939 (2015, 564).

11 Report of the Truth and Reconciliation Commission of Canada. Missing Children and Unmarked Burials, Vol. 4 (2015, 133).

council, they were ceremonially re-interred in the same location. Currently, the community is collaborating with archaeologists and anthropologists to locate the burial sites of up to 35 missing children who attended the school. Researchers are using a ground-penetrating radar to determine how many pupils have been buried in unmarked graves near the school, although the Muskowekwan community expressed the wish not to proceed to the digging. Locating all the missing children will respond to the “calls to action” (especially number 71 to 76) issued by the Truth and Reconciliation Commission, together with the Final Report (2015, 333-334).¹²

Metis people have lived in or around the Muskowekwan reservation since its origin, although for the most part without any official status as Indigenous people. At Muskowekwan, they have been living side by side to their Cree and Ojibwe kinship, as in other reserves in central Canada. The impact of the Euro-Canadian settlement for the Muskowekwan community has been devastating, and regarding the Indigenous languages, the schooling system caused the complete erasure of Cree, Ojibwe and Michif from the reserve.

3.4 Mentor Apprentice program in Brandon (Manitoba): young adults learning Michif

Brandon is the second largest city of Manitoba, located about 200 kilometres west of Winnipeg, and with a population of about 50,000 people. In Brandon, about 2,800 people are Metis according to the Canada Statistics 2016, but only less than a dozen speak Michif as a mother tongue and all of them are elders. The extent of language and culture loss among the Metis and other Indigenous groups is indeed great in Brandon. However, there are several initiatives currently in place within the Brandon School division to bring Michif people, culture and language closer to the children and youth, and the University of Brandon also offers courses on the Michif language. Arguably, the most urgent matter at present is to ensure the education of new speakers in the generation of young adults, to make certain that the immediate language transmission can continue. In the case of the Michif language, the age gap in the community is severe: there are no children learning the language at present in a natural setting, and the fluent speakers are in their 70s or older. There is urgency to fill the gap in the adults’ generation. Therefore, in the summer of 2017, Nicole Rosen, Verna DeMontigny, Harvey Pelletier and I organized a Mentor-Apprentice program for two teachers and two learners in Brandon for about 100 hours each.¹³ The Mentor-Apprentice Program, first developed in California by Leanne Hinton (Hinton 2002), is a method of language teaching that fits particularly in a situation of language endangerment. It consists of a one-on-one language immersion program, where a “mentor” (a fluent speaker of a language) is paired with one (or more)

12 http://www.trc.ca/websites/trcinstitution/File/2015/Findings/Calls_to_Action_English2.pdf

13 The Brandon Mentor-Apprentice program was financed with Mazzoli’s funds from the Bremen TRAC program, with contributions from Nicole Rosen and the Institute for the Humanities at the University of Manitoba.

"apprentice(s)" (learners). The mentor and the apprentice(s) spend a certain amount of hours (usually 300) per year together, doing everyday activities, and culture-specific practices, and using the language at all times. Immersion is a special method of teaching and learning language as well as culture. It tends to reproduce the environment in which language is passed on from one generation to another in a natural setting, and it is an effective way to create new speakers and improve the fluency of semi-fluent speakers (Hale 2001, 227–236). The Brandon program followed the experience of Camperville (Manitoba), where Metis Elders Grace Zoldy and Rita Flamand hosted several students in Mentor-Apprentice language learning programs between 2004 and 2010. The Camperville programs permitted a group of Michif learners to develop their language knowledge (Souter 2004). Currently, the Canadian Heritage's Aboriginal Language Initiative has granted funding to the community-based *Prairies to Woodlands Indigenous Language Revitalization Circle* of Camperville (MB), to sponsor up to six Mentor-Apprentice programs in Michif and other Indigenous languages.¹⁴

One of the Michif elders who participated in the Brandon program is Verna DeMontigny. Verna was born in Fouillard Corner (*dan li kwaen*) near Binscarth, in 1951. Her father was from Ste. Madeleine, and was a hunter, trapper, and farm labourer. He lived the forced evacuation of the Metis community of Ste. Madeleine and later resettled *dan li kwaen* (cf. Sammons 2013 for a Michif personal narrative that accounts for these facts).¹⁵ Verna DeMontigny reports the story as she heard it from her father: "In the fall of 1939, when my father came home from working in Saskatchewan, he found his house burned to the ground. His dog was shot in front of him. He couldn't do anything, he was defenseless. They had weapons."

Ste. Madeleine was evacuated to comply with the Prairie Farm Rehabilitation Act (PFRA), issued in 1935 with the aim of exploiting the economic potential of the prairies, unfit to growing crop. Through the PFRA, the Crown claimed several prairie areas (including the land of the Metis community of Ste. Madeleine) and designated them as community pastures (Zeiling/Zeiling 1987). Most of the families were forced to relocate without compensation.

Verna lived most of her adult life in Brandon, except for a couple of years in Winnipeg. Verna is today a respected Elder, active in her community in language and culture transmission and reclamation, and nonetheless she recalls episodes of discrimination and abuse against her as an Indigenous person. In the following Michif excerpt (glossed, and translated in English), she recalls specific episodes from her past in Brandon:

14 <https://www.canada.ca/en/canadian-heritage/news/2018/11/government-of-canada-announces-support-for-indigenous-languages-in-manitoba.html> and
<http://www.dauphinherald.com/news/view/3869>

15 Sammons 2013, 150 notes that there is a scarcity of accessible texts in the Michif language, and even fewer are those texts that address Metis historical issues through personal narratives.

[Site] difisil. Akooz mo ni-kii-mi(yoeyyi)m-ikaasho-naan.
 [it.was] difficult because NEG 1.PST-like.TA-MID.AI-IND.1PL
[It was] difficult. Because we were not liked.

A Brandon, deuziem fwe kaa-ishpichi-yaan oote, mii zaa'nfan gii-aaya-w-ak ashey.
 in Brandon second time CNJ-move.AI-CNJ.1S here POSS.1PL child.PL 1PST-have.Alt-IND.3-PL already
In Brandon, [...] the second time I moved here, I had my children already.

Ekoshi eekwa en maezo'n gii-naton-en,
 so at.this.point INDEF.F house.F.INAN 1.PST-look.for.TI-IND.1S
So now I was looking for a house,

pii ee-kishkeeyiht-ahkik lii moo'nd aweena niiya-naan,
 and CNJ-know.TI-CNJ.3PL ART people who 1-PL
and when the people knew who we were,

mo gii-(ni)taweeylim-ikaasho-naan ekota chi-wiiki-yahk.
 NEG 1.PST-want.TA-MED.AI-IND.1PL there CNJ-live.AI-CNJ.1PL.INCL
they didn't want us to live there.

Akooz kii-itwe-w kaa-/ 'Lii savaazh minihkw-ee-shki-w-ak, wiini-shi-w-ak'.
 because PST-say.AI-IND.3S CNJ ART Indians drink-THE.AI-too.much.AI-IND.3-PL dirt-be.AI-IND.3-PL
Because they said: 'Indians, they drink too much, they are dirty'.

Ekoshi eekwa gii-kiyyashk-in.
 so at.this.point 1.PST-lie.AI-IND.1S
And so I lied.

En maezo'n gii-(ni)taweeiyiht-en, naandaw chi-wiiki-yaan.
 INDEF.F house.F.INAN 1.PST-want.TI-IND.1S somewhere CNJ-live.AI-CNJ.1S
I wanted a house, somewhere to live.

gii-kweechim-ik-wak: 'Kiiya chii'n Spanish? En faam aa'n Spanish?'
 1.PST-ask.TA-INV-IND.3PL>1 you INT Spanish INDEF.F lady.F.AN in Spanish
They asked me: 'Are you Spanish [Latina]? Are you a Spanish lady?'

'Wii' gii-itw-aa-n. Ekoshi eekota naandaw sae'nk aa'n gii-wiiki-n ekota.
 yes PST-say-THE.AI-IND.1S so at.this.point around five year PST-live.there.AI-IND.1S there
'Yes', I said. And so I lived there for about five years.

Gii-atoshk-aa-aw-aa-w-ak anikik. Pii lii maezo'n gii-peekiht-en.
 1.PST-work-THE.AI-TA-DIR-IND.3-PL those.AN and ART house 1.PST-wash.TI-IND.1S
I worked for them. And I cleaned houses.

Mitoni kwayash gii-peekiht-en.
 really good 1.PST-wash.TI-IND.1S
I cleaned them really well.

Kaa-kweechim-ikaasho-yaahk la farm neetee chi-itoht-ee-yaahk
 CNJ-ask.TA-MED.AI-CNJ.1PL.EXCL DEF.F farm.F.INAN over:there CNJ-go-THE.AI-CNJ.1PL.EXCL
When we were asked to go back to the farm

taande kaa-peo-ohche-yaahk, ekoshi 'Wii' gii-itw-ee-naan, gii-pichi-naan ekota.
 where CNJ-come-from-CNJ.1PL.EXCL so yes PST-say-THE.AI-IND.1PL 1.PST-move.AI-IND.1PL there
where we come from, and we said 'Yes', we moved back there.

Maaka li darie zhornii, anima la maezo'n kaa-kii-li-rent-ii-yaan,
 but DEF.M last day.M.INAN that.INAN DEF.F house.F.INAN CNJ-PST-the-rent-THE.AI-CNJ.1S
But the last day, that house I rented,

ma klee gii-doo-meek-in kiihtwam.
 POSS.F.S key 1.PST-go-give.AI-IND.1S again
I went there again to give back my key.

Ekoshi eekwa gii-shakih-ik-wak anikik lii moo'nd.
 so at.this.point 1.PST-love.TA-INV-IND.3PL>1 those.INAN ART people.PL
And so now, the people liked me.

Ekoshi eekwa ee-peeweeey(aaw)-iyaan,
 so at.that.point CNJ-come.out.AI-CNJ.1S
And so now when I came out,

Dit-aa-wak, ki-(ka)-wihtam-aw-ti-naawaaw keekway, dit-aa-wak:
 1.say.TA-DIR-IND.1>3PL 2-FUT-tell.TI-TA-INV-IND.1>2PL something 1.say.TA-DIR-IND.1>3PL
I told them, I will tell you something, I told them:

'Niija en Michif'.
 I INDEF.F Michif
'I am Metis'.

Pii gii-peeweeyaaw-in akooz tultaa'n kii-itw-ee-w-ak maana lii Michif pa bo'n,
 and 1.PST-come.out.AI-IND.1S because always PST-say-THE.AI-IND.3-PL usually ART Michif NEG good
I came out because of all the time they said Metis people were no good,

osham minihkw-ee-w-ak, tu lii zhur minihkw-ee-w-ak,
 too.much drink-THE.AI-IND.3-PL all ART day drink-THE.AI-IND.3-PL
they drink too much, they drink everyday,

loer zaa'nfaa'n mo pishkeeyim-ee-w-ak, wiini-shi-w-ak.
 POSS.3PL child.PL NEG take.care.TA-DIR-IND.3>4-PL dirt-be.AI-IND.3-PL
they don't take care of their children, they are dirty.

Eekoshi maana kaa-itw-ee-chik.
 so usually CNJ-say.THE.AI-CNJ.3PL
That's what they used to say.

Oota Brandon, gishkishi-n miina en tfwee. Ni-maama gii-itohtah-aa-w
 here Brandon 1.remember.AI-1S even INDEF.F time.F.INAN POSS.1-mother 1.PST-take.TA-DIR-IND.1>3
Here in Brandon, I remember one time. My mother, I took her

li doktor chi-waapam-aa-t.
 DEF.M doctor CNJ-see.TA-DIR-IND.3>4
to see the doctor.

Ni-maama ayish ana mo kii-kash(kiht)t-aa-w ee-pikiskwe-t aa'n Aangle,
 POSS.1-mother because that.AN NEG PST-be.able-THE.AI CNJ.speak.AI-CNJ.3S in English
Since my mom couldn't speak English,

ekoshi maana gii-kweechim-iko-naan.
 so usually 1.PST-ask.TA-INV-IND.1PL.EXCL
she used to ask us.

'Pee-wiicheew-i. Sapraa'n li doktor doo-waapam-a-k', kii-itw-ee-w maana.
 come-help.TA-IMP.2S need DEF.M doctor.M.AN go-see.TA-DIR-CNJ.1>3 PST-say-THE.AI-IND.3S usually
'Come with me. I have to go see the doctor', she used to say.

Ekoshi gii-itohtah-aa-w niiya. Eekwa mo'n tor itohtah-a-k.
 so 1.PST-take.so.TA-DIR-IND.1>3 I at.that.point POSS.1.M turn take.so.TA-DIR-CNJ.1>3
So I took her. It was my turn to take her. [...]

Eekwa li doktor ana ee-peeh-aa-yaahk chi-pee-waapam-aa-t ni-maama,
 so DEF.M doctor.M.AN that.AN CNJ-wait.TA-DIR-1PL.EXCL>3 CNJ-come-see.TA-CNJ.3>4 POSS.1-mother
So we were waiting for the doctor to see my mom,

piikishkw-ee-w ana aa'n Michif.
 talk-THE.AI-IND.3S that.AN in Michif
she was talking in Michif.

Eekoshi peeyak ana oota chiipatapi-w ae'n gaa, ni-natoht-aw-iko-naan.
 so one that.AN there sit.AI-IND.3S INDEF.M guy 1-listen.TI-TA-INV-IND.3>1PL
So one guy was sitting there, listening to us.

Piyish piikishkw-ee-w: 'Keekway anima piikishkw-aa-t-ameek?' Kii-itw-ee-w.
 finally talk-THE.AI-IND.3S what that.INAN talk-THE.AI-TI-CNJ.2PL PST-say-THE.AI-IND.3S
Finally he spoke: 'What is that language you are speaking?' He said.

'Kelsot laa'ng anima?'
 what.type language.F.INAN that.INAN
'What sort of language?'

Ekoshi gii-it-aa-w: 'Michif anima'.
 so 1.PST-say.TA-DIR-IND.1>3 Michif that.INAN
So I told him: 'That's Michif'.

'Ohh' itw-ee-w. 'Eekwa miina la laa'ng di chie'n', d-it-ik.
 ohh say-THE.AI-IND.3S so also DEF.F.S language of dog 1-say.TA-IND.INV.3>1
'Ohh, he said. That's the dog language,' he told me.

Ekoshi nwachiko gii-kishiwaah-ik,
 so almost 1.PST-angry.TA-IND.INV.3>1
So he kind of made me angry,

pii gii-wihtam-aw-aa-w: 'Noot laa'ng anima', d-it-aa-w.
 and 1.PST-tell.TI-TA-DIR-IND.1>3 POSS.1PL language.F.S that.INAN 1-say.TA-DIR-IND.1>3
and I told him: 'That's our language,' I told him.

'Mo ae'n chie'n anima. Noot laa'ng see kom lii zot.
 NEG INDEF.M dog that.INAN POSS.1PL language.F.S it.is as ART others
'That's not a dog language. Our language is just like the others.

Kahkiyaw ki-miy-ikaasho-naan en laa'ng chi-piikishkw-ee-yahk.
 all 2-give.TA-MID.AI-IND.1PL.INCL INDEF.F language.F.INAN CNJ-speak-THE.AI-CNJ.1PL.INCL
We were all given a language to speak.

Niiya-naan lii Michif ooma noot laa'ng-inaan'
 I-PL ART Michif this POSS.1 language-PL.EXCL
For us the Metis, this is our language!

Ekoshi kii-it-aa-w anima.
 so PST-say.TA-DIR-IND.1>3 that.INAN
That's what I told him.

4. Conclusions

In this paper, I provided an account of four communities where Metis people are present and where the Michif language is spoken, or has recently disappeared. I described patterns of language loss which are similar in the four communities and yet highlighted how each community displays a different history. The Turtle Mountain Reservation in North Dakota developed an identity influenced by its being tied to a Chippewa reservation in the national territory of the United States of America, and the anchor of the neighbouring Metis communities in Canada has not been enough to maintain the rather strong socio-political stand of Michif in early decades of the reservation. In Manitoba, the community of Boggy Creek and San Clara maintained a fierce Metis identity despite the language loss, and its citizens' resistance is exemplified in this paper through the analysis of a court case where a Metis resident reclaims his Metis Constitution-based harvesting rights against the constricting Euro-Canadian legal framework. In Saskatchewan, the Muskowekwan First Nation has a remembrance of its Metis component that was once intertwined with the Cree and Ojibwe nations, before being wiped away in the violent impact with the residential school system. The Metis community in Brandon, southern Manitoba, alongside other communities in the Canadian prairies, is bringing forward examples of

language reclamation and resistance, financing language immersion programs for adult Michif learners (Mentor-Apprentice programs), and therefore is a strong example of an innovative Indigenous resurgence focusing of the language. These stories are not meant to define the communities they refer to, and much more could be said about each community. These stories, taken together, provide a picture on issues of loss and resistance in Metis communities in North America.

References

- Bakker, Peter, 1997, *A Language of Our Own: The Genesis of Michif, the Mixed Cree-French Language of the Canadian Métis*, Oxford: Oxford University Press.
- , 2012, "Ethnogenesis, Language and Identity. The Genesis of Michif and Other Mixed Languages," in: Nicole St-Onge/Carolyn Podruchny/Brenda Macdougall (eds.), *Contours of a People. Metis Family, Mobility, and History*, Norman: University of Oklahoma Press, 169-193.
- , 2013, "Michif", in: S. M. Michaelis/P. Maurer/M. Haspelmath/M. Huber (eds.), *The Survey of Pidgin and Creole Languages: Contact Languages Based on Languages from Africa, Asia, Australia, and the Americas* (Volume 3), Oxford: Oxford University Press, 158-165.
- , 2017, "Typology of mixed languages," in: Alexandra Aikhenvald/R.M.W. Dixon (eds.), *The Cambridge Handbook of Linguistic Typology*, Cambridge: Cambridge University Press, 217-253.
- Barkwell, Lawrence (ed.), 2004, *La Lawng: Michif Peeishkewin. The Heritage Language of the Canadian Metis: Language Theory*, Vol. 1, Winnipeg: Manitoba Metis Federation – Michif Language Program.
- Borrows, John, 1997, "Frozen Rights in Canada: Constitutional Interpretation and the Trickster," *American Indian Law Review* 22.1, 37-64.
- Chartrand, Lisa D, 2005, "Metis Aboriginal Rights in the Twenty-First Century: Looking Beyond Powley" University of Manitoba MA Thesis.
- Crawford, John, 1985, "Speaking Michif in Four Metis Communities", *The Canadian Journal of Native Studies*, 1, 47-55.
- Davey, Dennis, 2018, *Kiya Wanekah (Don't Forget)*, Winnipeg: McNally Robinson P.O.D. *Final Report of the Truth and Reconciliation Commission of Canada. Honouring the Truth, Reconciling for the Future*. 2015. Truth and Reconciliation Commission of Canada.
- Fleury, Norman/Peter Bakker, 2004, *La Pchit Sandrieuz an Michif. Kiachimot Norman Fleury*, Richmond, B.C., March 2004. Aarhus/Saskatoon/Winnipeg: private publication, CD. Also, Winnipeg: MMF Michif Languages Program 2007.
- Gillon, Carrie/Nicole Rosen/with Verna DeMontigny, 2018, *Nominal Contact in Michif*. Oxford: Oxford University Press.
- Hale, Ken, 2001, "Linguistic Aspects of Language Teaching and Learning in Immersion Contexts," in: Leanne Hinton/Ken Hale (eds.), *The Green Book of Language Revitalization in Practice*, San Diego: Academic Press, 227-235.
- Hinton, Leanne, 2002, *How to Keep Your Language Alive*, Berkeley: Heyday Books.
- Kitchitwa Ondwewe Nooding report for North Dakota*, 2011
- Lagasse, Jean, 1958-59, "The Métis in Manitoba," in: *MHS Transactions*, Series 3 Number 15, 1958-59 Season.
- Laverdure, Patline/Ida Rose Allard, 1983, *The Michif dictionary*, John C. Crawford, (ed.), Winnipeg: Pemmican Publications.
- Lewis, M. Paul/Gary F. Simons/Charles D. Fennig (eds.), 2016, *Ethnologue: Languages of the World, Nineteenth edition*, Dallas, Texas: SIL International.

- Mazzoli, Maria, accepted-1, "Challenges and opportunities for collaborative language research: the case of Michif," in: Kerstin Knopf/ Eeva Sippola/ Marivic Lesho (eds.), *Postcolonial Knowledges*, Heidelberg: Heidelberg University Press.
- , accepted-2, "Secondary derivation in the Michif verb. And the glossed text 'La Sandrieuz' in Appendix," in: Perez, Danae M. and Eeva Sippola (eds.), *Postcolonial Varieties in the Americas*, Amsterdam/Berlin: Mouton DeGruyter.
- Olthuis, Brent, 2001, Defrosting Delgamuukw (or 'How to Reject a Frozen Rights Interpretation of Aboriginal Title in Canada'), *National Journal of Constitutional Law*, 12.
- Peterson, Jacqueline, 1978, "Prelude to Red River: A Social Portrait of the Great Lakes Metis," *Ethno-history*, 25.1, 41-67.
- Peterson, Jacqueline/Jennifer S. H. Brown, 2001, *The New Peoples: Being and Becoming Métis in North America*, Winnipeg, Manitoba: University of Manitoba Press.
- R. v. Langan, 2011 SKPC 125.
- R. v. Hirsekorn, 2011 ABQB 156.
- Report of the Truth and Reconciliation Commission of Canada, 2015, *Canada's Residential Schools: The History*, Part 1. Origins to 1939.
- Report of the Truth and Reconciliation Commission of Canada, 2015, *Missing Children and Unmarked Burials*, Vol. 4.
- Rhodes, Richard A., 1977, "French Cree: A case of borrowing," in: William Cowan (ed.), *Actes du Huitième Congrès des Algonquianistes*, Ottawa: Carleton University, 6–25.
- , 2008, "Ojibwe in the Cree of Métchif," in: Karl S. Hele and Regna Darnell (eds.), *Papers of the 39th Algonquian Conference*, London: University of Western Ontario, 569-580.
- Rosen, Nicole, 2007, "Domains in Michif Phonology," PhD dissertation, University of Toronto.
- Sammons, Olivia, 2013, "Leaving Ste. Madeleine: a Michif account," *The Canadian Journal of Native Studies* 33.2, 149-164.
- Schmidt, Ryan W., 2011, "American Indian Identity and Blood Quantum in the 21st Century: A Critical Review," *Journal of Anthropology*, vol. of 2011, 9 pages.
- Souter, Heather, 2004, Review of *How to Keep Your Language Alive: A Common Sense Approach to One-on-One Language Learning*, by Leanne Hinton, Matt Vera, Nancy Steele, Advocates for Indigenous California Language Survival, *International Journal of American Linguistics* 70.4, 456–458.
- Statistics Canada, 2016, Language Spoken at Home (263), Single and Multiple Responses of Language Spoken at Home (3), Mother Tongue (269) and Age (7), 2016 Census - 100% Data. Catalogue number 98-400-X2016345 Ottawa, Ontario. Release date: August 31, 2017 (accessed December 27, 2018)
- Stewart, Jesse/Felicity Meakins, accepted, "Advances in mixed language phonology: An overview of three case studies," in: Maria Mazzoli/Eeva Sippola (eds.), *New Perspectives on Mixed Languages: From Core to Fringe*, Amsterdam/Berlin: Mouton DeGruyter.
- Zeilig, Ken/Victoria Zeilig, 1987, Ste. Madeleine: Community Without a Town: Metis Elders in Interview, Winnipeg (Manitoba): Pemmican Publications.

E K A T E R I N A K O Z L O V A

Movement beyond Roads and Writing beyond Fiction An Interview with Aritha van Herk

Hotel Graf Zeppelin, Konstanz, Germany, July 8th, 2017

Ekaterina Kozlova: Canadian heroines and their way towards psychological freedom were always the focal point of your writing. Like Judith Pierce in *Judith and J. L.* in *The Tent Peg*, Arachne in *No Fixed Address* embarks on a journey of self-discovery through Canadian landscapes. How does she come to terms with herself?

Aritha van Herk: Arachne is a different kind of character, because I don't think she ever stops being restless. Her disappearance at the end of the novel, which some people take as negative, and some people read as an escape, is actually a kind of recognition that in the landscapes of Canada she is a restless moving force and she will always embody the places that she passes through. Although she drives all over Western Canada, she keeps going home to Calgary, but she also can't stop leaving. And that persistence of movement, which is itself a kind of Odyssean myth (even though I know, in the end he goes home, but who knows whether he stays there), becomes a kind of Odyssey of discovery for the parts of Canada that very few people know about.

As for the course of her final movement north, where she is travelling, some people say, 'Oh, it's because she killed this man.' But that's all coincidence along the way. The episode in the mine, as well as the very strange women's meeting in the Banff Springs Hotel are just continuations. Not one element prompts her into that movement North, except movement itself. Movement is the way that she feels herself. All of those moments, like where she "almost dies" from eating fugu, are merely an impetus to go farther. So, she commits her crimes and what happens to her [can be interpreted] in mythological terms. Gods are always dying and coming back to life, people are always dying and coming back to life. It's a kind of refusal of stasis, and that's what really keeps her moving, until she moves beyond the roads of Canada to a place where they vanish in the landscape. And of course, the North has no roads. When you go far enough north, there are no more roads at all, which is why I am so interested in that spatial notion. It is not an uncharted landscape, it's not a landscape that we don't know, it's not the landscape that has no movement, but the landscape beyond the mechanics of a car and beyond roads. We don't see where

she ends up, she just disappears off the edge of the horizon. I love that idea. You can tell, I have a terrific desire to disappear.

EK: In your radio talk about the 1976 novel *Bear* by Marian Engel, you mention that it is one of the greatest books of the Canadian literature that fascinated you at the start of your university career (1:00-1:15, 6:40-7:40). In *No Fixed Address*, a bear appears together with Arachne's Doppelgänger. Is it a tribute to Marian Engel's Bear or just a symbol of nature, the incarnation of Arachne's wild spirit as one of the women "who keep their skin as substitute for fur" (van Herk 1987: 101)?

AvH: I wanted a cameo, you know the way directors always visit their own movies? So, there is a point, at which I wanted to visit my own novel. And the woman whom Arachne picks up (she thinks she is with a dog, but it's a bear) is an image of the writer writing Arachne, Arachne meeting herself. She is her Doppelgänger indeed. And the Doppelgänger is an important figure in Canadian literature. For example, if you look at the primary influence of Robert Kroetsch, in *The Frankfurt Hauptbahnhof* he meets his double in the Frankfurt train station. That's one of the models that I used there.

Indeed, I wanted my novel to be visited by the spirit of Marian Engel's bear because that novel is a parody of the nature writing that Canadian literature is relegated to, often by outsiders. Europeans especially. They want Canadians to write about nature, they want us to see a bear, they want us to write about nature! And that has becomes the albatross of continent. So, when Arachne picks up the woman, who is hitchhiking with the bear, she is speaking of all of the writing that insists that Canadian literature has to be about the wilderness and it has to have a bear. The bear snores, the bear is hopeless. It's a wonderful image, because it is both my homage to Marian [Marian Engel died in 1985, *No Fixed Address* was originally published in 1986] and it's a critique of the way that Canadian literature is settled by its own incredible landscape. I am very skeptical of how European critics romanticize Canada's wilderness. You could hear a trace of that yesterday when I was speaking [Aritha van Herk gave a keynote speech on July 07, 2017 at the conference "Canada Across Borders: Comparative Perspectives" organized in Konstanz by the Young Scholars' Forum of the Association for Canadian Studies in German-speaking Countries]. We have a very different relationship to landscape than people think. And no, we don't have bears everywhere, sadly. So that's what I was playing with there, as well as visiting my own novel.

EK: My first impression was that Arachne was going insane as she met her Doppelgänger. As if it were a turning point in the novel indicating that Arachne had been staring into an abyss long enough and the abyss stared back into her (Nietzsche 69).

AvH: No, she is perfectly sane, I don't want to give her a pathology or an illness because I think she is more the embodiment of the spirit of movement of Canada than that she is becoming schizophrenic, or crazy, or losing her direction. She has

lost direction, but in a good way, because we are too directed, and we always move in a specific way. I think our attribution of cause is always suspect. Why does she pick up a hitchhiker? Because she feels like it, she is travelling, she is free. Why does she have [a hatpin in her poncho] when she is on the ferry across [the Strait of Georgia]? It's totally an accident of invention and of fiction. And Arachne is a woman who accommodates herself to the moment. She is right there in every moment. And for some reason, the moment is what gives her impetus. So, no, I don't think she is mad. She is not insane. But she is the embodiment of the spirit of restlessness, which later on, of course, I develop in *Restlessness*. She has to keep moving because she is in search of a kind of eternal travelling.

EK: *In one of the chapters in the novel, you describe some objects in an office as being indicative of people's thoughts and mood, as carrying their emotional experiences around: "Only a half-open drawer, a cardigan dangling crookedly from the back of a chair, a book of matches, a torn Kleenex. Do they make up stories, read futures in the paper crumpled in the garbage, do they see blood, tears, anger in the position of the chair, the attitude of a typewriter, the angle of a wife's picture?" (87-88) Do you think that objects have a mobile power of transmitting the meanings, which people have imbued them with?*

AvH: You picked up on my interest in materialism. Absolutely. Because the object is imbued with the spirit of the person that interacts with it. I think we are too much, right now, fixated on objects and we dispose of them, when, in fact, they have a much longer "life" than we think they do.

What you see in the little story I gave you ["Deep Cold on 11a"] is the object that I "fetishize," although that's not really the word. The object is a boot scraper used to scrape the matter off your shoes. Boot scrapers are almost nonexistent anymore, nobody has them. So, I am interested in the way that objects are imbued with the spirit of people, but also what they then convey in stories. If you walk into a room, but the person who lives there isn't there, you can actually tell a lot about that person if you pay attention and if that person has a relationship with their objects. One of the elements of contemporary culture that I lament is the way we have made objects disposable, over and over again. We don't fix our shoes, we throw them away. We don't fix our purses, we throw them away. We don't cherish our grandmother's ring because it's out of fashion. And I find that ahistoricism terrifying because it means we are relegating the past to a place where we don't learn from it anymore. Part of what Arachne is doing in travelling is inventing herself a past, because her childhood was so bereft of affect. But that doesn't mean she has no affect, or that she has not had much love. She is one of those disaffected children who are looking for meaning in everything that she encounters.

But Arachne's is also a story of class. She is a working-class girl. She has very little education, she is a tough street kid. She learns how to defend herself, despite the fact that she is a girl, she is tougher than all the other gangs. When she slams the kid

on the head with a sack full of coins, which is a lethal weapon, she is trying to reinvent herself. So, all the deaths in the novel are her attempt to reinvent the limited circumscription of what she is able to encounter by virtue of how poor she is, she is not well-educated. I am not going to tell you what to think of the heroine but that she is a very poor kid and her driving the bus, her encounter with the classical pianist, her meeting the man with the maps and taking off with him are all markers: she betrays those elements of class that are so much missing in our depiction of characters in Canadian literature. She has to work, she has to have a job, she has to survive and her sense of physical safety or distance is always contingent. So, she does bad stuff.

EK: In your recent talk on the CBC Radio about your latest book "Stampede and the Westness of the West" you also relate to people's disconnect from place and its history saying that "people think the landscape, the land, the agriculture, the Indigenous ways are a relic." But you state that they are not, that "they are in our DNA and it's to our stupidity if we ignore that" (5:00-5:15). It feels like Arachne is charged with the energy and collective memory of the landscapes where she finds herself. On the one hand, her ability to connect to a place seems to be triggered by the mobility of her imagination driven by the miserable conditions in which she grew up. On the other hand, it could be the mobile power of landscape itself that affected Arachne's open mind and transformed her along the way. How would you explain this connectivity Arachne feels with the land?

AvH: She is connected to the landscape that she passes through because the landscape doesn't judge, doesn't try to tell her what to do, doesn't give her moral imperatives, and gives her an incredible freedom. There is nothing like a road trip through the prairies. That landscape looks endless. At some stage, you don't know whether you are going north, east, south, or west, because the prairie is like a continuous sea. And the way that that landscape embraces those people who pass through it, is phenomenal, a transcendent and spiritual experience. So, the fact that there is no judgement, she doesn't have to fight for her survival (all she has to do is to sell underwear at stores) makes her aware of this as a place she voyages through, again in Odyssean sense, but a place that accepts her. She can get out of the car, have a picnic in the graveyard. It is a completely open place.

The prairie is also inscribed, of course, by the settlers that have lived there, which gives you a sense of its mythology. Let me use a quotidian example. In Calgary, all of the roads through the city are old Indigenous trails. We don't call our freeways "freeways," we call them trails. Every day I drive up Shaganappi Trail. Shaganappi means pony. All Calgarians speed. And everybody says, 'Ah, it's because they are rude.' No, it's because the Indigenous people, where I live now, loved fast horses. The faster the horse, the greater they loved it. Their horses were their wealth. So, contemporary Calgarians driving their cars up a trail, are actually performing an embodiment of what those Indigenous people loved, which was riding fast horses.

through the same landscape. Although we don't even know it (well, I know it), we are doing the same thing because the spirit of that place is in the air.

When I go out in a Chinook wind, or I go out on North Hill, or when I am out in the mountains, I take on the history in the place, not a built history, not buildings, but magical spirit that comes through. That's as far as I go in the spirituality realm, but I really believe it. I know that the house where I live contains the spirit of the past, people camped there, people looked at that space, they loved it as much as I do. My job as a writer and as a person living is to honor that spirit and to recognize it.

EK: *Your words reminded me of two locations in the novel that have history and magical spirit in them. The first one is Chief Crowfoot's grave where Arachne and Joseph meet each other for the first time. They see each other for the last time on the site of a mysterious effigy laid out in stones by the Indians on a hill a long time ago, which is the boulder monument known as Wild Man Butte located close to the US-Canadian border to the south from Minton (Bryan 143). Why did you choose these Indian historical monuments as settings for the two turning-point scenes in the story?*

AvH: The Old Man is an embodiment of history and helplessness. There are two people in our culture who are most at the whims of other people's desires, and that is, of course, children and old people. The old man has been put in an old folks' home against his will by a daughter who doesn't care what happens to him. He is actually perfectly fine. Arachne picks him up as an example of an incarcerated person. They go to these two sites, which are both spiritual Indigenous sites, which signals her acknowledgement that he, even though he isn't Indigenous, possesses a kind of connection to older wisdom, which she is actually looking for. I am very tired of the commonly known tourist destinations like Niagara Falls because the places in Western Canada that are sacred, or that are overwhelmingly beautiful, or that are spiritually transcendent, are not commonly known. Arachne is looking for spiritual transcendence, and her visit with the old man or her taking the old man to those places is her way of providing him with the spirit guide to the next world, because he is very close to death. She just takes care of him and he is happy to get out of "jail."

So, they visit those two places. Crowfoot's grave right above the crossing where Treaty Seven was signed. One of the most beautiful spots in Alberta. The Wild Man Effigy, which overlooks the American border, is also one of those places where even an unspiritual person might have a spiritual visitation because of its ancient prominence. I think we, as human beings, are beginning to assimilate the spirit of all that has gone before us. The disconnect between the early peoples of Canada, the Indigenous people who are their progeny, and the settlers that have come to Canada (everyone wants to categorize them), is the biggest mistake colonialism made and is the biggest mistake we made in relation to the landscape. The only way we will manage to form a kind of unity with the landscape that we are a part of, not living on, but a part of, is if we embrace the spirit that it gives us.

So those two places are very important for the spirit of the West which is a different imaginative country: The farthest east Arachne goes is Winnipeg. She never goes into the eastern east. She goes west and then she goes north. The West was the first frontier, the North is the last frontier. She doesn't go to the center of Canada. That whole world of Western Canada, which is so different and so special, is what is so inspiring. Like those mountains I look at every day, they are in my imaginative psyche, impregnable as they are. Can you imagine the first European who saw them? He had no idea what he's looking at! It's a fascinating place. And those two western places in the novel are not mountain views but are prairie views, both important in that sense.

EK: *Besides being related to the First Nations, the places are also associated with death: on the cemetery, Arachne and Joseph find the chief's skull, while on the Wild Man Butte the boundary between the real and the imagined shifts, and it is not clear whether they are alive or dead. Why is death such an important motif?*

Well, first of all Joseph is on the edge of death, we know that. Both the grave and the effigy are markers. Crowfoot's grave is a white monument although the Indigenous people have taken it on. But he was a very important leader and an amazing character in many, many ways.

The grave of Crowfoot is less about the burial of his body, but more about the spot, which overlooks the beautiful, beautiful Bow River, the Crossing of the Bow River, the place where the Indigenous people signed Treaty Seven, where they thought their future was assured, his spirit was really at home there despite his own kind of interesting mobility. He was a man who moved, who travelled, who knew all of Canada. He was a peaceful man, he didn't want to go to war, he didn't join the Riel Rebellion. But he was also very pragmatic. His people were starving, and he was interested in their survival. That was the trade he made.

Those places are both related to death, but in a very positive way. The grave is a marker, but the skull that the characters find could be anyone because there is a grave next to Crowfoot's. In fact, I visited this place and it was a fascinating moment of translation. I was working on the novel, and I encountered two American tourists. The place isn't very well-known, but it's gotten better now. They said, 'Look at that!' All those graves used to have saddles and blankets. Because they would leave on top of the grave the things that were needed in the next life. I didn't talk to them very much, but I saw a skull. It's an old graveyard. When they left, I just covered it up gently, because it's a part of that landscape and that's where it belongs. But that notion of death as kind of a positive eternity very much inhabits those two places. This effigy is the same, it's a human remain. We call what's left "human remains." And effigy is a human remain, it's just made of stone. Both the skull and the effigy are alive and speak to the living if the living want to hear.

EK: Arachne travels in both rural and urban Canadian spaces, and those spaces seem to move along with her. For example, when going through Countess, Rosemary, Duchess, Millicent, Patricia, and Princess, Arachne notices how the same landscape she passed by before has changed: "the roads have holes, signs are changed, her maps are out of date, towns she remembers from three months ago have vanished, new ones have sprung up in unexpected places, large and ugly." And immediately she changes herself too: "Arachne begins to spit out the window, to squat and pee without bothering to look for a decent clump of bushes" (32). Moreover, she will disappear herself at the end of the novel, not unlike Redland – the town she tries to find and cannot.

Arachne is merging with landscape. Landscape is animated as the objects of nature are personified: graves shiver, Arachne finds herself "at the very lip of the valley," rows of dirt breathe quietly, Joseph follows "the body of the landscape" with this gaze (17-19). At the same time, Arachne's experience is rendered with the help of landscape-driven metaphors: she wants to "shout her name into the river's echo," her inclination for cynicism would "swamp" her (18, 27). In which ways are Arachne, her bodily experience, and landscapes interrelated?

AvH: You said it all, you are a fantastic reader. Exactly. The fact is that the built environment is ephemeral, the towns are there and then they are gone, new towns have sprung up. Arachne is recognizing that the landscape doesn't stay the same. But yes, she changes with what she encounters, of course. She is such a metaphor for landscape, I am almost embarrassed, it's a little obvious. She is a part of that undulation and she embraces it in her physical aspects: her behaviors, her resistances, the risks that she takes, because she is a risky character, a picara in every sense of the word. And all picaras do is to get into trouble and then, how do they get out of trouble? They just run away. That's the old story, that's what the picara does. They get into trouble and then they run away, whether it's Tom Jones [*The History of Tom Jones, a Foundling*, a novel by Henry Fielding], or Don Quixote. And she is a female embodiment of that trope.

EK: The analogy could probably be extended to include the space of the book itself as Arachne disappears from the pages of the book into the intangible, non-existing space of the Canadian North. In *A Frozen Tongue* you wrote that you, too, as a writer "want to disappear, drive off the edge of all the maps of tongue and literature into the fall of language, the white space of the open page" (291). What does disappearance mean to you as a writer and to Arachne as a picara?

AvH: One of the reasons that I write is to vanish into language because the actual world where we live, the physical material world, much as I love it, it's not so much problematic, but we all at some stage would love to disappear. I think the ultimate power of any woman is to disappear. This is an antithetical idea to people who think that disappearance means disempowerment, but I read it as an empowering act for a woman who wants to be in control of her visibility. And for a writer that is im-

portant because I love the moment when I can disappear into the book I am writing, or when I can disappear into the book I am reading, or when in my life I can disappear and be a whole other person. So, that is what Arachne is playing with, the empowerment of her own journey. But I don't see disappearance as empty, I just see it as a field of possibility that we don't know about.

EK: *Places and landscapes are synonymous to boundedness and thus stand in opposition to mobility. They are essential for its understanding, but need to be left behind in pursuit of absolute mobility. This is why Arachne's journey through the Canadian West and North inevitably leads her to where the road comes to an end, where the blank space signifies the end of the novel too: "Her life has become movement without end, the grind of notion wearing itself into her, wearing all else out" (304). How do you understand this paradox of movement without end in no space, which is, in fact, immobility as mobility is not to be perceived without space?*

AvH: That's the question! That's why I wrote the novel that has no conclusion. It is a kind of endless stasis. Movement can be an endless stasis. Earlier in the novel, Arachne says, 'I am running away from home, I am running away from home.' She is the figure who is constantly running away, but at the same time is running toward. That notion of not the destination or arrival, but the idea of engaging with movement in order to run toward or that the movement itself is enough of a destination. That's a restless notion and one that I've grappled with a lot in terms of the mobility question because it seems to me that mobility suggests that you are always going somewhere, when in fact, sometimes it's the challenge, the comfort, the excitement of movement that is its own destination. Did I answer your question?

EK: *Absolutely. Arachne's mobility is in fact beyond movement as such, so that she disappears into the metaphysical realm of the Canadian North and Canadian Myth where there are no boundaries and where she is forever free. What is so special about this space where Arachne's life turns into movement without end?*

AvH: If we think about it cartographically, there is uncharted space in Canada, which is what I was playing with. But there is also uncharted space in our imaginations, there is uncharted space in our lives. We have no idea when or where we are going to die. So that notion of space as definable and confinable place or destination is one that I am playing with. I don't have any answers, but I do think she is playing with it as well.

EK: *I think it totally makes sense in terms of trying to achieve the absolute mobility and leaving territorial space behind because if we can locate a place, it is static, but if it is metaphysical, then ultimate movement becomes possible.*

AvH: That's right!

EK: What really fascinated me about the novel is the elaborate description of the country with its evocative landscapes, which are both real and uncanny. The novel is written in the mode of prairie realism, so that I even felt like tracing Arachne's travels and sales trips on a real map pinpointing the names of small towns you so meticulously listed. Space is not only the context for Arachne's movement, it is also a product of movement. Thus, the prairies of Alberta and Saskatchewan, the rain forest of Vancouver Island and the bluest blue of the Canadian North shape Arachne's personality, and are created by the power of her imagination at the same time. Is it correct to say that there is no boundary between realism and magic in the novel?

AvH: Absolutely. Because when you begin to see not a literal landscape or a literal journey, but a metaphysical or an evocative, magic realist landscape, then there is no boundary. You have crossed the boundary of all maps, the map which seeks to identify a line, the map which closes, the map which finishes the shape of a story, or the shape of a journey, or the shape of the imagination. So, what I am trying to work with there is the permeable boundary and how it can be crossed. And in fact, the only country that I really think matters is the country of words.

EK: Talking about your first book "Judith," you mentioned that "transformation moves us to understand that it is possible to transcend established reality by considering not the obvious aspects of the world around us, but the unexplored, the unexplainable. Then fiction becomes magician and transforms itself" (1978: v). Arachne explores the open space of both West and North in a romantic way, heading for the sublime in search of self-transcendence, so that the boundaries of the genre are extended: "If there are westerns, why can there not be northerns?" as you put it *Places Far from Ellesmere* (85). It seems that *No Fixed Address* pushes all possible boundaries: boundaries set by literary genres, by maps, by gender, by society, and even those dictated by common sense. And as if it were not enough, the novel attempts to cross the border between reality and fiction on a purely narratological level. At the end of the novel, Arachne as an internal focaliser disappears and the heterodiegetic narrator turns into a homodiegetic one, i.e. becomes a character in the story. Here, a shifting of the boundary between two worlds occurs: in which one tells and of which one tells. Or maybe of three worlds, as "you" narrator might as well be the reader himself/herself and then, the narrative transcends another boundary and makes the reader to a character in the story. What purpose does introducing this metadiegetic level, or metalepsis, serve?

AvH: Well, you've analyzed it very well. I don't have to say much. When I say that she vanishes into a journey that we can't identify of course, I neglect to mention the teller of the story, the person who follows her looking for her, looking for her story, and who is as important as the vanishment. There is a witness to the fact that she has gone there, even though we don't know quite where she is gone. So, your analysis is perfect, it's the metadiegetic follower, the reader, and then the reader of the reader, not the accusatory you, but the inviting you. So, they are all connected in

this crazy tale of what follows. The reader is always in that interesting position of what follows.

EK: Are you trying to engage the reader into the story, make him or her to a character?

AvH: Of course, I want to implicate the reader, because the reader is implicated in every text by virtue of reading it. But I am also, you are right, trying to pull the reader into the process of the journey, not just be a passive witness to it, but a part of the process of the journey. You know, you noticed that I used the second person in *Places far from Ellesmere* too. Having to go up north in order to look at the places where I've lived, I had to separate the autobiographical from the witnessing, but also pull the reader into my biographical text. So, there are all these interesting intersections and separations. Well, it's what literature can do, it enables that kind of exploration. Instead of just sitting here and describing the architecture, I can take the reader by the hand and say, 'Let's walk through these hallways.' Because I am not just an interpreter as a writer, I am not just a narrator of a story, or a teller of a story, or a writer of a story. The reader is the accompaniment to that. And because I always figure myself as a reader, as well as a writer, this is important to me. There is a very strong sense of the two being comingled.

EK: I find it amazing how by means of engaging the reader into the story, you develop their imagination, make them to co-creators of the story, teach them how to be storytellers themselves.

AvH: Of course, and also to be a part of the journey. Travel literature is fascinating to me, and *Restlessness* is an antitravel book. We are always reading about people who go to the Taj Mahal and then tell us how exquisite it is, which turns the place into a consumerist moment. What I was really seeking to do was to escape that and to say, you can't just consume Arachne's story. You have to be a part of it.

EK: Thank you very much for this elucidating talk and for answering my questions in so much detail!

Sources

- Bryan, Liz, *Stone by Stone: Exploring Ancient Sites on the Canadian Plains*, Heritage House Publishing Co, 2015, 143.
- Nietzsche, Friedrich, *Beyond Good and Evil. Prelude to a Philosophy of the Future*, Rolf-Peter Horstmann/Judith Norman (eds.), Trans. Judith Norman, New York: Cambridge University Press, 2002, 69.
- van Herk, Aritha, *No Fixed Address: An Amorous Journey*, Toronto: Seal Books, 1987.
- , *A Frozen Tongue*, Sydney: Dangaroo Press, 1992, 291.
- , *Judith*, New York: Bantam Books, 1979.
- , *Places Far from Ellesmere*, Alberta, Red Deer College Press: 1990, 85.
- , *Restlessness*, Alberta: Red Deer College Press, 1998.

----. When Pigs Fly, Abstract to MA Thesis, Alberta: University of Alberta, 1978, v.

Radio Talks

van Herk, Aritha/Tom Power, "Bearotica: Why the 1976 novel 'Bear' is actually a good read, CBC Radio 1 – Q (August 21, 2014), <http://www.cbc.ca/radio/q/schedule-for-friday-august-15-1.2925598/bearotica-why-the-1976-novel-bear-is-actually-a-good-read-1.2925606> (accessed September 5, 2017).

van Herk, Aritha/Russell Bowers, "Stampede and the Westness of the West." CBC Radio 1 – Daybreak Alberta (June 26, 2016), <https://audioboom.com/posts/4748902-stampede-and-the-westness-of-the-west> (accessed September 5, 2017).

Map

A Map of Arachne's Journeys, by Ekaterina Kozlova.

<https://drive.google.com/open?id=1q3jNDKEaPkP-HpkjLYVUDoucy60&usp=sharing> (accessed September 5, 2017).

F O R U M

S T E F F E N S C H N E I D E R

Zurück in die Zukunft? Québec nach den Provinzwahlen vom 1. Oktober 2018

Ob auf Bundes- oder Provinzebene: Seit 25 Jahren erlebt Kanada mit schöner Regelmäßigkeit Wahlen, die als politische Erdbeben zu bezeichnen sind – Wahlen, die etablierte Parteien in die Krise stürzen, neuen zum Durchbruch verhelfen und damit zugleich die wachsende Volatilität des Wählerverhaltens und Fragmentierung der Parteienlandschaft belegen (Schneider 2018). So führten die Unterhauswahlen von 1993 zum Kollaps der regierenden Progressive Conservatives, während eine neue separatistische Regionalpartei – der Bloc Québécois (BQ) – auf Anhieb die offizielle Oppositionsrolle eroberte. Der sozialdemokratischen NDP gelang dies 2011 – ausgerechnet mithilfe eines nie dagewesenen Erdrutschsieg in Québec. Zwar konnte die Partei diesen Erfolg in den Unterhauswahlen von 2015 nicht verteidigen, doch errang sie im selben Jahr im traditionell konservativen Alberta eine Regierungsmehrheit. Die Provinzwahlen vom 1. Oktober 2018 in Québec dürfen ebenfalls als historische Zäsur qualifiziert werden: Zum ersten Mal seit über *fünfzig* Jahren stand nicht der Konflikt zwischen Föderalisten und Befürwortern der Unabhängigkeit Québecs im Zentrum der Wahlentscheidung. Zum ersten Mal seit mehr als *sechzig* Jahren regieren künftig nicht die Liberalen (PLQ) oder der separatistische Parti Québécois (PQ), sondern mit der Coalition Avenir Québec (CAQ) eine erst seit 2011 existierende Mitte-Rechts-Formation, deren Chef François Legault das Thema einer Sezession Québecs im Wahlkampf dezidiert vermieden hatte.

Von einem Wahlkampf mit vier Teams auf dem Eis ...

Dabei hatte zunächst alles nach *business as usual* ausgesehen: Den seit 2003 mit nur zweijähriger Unterbrechung durch eine PQ-Minderheitsregierung regierenden Liberalen unter dem ehemaligen Gehirnchirurgen und Medizinprofessor Philippe Couillard, der 2014 Jean Charest als Premierminister abgelöst hatte, schien die Wiederwahl zunächst fast sicher. Die Liberalen hatten in ihren ersten beiden Amtsjahren mit robuster oder für manche Beobachter rabiater, die Errungenschaften der

Stillen Revolution gefährdender Austeritätspolitik (etwa einem Fiskalpakt mit den Kommunen und gebremsten Programmausgaben selbst in den Bereichen Gesundheit und Erziehung) ihr Versprechen eines Haushaltsausgleichs eingelöst. Vor dem Hintergrund kräftigen Wirtschaftswachstums und eines Rekordtiefs bei der Arbeitslosigkeit konnten sie es sich in der zweiten Hälfte der Legislaturperiode erlauben, den Geldhahn wieder aufzudrehen und ihre Kampagne („Pour faciliter la vie des québécois“) mit teuren Wahlversprechen etwa zur Gesundheitspolitik und einer Reform des Justizwesens zu bestreiten (Pétray/Birch 2018).

Sehr viel weniger Hoffnung hatten die Demoskopen von Beginn an dem von dem Journalisten und Autor Jean-François Lisée geführten PQ gemacht. Mit Blick auf die zwei verlorenen Referenden über die Unabhängigkeit Québecs (1980 und 1995) hatte Lisée früh angekündigt, ein drittes Referendum erst in der Legislaturperiode ab 2022 anberaumen zu wollen, und damit das zentrale Wahlkampfthema und die Hauptkonfliktlinie im Parteiensystem Québecs seit den 1970er-Jahren aus dem Spiel genommen. Unter dem Motto „Sérieusement“ und mit einer Vielzahl von Aktivitäten stürzte sich die offizielle Oppositionspartei mit ihrem Chef in eine Kampagne, in der es neben traditionellen Issues wie der Verteidigung der nationalen Identität Québecs und der französischen Sprache in erster Linie um eine Wiederbelebung der sozialdemokratischen *credentials* des PQ gehen sollte. Lisées Auftreten erwies sich jedoch angesichts des Rückenwinds, den die beiden politischen Newcomer CAQ und QS in der offiziell 39-tägigen Wahlkampfperiode schon bald verspürten, als zunehmend nervös und erratisch.

Diese beiden sich als Anti-Establishment-Parteien (Abedi 2004) verstehenden, von politischen Beobachtern zumeist als rechts- bzw. linkspopulistisch charakterisierten Konkurrenten der Mainstream-Parteien PLQ und PQ waren erstmals in einer Nachwahl 2006 (QS) bzw. 2012 (CAQ) in die Nationalversammlung von Québec eingezogen und hielten dort seit 2014 drei (QS) bzw. 22 (CAQ) Mandate. Die von einer Doppelspitze (Gabriel Nadeau-Dubois und Manon Massé) geführte und 2006 aus dem Zusammenschluss zweier kleinerer Formationen entstandene Partei QS verbindet eine linksalternativ-ökologische Programmatik mit dem Ziel der Unabhängigkeit Québecs. Zuspruch findet die im Kontext der Studierendenrevolte 2012 prominenter gewordene und 2018 mit dem Slogan „Populaire“ werbende Formation vor allem in jungen, städtischen Wählerschichten – der Altersgruppe der (frankophonen) 18- bis 35-Jährigen, deren Wahlbeteiligung jedoch gemeinhin besonders niedrig ist. Die Herausforderung von QS bestand deshalb – neben der Verteidigung gegen den Vorwurf, eine krypto-marxistische und mithin nicht wählbare Gruppierung zu sein – in der Mobilisierung gerade dieser Wählerschichten auch jenseits ihrer drei Hochburgen in Montréal.

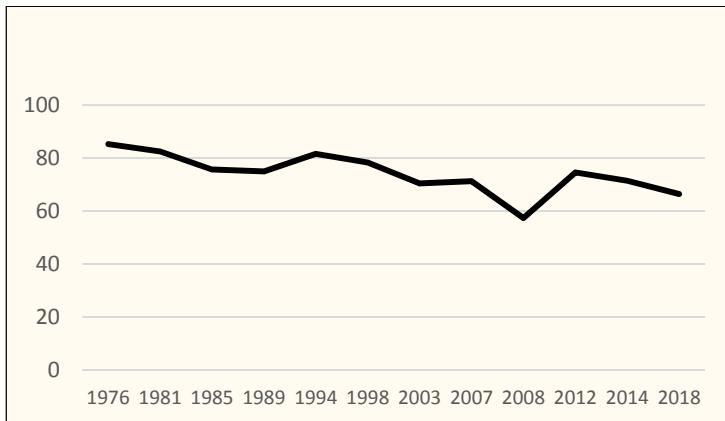
Die von dem ehemaligen Geschäftsmann und PQ-Minister François Legault gegründete CAQ schließlich hatte im Wahlkampf neben Zweifeln an den Führungsqualitäten ihres Chefs und der Regierungskompetenz seines Teams vor allem den Rechtspopulismus-Vorwurf zu entkräften (Boily 2018). Die Kandidat(innen)en wurden

deshalb mit besonderer Sorgfalt ausgewählt und eine vorsichtige und disziplinierte, jederzeit von Legault selbst kontrollierte Wahlkampfkommunikation durchgesetzt. Dieser gab sich viel Mühe, seine Partei mit dem Slogan „Maintenant“ als verantwortungsbereit und gemäßigt-konservativ darzustellen und sie programmatisch – etwa im Vergleich zum seit 2018 amtierenden Premierminister Ontarios, Doug Ford – in die Mitte des ideologischen Spektrums zu rücken. Die CAQ schlug denn auch wenig neoliberale Töne an, forderte keine radikalen Steuersenkungen oder massiven Personalabbau im öffentlichen Dienst und bekannte sich damit weitgehend zum seit der Stillen Revolution entwickelten Staats- und Kapitalismus-Modell Québecks (McRoberts 1993; Schneider 1994). Allerdings machte es die ökonomische und fiskalische Erfolgsbilanz von Premierminister Couillard eher schwierig, mit wirtschaftspolitischer Kompetenz zu punkten.

Mit Blick auf die nationale Frage und seine PQ-Mitgliedschaft in der Vergangenheit erklärte Legault, den Separatismus zugunsten einer nationalistischen Position („Québec d’abord“) hinter sich gelassen zu haben und weder für die bestehenden föderalen Arrangements noch für die Unabhängigkeit der frankophonen Provinz einzutreten. Um das Thema nationale Identität und Überleben der französischen Sprache doch zu bedienen, bezog Legault aber stark konservative Positionen in der Einwanderungspolitik. Anders als die Bevölkerung im Rest Kanadas sind die Québécois Umfragen zufolge gespalten mit Blick auf die liberale Einwanderungspolitik des Landes. Mit dem Vorschlag, die Zahl der Immigrant(inn)en in Québec um 20 Prozent – von aktuell maximal 50.000 pro Jahr – zu reduzieren, ihre Sprachkompetenz und Verfassungstreue nach drei Jahren in der Provinz testen zu lassen und dabei scheiternde Einwanderer ggf. abzuschieben, warf er polarisierende Positionen in die Wahlkampfdebatte, die insbesondere die einwanderungskritischen frankophonen Wählerschichten – etwa in der traditionell konservativen Hauptstadtregion von Québec – mobilisieren sollten. Allerdings strauchelte Legault wiederholt bei der Erläuterung dieses Plans und seiner Umsetzbarkeit; er ließ dabei geringe Vertrautheit mit der Kompetenzverteilung von Bund und Provinzen in der kanadischen Einwanderungspolitik und deren Regularien erkennen. Angesichts der niedrigen Geburtenrate und des Fachkräftemangels in Québec zündete das Thema denn auch nicht so wie erhofft, insbesondere nicht bei den natürlichen Verbündeten der CAQ in der Québécer Unternehmerschaft.

Erstmals seit Jahrzehnten war der Wahlkampf letztlich von den typischen Brot-und-Butter-Issues kanadischer Provinzwahlen in der Erziehungs-, Familien- und Gesundheitspolitik bestimmt, wobei sich die vier Parteien und ihre Chefs mit teuren Wahlversprechen zu übertrumpfen suchten. In drei Fernsehdebatten – darunter als Novum eine in englischer Sprache – konnte sich keiner der Parteichefs besonders stark profilieren, aber Legault und Manon Massé gelang es immerhin, sich als glaubwürdige Alternativen zu Couillards PLQ und Lisées PQ zu präsentieren und Wechselstimmung in der bis kurz vor dem Wahltermin bemerkenswert unentschlossenen Wählerschaft zu erzeugen.

Abb. 1: Wahlen zur Nationalversammlung Québecs, Wahlbeteiligung seit 1976



Tab. 1: Wahlen zur Nationalversammlung Québecs, Stimmen- und Sitzanteile seit 1976

	Mandate	PQ (gesamt)	PLQ			CAQ			QS			Sonstige			
			Stimmen (%)	Sitze	AR	Stimmen (%)	Sitze	AR	Stimmen (%)	Sitze	AR	Stimmen (%)	Sitze (%)	AR	Stimmen (%)
1976	110	41,4	71	1,56	33,8	26	0,70	-	-	-	-	-	-	24,8	13
1981	122	49,3	80	1,33	46,1	42	0,75	-	-	-	-	-	-	4,6	0
1985	122	38,7	23	0,49	56,0	99	1,45	-	-	-	-	-	-	5,3	0
1989	125	40,2	29	0,58	50,0	92	1,47	-	-	-	-	-	-	9,8	4
1994	125	44,8	77	1,38	44,4	47	0,85	-	-	-	-	-	-	10,8	1
1998	125	42,9	76	1,42	43,6	48	0,88	-	-	-	-	-	-	13,5	1
2003	125	33,2	45	1,08	46,0	76	1,32	-	-	-	-	-	-	20,8	4
2007	125	28,4	36	1,01	33,1	48	1,16	-	-	-	3,6	0	0,00	34,9	41
2008	125	35,2	51	1,16	42,1	66	1,25	-	-	-	3,8	1	0,21	18,9	7
2012	125	32,0	54	1,35	31,2	50	1,28	27,1	19	0,56	6,0	2	0,27	3,7	0
2014	125	25,4	30	0,94	41,5	70	1,35	23,1	22	0,76	7,6	3	0,32	2,4	0
2018	125	17,1	10	0,47	24,8	31	1,00	37,4	74	1,58	16,1	10	0,50	4,6	0

PQ = Parti Québécois, PLQ = Parti Liberal du Québec, CAQ = Coalition Avenir Québec,

QS = Québec Solidaire; AR = *advantage ratio* (Quotient Sitz-/Stimmenanteil).

Quellen: <http://www.assnat.qc.ca/fr/patrimoine/index.html>; <https://www.electionsquebec.qc.ca>.

... zu einem Match mit zwei Gewinnern und zwei Verlierern

Der zunehmenden Wechselstimmung nach anderthalb Jahrzehnten liberaler Dominanz und der „spannenden“, ergebnisoffenen Konstellation mit vier ernsthaften Wettbewerbern zum Trotz setzte sich auch in Québec – wie im Rest Kanadas und anderen westlichen Demokratien – der Trend sinkender Wahlbeteiligung seit den 1980er-Jahren und 1990er-Jahren fort. Am 1. Oktober 2018 fiel die Beteiligung

auf den niedrigsten Wert seit 1927 mit Ausnahme der vorgezogenen Wahl von 2008 (Abb. 1). Die im Wahlkampf allenthalben versprochene Erneuerung gelang insofern, als 65 der 125 Mandate tatsächlich von Politikneulingen gewonnen wurden – darunter 41,5 Prozent Frauen. Sie gelang außerdem insofern, als Opfer der verbreiteten Wahlmüdigkeit und Politikverdrossenheit in erster Linie die etablierten Parteien PLQ und PQ wurden.

Im „großen“ Rennen um die Regierungsverantwortung unterlagen die Liberalen zur allgemeinen Überraschung der CAQ: Hatten Demoskopen bis fast zuletzt ein Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen Couillards und Legaults Teams erwartet, so blieben die Liberalen mit nur mehr einem knappen Viertel der Mandate (31) und dem niedrigsten Stimmenanteil seit 1867 um 12,6 Prozentpunkte hinter den Caquistes zurück (Tab. 1; den Mandaten nach hatte die Partei zuletzt 1956 – in der Ära Duplessis – schlechter abgeschnitten). Couillards Ruf persönlicher Integrität, seine fiskalische wie ökonomische Erfolgsbilanz und üppige Wahlgeschenke hatten offenbar nicht ausgereicht, um die Wechselstimmung in Québec auszugleichen oder die harten Einschnitte der Jahre 2015 und 2016 vergessen zu machen. Die Liberalen erschienen nach Jahren an der Macht verbraucht, ihre Parteimaschine geschwächt. Der Wegfall des zuletzt in den 1990er-Jahren dominierenden Verfassungs- bzw. Unabhängigkeitsthemas (Schneider 1997) bedeutete zudem, dass die Liberalen ihre anglo- und allophone Kernwählerschaft auf der Insel von Montréal nur schlecht zu mobilisieren vermochten. Hatte die Debatte um die *Charte des valeurs québécoises* der scheidenden PQ-Regierung 2014 noch zu einem starken Anstieg der Wahlbeteiligung in den nicht oder wenig frankophonen Wahlkreisen geführt, so war die Beteiligung 2018 gerade in diesen traditionell liberalen Wahlkreisen im Zentrum und Westen von Montréal – in denen ein Sieg der PLQ-Kandidat(inn)en nahezu garantiert ist – besonders niedrig. Man mag darin eine Normalisierung gegenüber 2014 sehen, indes drückt sich in der gehäuften Wahlenthaltung der Stammwähler(innen) sicher auch Unzufriedenheit mit den Liberalen aus. Und während der PLQ in Montréal mit einem Stimmenanteil von 42,9 % und 19 von 27 Mandaten führende politische Kraft bleibt, manifestiert sich darin auch das Ausmaß, in dem er innerhalb Québecs zu einer Regionalpartei mit stark anglo- und allophonem Wählerbasis geworden ist.

Viele von den nicht zuhause gebliebenen liberalen Stammwählern dürften 2018 zur CAQ gewandert sein, die in den beiden vorigen Wahlen eher im Revier des PQ gewildert hatte. Mit 37,4 Prozent der Stimmen machte die Partei einen deutlichen Sprung nach vorne, wurde im dritten Anlauf erstmals zur stärksten Kraft und errang sogar eine solide Mehrheit von 74 Mandaten (Tab. 1). Trotz einiger Wahlkampfpannen konnte sie sich augenscheinlich mit Erfolg als einzige plausible, legitime Mitte-Rechts-Alternative zu den Liberalen bzw. überzeugende Mischung aus neuen Gesichtern und erfahrenen Kräften wie Spitzenkandidat Legault und einigen anderen Überläufern aus dem PQ oder der ephemeren nationalistisch-konservativen Action Démocratique du Québec (ADQ) vermarkten, die von 1994 bis 2012 – nach 2007

sogar mit 41 Abgeordneten – in der Nationalversammlung vertreten gewesen war. Bemerkenswert erfolgreich war die CAQ diesmal auch in der Fläche. In der Mehrheit der Wahlkreise gewann sie erhebliche Stimmenanteile. Mit Abgeordneten ist sie nun nicht nur in sämtlichen großen Städten vertreten, sondern auch in periphereren Regionen wie Abitibi-Témiscamingue oder der einstigen PQ-Hochburg Saguenay-Lac-Saint-Jean. Ein Durchbruch in der Region Montréal – wo die CAQ nur zwei Mandate errang – blieb hingegen aus, was die fortgesetzte Bedeutung des Identitäts- und Sprach-Cleavage für Wählerverhalten und Parteienlandschaft in Québec unterstreicht: Die CAQ ist (noch) kaum in anglo- oder allophone Mitte-Rechts-Wählerschichten vorgedrungen.

Im „kleinen“ Rennen um den dritten Platz hatten Demoskopen trotz aller Probleme im Wahlkampf immer noch den PQ klar vor QS gesehen. Indes erlebte der PQ ein Debakel und lag dem Stimmenanteil nach weniger als einen Prozentpunkt vor dem neuen Konkurrenten – sein schlechtestes Ergebnis überhaupt seit der ersten Teilnahme in Provinzwahlen 1970 (Tab. 1). Mit zehn Mandaten – der gleichen Zahl wie QS – drohte die Partei ihren Status als Fraktion einzubüßen; er wurde den beiden Parteien erst nach Verhandlungen von der neuen Regierung zugestanden. Überdies verlor Parteichef Lisée seinen Wahlkreis Rosemont an einen Kandidaten von QS und trat umgehend zurück. Augenscheinlich war seine Partei zwischen der sich als gemäßigt-nationalistisch präsentierenden CAQ und QS als Linksaußßen-Konkurrenz zerrieben worden. Für QS (das seinen Stimmenanteil gegenüber 2014 mehr als verdoppeln und die Zahl der Abgeordneten mehr als verdreifachen konnte; Tab. 1) sind zehn Sitze hingegen ein Erfolg. Augenscheinlich gelang die Mobilisierung junger, progressiver und nationalistischer Wähler(innen), für die der PQ inzwischen zu sehr zur Partei der Baby Boomers geworden ist, weitaus besser als in den vergangenen Provinzwahlen; zudem gewann die Partei erstmals auch Wahlkreise außerhalb von Montréal (etwa Sherbrooke, Rouyn-Noranda-Témiscamingue und zwei Wahlkreise in der Hauptstadtregion) oder errang zumindest starke zweite Plätze.

Auf dem Weg zu einem vierten, kanadisierten Parteiensystem (und einer Domestizierung der Unabhängigkeitsbewegung) in Québec?

Wohin steuert Québec mit seiner neuen Regierung und seinem aktuellen Mehrparteiensystem? Ist zu erwarten, dass die Fragmentierung des Parteiensystems – wie zum Teil auch auf Bundesebene und in anderen Provinzen – Bestand hat oder dass sich ein vierter, nicht länger durch den Föderalismus-Separatismus-Cleavage strukturiertes und insofern kanadisiertes Zweiparteiensystem (Noël 2018) herausbildet? Die Geschichte der Parteiensystementwicklung spricht auf den ersten Blick eher für Letzteres: Das erste – dem Muster auf Bundesebene folgende – Zweiparteiensystem aus Konservativen und Liberalen wurde 1936 zwar durch den Durchbruch und die anschließende über zwanzigjährige Dominanz der konservativ-nationalistischen Union Nationale (UN) von Maurice Duplessis gesprengt, ging aber mit dem

Bedeutungsverlust der Konservativen auf Provinzebene schon bald wieder in ein Zweiparteiensystem aus UN und PLQ – ab 1960 mit Jean Lesage Architekt der gesellschaftlich-politischen Modernisierung Québecs in der Stillen Revolution – über. Von den Drittparteien der 1960er- und 1970er-Jahre setzte sich nur der PQ durch und leitete damit die Zweiparteienkonkurrenz der 1970er- bis 1990er-Jahre ein. Drittparteien wie die ADQ oder gar die anglophone Equality Party, die 1989 vier Mandate gewann, konnten sich nicht etablieren. Ein neues Zweiparteiensystem aus der konservativ-nationalistischen oder rechtspopulistischen CAQ und dem PLQ würde ein Stück weit wie eine Wiederauflage des Zweiparteiensystems aus UN und PLQ anmuten.

Dass nun nicht weniger als vier Parteien erheblichen Zuspruch auf Provinzebene wie auch in vielen Wahlkreisen erzielen, was 2018 vielerorts zu Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen drei oder gar vier Kandidat(inn)en geführt hat, legt indes nahe, dass das aktuelle Mehrparteiensystem von Dauer sein könnte. Mit einer Erholung zumindest des PLQ und vielleicht auch des von manchen Kommentatoren bereits abgeschriebenen PQ ist zu rechnen. Denn mit QS und dem PQ haben zwei Parteien, die das Unabhängigkeitsziel nicht oder nur temporär aufgegeben haben, immerhin rund ein Drittel der Stimmen gewonnen. Auch der sehr unterschiedliche Erfolg von PLQ und CAQ bei frankophonen und anglo- bzw. allophonen Wähler(inne)n zeigt, dass der Identitäts- und Sprach-Cleavage seine Bedeutung nicht verloren hat (Medeiros 2018). Ein Wiederaufleben des Föderalismus-Separatismus-Konflikts und damit der nationalen Frage scheint möglich – und auch ein Wiedererstarken des PQ, dessen Chef das Thema Sezession 2018 ja *selbst* heruntergespielt hatte und damit zumindest in den Augen der *rank-and-file*-Mitglieder seiner Partei einen eklatanten strategischen Fehler begangen haben dürfte.

Ob die CAQ den liberalen Anspruch, Québecs natürliche Regierungspartei zu sein, erben, die Kompetenzerwartungen ihrer bürgerlich-konservativen Wähler(innen) erfüllen, *good government* erbringen und gesellschaftlich integrierend auch über den Identitäts- und Sprach-Cleavage hinweg regieren kann, wird sie erst noch unter Beweis stellen müssen. Es wird außerdem interessant sein zu sehen, ob sie dem vor der Wahl geschlossenen Pakt mit PQ und QS für eine Wahlsystemreform – vom Mehrheits- zu einem Verhältniswahlsystem – treu bleibt. Wenn ja, dürfte die Fragmentierung des Mehrparteiensystems entlang der sich nur zum Teil überlagernden Cleavages links v. rechts, frankophon v. anglo-/allophon und ggf. auch wieder Föderalismus v. Unabhängigkeit mit noch größerer Wahrscheinlichkeit erhalten bleiben. Zweifel sind jedoch angebracht, dass Legault dieses Versprechen einlässt: Die CAQ hat 2018 erlebt, dass der Disproportionseffekt des Mehrheitswahlsystems (sichtbar in den *advantage ratios* in Tab. 1) nicht nur von den etablierten Parteien erfolgreich für eine Regierungsmehrheit genutzt werden kann. Ähnliche Wahlsystemreformen – die vermutlich in Zukunft häufiger zu in Kanada weiter unpopulären Koalitions- oder Minderheitsregierungen führen würden – scheiterten in den letzten Jahren unter anderem in British Columbia und Ontario auch am Strukturkonservatismus

der Wähler(innen) in der Wahlsystemfrage. Bleibt es beim Mehrparteiensystem, ist nicht auszuschließen, dass die Neigung zu strategischem Wählen wieder zunimmt – was der CAQ oder dem PLQ nutzen mag – oder dass es zu den Wahlabsprachen zwischen PQ und QS kommt, die Jean-François Lisée seinen Konkurrenten von QS bereits vor den Provinzwahlen 2018 vorgeschlagen hatte. Auch für QS könnte dies attraktiv sein, will es nicht auf Dauer eine ideologisch puristische, aber einflusslose Links- und Drittpartei wie die NPD auf Bundesebene bleiben. Derartige Koordinationsbemühungen auf Wähler- und Parteienebene indes könnten mittelfristig wieder zur Konzentration des Parteiensystems – sei es um PLQ und PQ, sei es um ihre beiden neuen Konkurrenten – führen.

Literaturverzeichnis

- Abedi, Amir, 2004, *Anti-Political Establishment Parties: A Comparative Analysis*, London: Routledge.
- Boily, Frédéric, 2018, *La coalition avenir du Québec: Une idéologie à la recherche du pouvoir*, Québec: Presses de l'Université Laval.
- McRoberts, Kenneth, 1993, *Quebec: Social Change and Political Crisis*. Third Edition with a Postscript, Toronto: McClelland & Stewart.
- Medeiros, Mike, 2018, "Et s'il s'agissait de la québécoïsation de la politique canadienne?", *Policy Options*, 19. Oktober.
- Noël, Alain, 2018, "La canadianisation de la politique québécoise", *Policy Options*, 5. Oktober.
- Pétry, François/Lisa Birch (Hg.), 2018, *Bilan et réalisations du gouvernement Couillard*, Québec: Presses de l'Université Laval.
- Schneider, Steffen, 1994, *Staat und regionale Entwicklung: Zur Theorie, Strategie und Praxis subnationaler Industriepolitik am Beispiel Québecks*, Bochum: Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer.
- , 1997, "Québec am Scheideweg: Von der Provinzwahl 1994 zum Unabhängigkeitsreferendum 1995", in: Rainer-Olaf Schultze/Steffen Schneider (Hg.), *Kanada in der Krise: Analysen zum Verfassungs-, Wirtschafts- und Parteiensystemwandel seit den 80er Jahren*, Bochum: Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer, 349-387.
- , 2018, "Das politische System", in: Ursula Lehmkuhl (Hg.), *Länderbericht Kanada*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 360-396.

Besprechungen/Reviews/Comptes rendus

- Peter H. Russell, *Canada's Odyssey. A Country Based On Incomplete Conquests*, Toronto: University of Toronto Press, 2017 (Horst Walter Blanke)
- Marc-André Ethier/Vincent Boutonnet/Stéphanie Demers/David Lefrançois, unter Mitarbeit von Frédéric Yelle und Cathérine Déry, *Quels sens pour l'histoire? Analyse et critique du nouveau programme d'histoire du Québec et du Canada*, Saint-Joseph-du-Lac (QC): M Éditeur, 2017 (Helga Bories-Sawala)
- Dylan Robinson/Keavy Martin (eds.), *Arts of Engagement. Taking Aesthetic Action In and Beyond the Truth and Reconciliation Commission of Canada*, Waterloo: Wilfrid Laurier University Press, 2016 (Nina Reuther)
- Kim Anderson/Maria Campbell/Christi Belcourt (Hg.), *Keetsahnak: Our Missing and Murdered Indigenous Sisters*, Edmonton: The University of Alberta Press, 2018 (Michael Friedrichs)
- Melissa Tanti/Jeremy Haynes/Daniel Coleman/Lorraine York (eds.), *Beyond "Understanding Canada": Transnational Perspectives on Canadian Literature*, Edmonton: University of Alberta Press, 2017 (Alexandra Ganser)
- Cecilia Morgan, *Travellers through Empire: Indigenous Voyages from Early Canada*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (Alexandra Ganser)
- Roland Sintos Coloma/Gordon Pon (eds.), *Asian Canadian Studies Reader*, Toronto, Buffalo and London: University of Toronto Press, 2017 (Brigitte Johanna Glaser)
- Eddy Kent/Terri Tomsky (eds.), *Negative Cosmopolitanism: Cultures and Politics of World Citizenship after Globalization*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (Brigitte Johanna Glaser)
- Jean-François Côté, *La renaissance du théâtre autochtone. Métamorphose des Amériques I*, Québec : Presses de l'Université Laval, 2017 (Peter Klaus)
- Lucie Hotte/François Paré (dir.), *Les littératures franco-canadiennes à l'épreuve du temps*, Ottawa : Les Presses de l'Université d'Ottawa, 2017 (Hans-Jürgen Lüsebrink)
- Denis Vaugeois, *L'Amour du livre. L'édition au Québec, ses petits secrets et ses mystères*, Sillery : Septentrion, 2005 (Yves Laberge)
- Aurélien Boivin (dir.), avec la collaboration de Mylène Bédard/Hervé Guay/Jonathan Livernois/Jacques Paquin, *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec. 1991-1995*, tome 9, Montréal : Fides, 2018 (Yves Laberge)
- Normand Baillargeon (dir.), *là-haut, il n'y a rien*, Québec : Presses de l'Université Laval, 2010 (Yves Laberge)
- Irena R. Makaryk/Kathryn Prince (eds.), *Shakespeare and Canada: Remembrance of Ourselves*, Ottawa: University of Ottawa Press, 2017 (Maria Löschnigg)

Tony Tremblay (ed.), *New Brunswick at the Crossroads: Literary Ferment and Social Change in the East*, Waterloo: Wilfrid Laurier University Press, 2017 (Kirsten Sandrock)

Libe García Zaranz, *TransCanadian Feminist Fictions: New Cross-Border Ethics*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (Lena Schneider)

Marlene Goldman, *Forgotten: Narratives of Age-Related Dementia and Alzheimer's Disease in Canada*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (Julia Velten)

Peter H. Russell, *Canada's Odyssey. A Country Based On Incomplete Conquests*, Toronto: University of Toronto Press, 2017 (viii u. 535 S.; ISBN 978-1-4875-0204-1; CAD 39,95)

(1) Ursprünglich ist mit der Odyssee jene zehn Jahre dauernde abenteuerliche Reise gemeint, die Odysseus mit Ende des Trojanischen Krieges von den Trümmern Trojas zurück in seine griechische Heimat, nach Ithaka, führte. Was aber hat diese Odyssee mit dem frühneuzeitlichen Kanada zu tun? Nun, Peter H. Russell hat seinerseits auf ein halbes Jahrhundert akademischer Forschung insbesondere über die kanadische Universalgeschichte zurückblicken können; er hatte sich schon früher zu solchen Generalangriffen zu Wort gemeldet. (Als nur ein weiteres Beispiel mag hier sein vielbeachtetes Buch *Constitutional Odyssey. Can Canadians Become a Sovereign People?*, 3. Auflage, Toronto 2004 genügen.)

(2) Dabei lässt sich m.E. eine Universalgeschichte Kanadas auf sehr verschiedene Weise schreiben; d.h., dem derzeitigen Kenntnisstand zufolge lassen sich insgesamt, in aller gelehrter Kürze, elf Leitfragen voneinander unterscheiden: (a) Zuerst zu nennen ist der Gegensatz zwischen Natur und Zivilisation; die Entdeckungsgeschichte Kanadas; die überreichlichen natürlichen Ressourcen, ihre Nutzung und Nutzbarmachung; die Folgen für Wirtschaft und Gesellschaft; die permanente Auseinandersetzung mit den geographischen und klimatischen Bedingungen; (b) Die Geschichte Kanadas als transnationale Geschichte: die sukzessi-

ve Besiedlung des heutigen Territoriums 'Kanada' und die Bevölkerungsentwicklung; die Entdeckungs- und Besiedlungsgeschichte; (c) Die Geschichte Kanadas als transkulturelle Geschichte: das wechselhafte Verhältnis von Ureinwohnern („Indianer“, Mestizen – sogenannte *Métis* – sowie Inuit) einerseits und den „Entdeckern“, d.h. Kolonisatoren bzw. Einwanderern andererseits; (d) Die sukzessive Herausbildung staatlicher Unabhängigkeit (in der triassischen Abfolge Kolonie – Dominion – Unabhängigkeit): der Weg von kolonialer Abhängigkeit zur Selbstständigkeit; die Entwicklung des kanadischen Verfassungs- und Regierungssystems; das Verhältnis von Bund, zehn Provinzen und von zwei, später dann drei Territorien zueinander; die Frage der Nationalbildung; (e) Der Antagonismus zwischen französischer bzw. französischsprachiger Kultur einerseits und englischer bzw. englischsprachiger Kultur andererseits; Bilingualität und Sprachenproblematik; der Sonderfall Quebec: die Nationsfrage; (f) Das Verhältnis von Zentren und Provinz („Provinz“ hier im Sinne des alltagssprachlichen Gebrauchs mit deutlich abwertender Konnotation als kulturell rückständige Gegend); das prekäre Verhältnis von Provinzen, die zunehmend divergierende Partikularinteressen durchzusetzen versuchen, und der Bundesregierung; (g) Die kanadische Gesellschaftsgeschichte und ihre Prägung durch Antagonismen (einflussreich – einflussarm; mächtig – ohnmächtig; reich – arm; gebildet – ungebildet; alt – jung; männlich – weiblich) und ethnische Zugehörigkeiten und Zuweisungen; (h) Proble-

me, die aus der Spezifik Kanadas als Einwanderungsland resultieren; die verschiedenen ethnischen Gruppen (ethnischer Multikulturalismus); (i) Das Verhältnis zu bzw. die Abhängigkeit von Europa, insbesondere von Großbritannien; (j) Das komplexe (wirtschaftliche, politische, kulturelle) Verhältnis zum südlichen Nachbar, den USA; (k) Die Stellung Kanadas in der Weltgesellschaft; die Spezifika der kanadischen Außenpolitik und Diplomatie.

(3) Russell deckt nur einen Teil der oben in (2) entworfenen Fragestellung(en) ab: Sein vornehmliches Interesse gilt der Frage, wie die verschiedenen Bevölkerungsgruppen trotz ihrer Verschiedenheit einigermaßen friedlich zusammen leben könnten (und müssten). *Historia Magistra vitae*.

(4) Hell leuchtend und zugleich deutlich lebendig ist Russells *Canada's Odyssey*; nun doch beides: eine Freude zu lesen und doch eine provozierende Beschreibung eines Landes, das bislang eher unabgeschlossen war und das wohl auch als solches weiterhin gelten kann. Der Ton des Buches ist eher freundlich, jedenfalls ohne Allüren: Die 50 Jahre seines akademischen Schaffens sind für Russell nicht ohne Folgen geblieben; er schreibt(,) abgeklärt(,) für ein aufgeklärtes Publikum. Der Autor widmet sich in seinen sechzehn Kapiteln den drei kanadischen Bevölkerungsgruppen (*Aboriginal Canada*, *French Canada* und *English Canada*) und ihrer Wechselbeziehung und Entwicklung – er folgt also eher einem „thematischen“ Leitfaden. Die Mehrzahl der Kapitel behandelt vornehmlich die jüngere und jüngste Gegenwart.

Die 15 Kapitel sind sechs Überkapiteln („parts“) zugeordnet, denen eine Einleitung vorangestellt ist. Die sechs Überkapitel folgen dem Geschichtsverlauf oder genauer gesagt: Sie beschreiben die Zäsuren der kanadischen Geschichte (zu *Native Peoples* siehe Kapitel 3, 5, 8, 12 sowie m.E. Kapitel 7; zu *The Provincialization of French Canada* siehe 2, 6, 9, 11 sowie m.E. Kapitel 7; zu *English Canada Gets a Dominion* siehe Kapitel 4, 7, 10, 13). Vom zweiten bis zum dreizehnten Kapitel werden jeweils die Brenn-

bzw. die Wendepunkte der kanadischen Geschichte behandelt: etwa die Gründung der Konföderation (Teil 3 / Kap. 7) oder *part 4* mit 3 Kapiteln (8. *The Colonization of Indigenous Canada*; 9. *The Provincialization of French Canada*; 10. *The Nationalization of English Canada*).

Im Schlussabschnitt seiner Einleitung fasste Russell die Quintessenz seines Buches zusammen: „Indeed, what we have learned at this point in our odyssey is that it is unwise to jump to conclusions – either constitutional conclusions or conclusions about one another.“ (19) Schließlich endet sein Buch mit folgenden Worten: „All of the ingredients of the civic culture that I have identified have to do with white constitutional developments, institutions, and government. What might be more fundamental in forming a bond of unity among French, Aboriginal, and English-speaking Canadians in the physical beauty and grandeur of the northern country we share and treasure. That is in our songs and in our souls, and more than anything else makes us a people.“ (454).

(5) Es bleiben komplexe Antworten auf die oben unter (2) gestellten Fragen zu erwarten.

Horst Walter Blanke

Marc-André Ethier/Vincent Boutonnet/Stéphanie Demers/David Lefrançois, unter Mitarbeit von Frédéric Yelle und Cathérine Dery, *Quels sens pour l'histoire? Analyse et critique du nouveau programme d'histoire du Québec et du Canada*, Saint-Joseph-du-Lac (QC): M Éditeur, 2017 (112 S.; ISBN 978-2-924327-62-3; CAD 14,94; PDF CAD 11,99)

Gewiss, eine offizielle Geschichtsschreibung kann es in unseren dem Pluralismus verpflichteten Demokratien nicht mehr geben. Aber an staatlichen Lehrplänen für den Geschichtsunterricht an öffentlichen

Schulen führt kein Weg vorbei und so wird das dort zu vermittelnde Geschichtsbild immer wieder zum Politikum, nicht nur, aber besonders in einer Gesellschaft, deren Identität so stark auf eine gemeinsame Geschichte gegründet ist wie Québec. Runde zehn Jahre währte hier ein erbittert geführter Streit um eine Reform, die seit 2006 den Unterricht im Bereich Geschichte Kanadas und Québecks in den Klassen 3 und 4 der Sekundarstufe (in Deutschland entsprechend 9./10. Jahrgangsstufe) unter die Bezeichnung „Geschichte und staatsbürgerliche Erziehung“ stellte. Die besonders umstrittene Aufteilung in einen chronologischen Durchgang durch die Geschichte in Stufe 3 und eine anschließende Betrachtung der Geschichte in Stufe 4 aus vier thematischen Perspektiven (Demographie, Wirtschaft, Kultur und Politik) wurde, als Ergebnis dieser Debatte, nun in einer „Reform der Reform“ zurückgenommen. Seit dem Schuljahresbeginn 2016-17 wird wieder klassisch chronologisch vorgegangen.

Aber ansonsten änderten sich die Inhalte und Ziele nur graduell, wie die Autoren des vorliegenden Bändchens feststellen, und bleiben sogar deutlich hinter den Empfehlungen einer vom Erziehungsministerium eingesetzten Expertengruppe zurück (Rapport Beauchemin/Fahmy-Eid, Ministère de l'Éducation, du Loisir et du Sport 2013), so das Fazit von Boutonnet, für den die „Reform der Reform“ ein „erheblicher Rückschritt“ ist. Er beklagt, dass nun mehr Wert auf die Vermittlung von Faktenwissen gelegt wird (eine „Einkaufsliste“ von 465 Elementen) und dass das Ziel der Kompetenzorientierung zwar nicht aufgegeben, jedoch noch weniger als zuvor eingelöst werde und daher ein frommer Wunsch bleibe.

Erst an den neuen Schulbüchern, die den Autoren des Bändchens noch nicht komplett vorlagen, wird zu ermessen sein, ob im Detail die Forderungen insbesondere der Indigenen nach einer inhaltlichen Reform des Geschichtsunterrichts berücksichtigt wurden – die Analyse der Lehrpläne ergibt indes, dass hier im Wesentlichen wohl alles beim Alten geblieben ist.

Auch in der jahrelangen Expertendiskussion blieben die Forderungen der Indigenen völlig ungehört. Es ging vielmehr darum, ob Faktenwissen oder Kritikfähigkeit Ziel des Geschichtsunterrichts sein sollen, ob es um Kenntnisse oder um methodische Kompetenzen gehen solle, ob der Stoff vermittelt oder durch die Lernenden als „Nachwuchshistoriker“ in einem kritischen Prozess selbst erworben werden solle. Die Lager der Kontrahenten in Lehrerorganisationen und Fachverbänden standen sich – für europäische Verhältnisse erstaunlich – dabei als „Historiker*innen“ und „Didaktiker*innen“ gegenüber (was sicher auch der Abtrennung der lehrerbildenden von den fachspezifischen Fakultäten an den Universitäten geschuldet ist) und warfen sich gegenseitig Indoctrination vor: Die Verbindung von Geschichte und politischer Bildung instrumentalisierte diese für aktuelle Zwecke, befanden die einen, während die anderen mutmaßten, das Bestehen auf der nationalen Erzählung und ihre Untermauerung durch als erwiesen ausgegebene Tatbestände solle die Jugendlichen zu Souveränen erziehen.

In der Öffentlichkeit überwog der politische Schlagabtausch. Ohne das notwendige Faktenwissen verkomme der Geschichtsunterricht zu einem „Laberfach“, hörte man von den einen, die in ihrer eigenen Schulzeit mit Daten und großen Namen traktiert wurden und nun die Ignoranz der Jugend beklagten. Das nationale Erbe Québecks würde der Beliebigkeit überlassen und die Herausbildung einer nationalen Zugehörigkeit untergraben. Die anderen konterten, es komme nicht auf Quiz-Wissen an, und die Befürworter einer Unabhängigkeit Québecks wollten über den Hebel des Geschichtsunterrichts zur Revanche für das 1995 knapp verlorene Referendum ansetzen.

Die Ausführungen von Frédéric Yelle und Catherine Déry sind geeignet, mithilfe einiger grundsätzlicher Klarstellungen zum Geschichtsbegriff und den grundlegenden Methoden der Geschichtswissenschaft (Periodisierung, Vergleich, Begriffsbildung,

Kausalitätsketten) die Debatte in Québec zu versachlichen und u.a. deutlich zu machen, wie komplex die Methoden der Geschichtswissenschaft sind, dass man sehr wohl Wahrheiten zu erkennen vermag, auch wenn diese notwendig partiell und vorläufig sind, und dass auch schon Schüler*innen in der Lage sind, quellenkritisch zu arbeiten, wenn man sie dazu anleitet.

Für den europäischen Leser noch ergiebiger für das Verständnis der Québécker Diskussion ist die Darstellung der vorangegangenen Lehrpläne durch Marc-André Éthier und David Lefrançois. Die 1960er Jahre markierten im Zuge der „Stille Revolution“ einen radikalen Bruch mit einem klerikal-frankokanadischen Geschichtsbild. Mit der Demokratisierung des Bildungswesens ging das Leitbild des mündigen, kritikfähigen Bürgers einher, das in den 1980er Jahren aufgenommen und mit der Einführung von mehr Pluralität in den Geschichtsunterricht, den Einbezug von Wirtschafts- und Sozialgeschichte und die Abkehr von rein passiver Vermittlung verbunden wurde. Im neuen Jahrtausend setzte sich dann der Kompetenzbegriff als Bildungsmaxime in allen Fächern durch, wobei das Paradox, dass Kritikfähigkeit gefordert, aber im wesentlichen Faktenwissen abgeprüft wird, auch in den gerade verabschiedeten Lehrplänen nicht gelöst wird. Hier, so scheint mir, liegt überhaupt und nicht erst seit heute eines der Haupthindernisse einer Durchsetzung von Kritikfähigkeit und tiefem Verständnis geschichtlicher Zusammenhänge: Quiz-Wissen ist sehr viel leichter abzuprüfen und der Lernerfolg daran zu messen. Auf diese Schwierigkeit müssten m.E. die Verfechter der Kompetenzorientierung noch schlüssigere und praxisnahe Lösungen vorschlagen.

Im Übrigen, so stellen Éthier und Lefrançois fest, oszilliere der neue Lehrplan zwischen Ansätzen der Vermittlung wissenschaftlicher Methodik und einer identitätsstiftenden nationalen Erzählung. In die gleiche Richtung geht der Beitrag von Stéphanie Demers, mit Seitenblicken auf ähnliche Diskussionen um das Geschichts-

bild in den USA, Frankreich, Belgien und Großbritannien. Insgesamt vermissen die Autoren des Bändchens in den neuen Lehrplänen mehr Pluralität und mehr wissenschaftliche Neugier im Geschichtsunterricht Québecs. Der Geschichtsunterricht dürfe keinesfalls in den Dienst einer noch so hehren Absicht gestellt werden. Schließlich, so halten Lefrançois und Éthier in ihrem Schlussplädoyer fest, könnten gerade Anleitung zu Kritikfähigkeit und Ermutigung zu eigenem Denken Schüler*innen zu Anwälten der zu kurz Gekommenen machen und, wer weiß, zu Verfechter*innen der Québécker Sache. Dann aber aufgrund selbst gezogener Schlussfolgerungen.

Helga Bories-Sawala

Dylan Robinson/Keavy Martin (eds.), *Arts of Engagement. Taking Aesthetic Action In and Beyond the Truth and Reconciliation Commission of Canada*, Waterloo: Wilfrid Laurier University Press, 2016 (376 pp.; ISBN 978-1-77112-169-9; CAD 31.99)

This volume gathers 14 genuine and very individual articles composed by 18 different authors on the Canadian Truth and Reconciliation Commission (TRC) on Indian Residential Schools (IRS) from a particular view: How was this process dealt with through artistic expressions by survivors and their children? The authors combine themselves various perspectives on the issue, since nine are female and nine are male, eleven are linked to Faculties, six contribute from an artist's perspective, eight name their Indigenous descent, and nine identify themselves explicitly as "settler scholars" thus placing themselves right from the start in the dynamics of an outsider/insider perception of the subject. The shared statement of all the contributions consists in unfolding how apparently peripheral aesthetic actions (composed by artistic expressions, cultural practices, discourses, and languages) translate and complement in fact central aspects

of this entire process: From whose perspective is the issue dealt with? To whom is the healing directed? How can individual perceptions, views, memories, emotions, pains, traumas be dealt with without baring the survivors? Who defines "proper witnessing" since Indigenous and settler ways follow different protocols on this issue? To what extend did the fact that artistic and non-verbal ways of expressing IRS experiences by the survivors were not fully integrated in the hearings but rather considered as fringe events biased the TRC from the start? Does the TRC in fact divert the attention from the actual ramifications of colonialism in contemporary Canada?

The aim of this volume is to unfold how culturally shaped ways of communication and perceptions lead to misunderstandings: Through their particular analyses, all the authors are seeking ways to bridge existing trenches by presenting their interpretations of the existing contrasting perspectives and miscommunications. The question is not to define which way is more or less efficient, but to provide understanding of the structural differences between these ways of proceeding. Hence, the authors emphasize on the fact that the mere conception, structure, and implementation of the TRC reflect and perpetuate the system it was originally aimed to uncover – not least because it was mostly held in the languages and mind frames of the colonisers. The mere use of the terms *reconciliation* and *redress* imply semantic connotations that do not exist as such in the Indigenous languages. As the editors Dylan Robinson and Keavy Martin summarize it in their introduction to the volume "*The Body Is a Resonant Chamber*": According to the authors, this drawback can only be solved by integrating the multifaceted interactive Indigenous approaches – including aesthetic actions – into the process and thus widening its normative European approach.

David Garneau discusses in chapter 1 ("*Imaginary Spaces of Conciliation and Reconciliation: Art, Curation, and Healing*") the effects of spoken and chosen words on

the testimonies by survivors during the TRC and how these words rather contribute to confuse and complicate the issues than to solve them. As a starting point for his argument he introduces his own oil painting *Aboriginal Curatorial Collective Meeting* (2011), "[a] canvas [...] composed like a comic book page [without any] people or scenes [nor following] a conventional narrative sequence. [The panels] are [...] populated only by empty speech bubbles and the coloured spaces between them. The bubbles have varying flesh tones and are meant to stand in for specific Indigenous persons. [...] The painting is a mnemonic device. It reminds me of the relationships, exchanges, and affect of a moment. Most importantly, it allows me to show what happened without giving anything away" (21). He thus sets very clearly the frame of the book's theme for the reader.

In chapter 2 ("Intergenerational Sense, Intergenerational Responsibility") Dylan Robinson elaborates a "Sensory History of Residential Schools" (47). Through a very fine analysis of testimonies he maps out the sensory memory and interactions (often expressed by absences and silences) of survivors and children of survivors, and their intergenerational effects. Amongst other aspects, he points out that refusing to give testimony should not be considered as a denial of the process, but as "a refusal to self-identify as a victim" (55).

Chapter 3 ("This is what happens when we perform the memory of the land") by Peter Morin presents his performance on April 27-28, 2013 (TRC Montreal). He first introduces his particular "performance-as-research methodology": "As a performance artist and researcher, I experience and document the spoken language of the [IRS] survivors inside my body. This documentation also considers the experience of physical space within the [TRC] gatherings in relation to my experience as a cultural practitioner" (67). Through a very appealing combination of performance transcription and analytical discussion the article deals with the various levels of spaces and how

they are experienced within and around the performance.

In their essay "Witnessing In Camera: Photographic Reflections on Truth and Reconciliation" (chapter 4) the late Naomi Angel and Pauline Wakeham "contribute to the critical disruption of ingrained ways of (not) seeing colonialism in Canada through an analysis of the multiple layers of mediation that shape the photographic archive of [IRS] in the current moment of "truth and reconciliation." (96) Their excellent analysis is established in three layers: (1) the photographs produced by the TRC as documents; (2) the reactions and interventions of the survivors to the exposed pictures that generally opened perspectives not foreseen by the organisers of the exhibitions; and (3) their own lenses as settler scholars.

In chapter 5 "Aboriginal Principles of Witnessing' and the Truth and Reconciliation Commission of Canada" David Gaertner focuses on a central question in the whole TRC process: After elaborating on the conceptual differences between European settler and Aboriginal processes of witnessing, he critiques the definition of "Aboriginal principle of witnessing" as it is used by the TRC, since this definition is based on that of a specific regional tradition (Coast Salish) and does not apply to all Indigenous traditions across Canada. Throughout the article, he debates the question whether the survivors were not asked to rather "bare witness" than to "bear witness" (as they could only mention the facts, not name the perpetrators), as well as the consequences of this way of proceeding (focusing ultimately on the financial aspect of compensation) and thus appearing as "a means for the government to distract from the larger issues of colonialism that continue to pervade in Canada" (142).

Jill Scott and Alana Fletcher's contribution "Polishing the Chain: Haudenosaunee Peacebuilding and Nation-Specific Frameworks of Redress" (chapter 6) sets the focus on the (im-)possible direct translation of the terms "reconciliation" and "apology" into Indigenous languages and protocols where

conversation and consultation at various community levels prevail as peacebuilding procedures. Through examples from the Haudenosaunee, Nuu-chah-nulth, and Mi'kmaq languages they produce an excellent analysis of the linguistic aspects of the TRC. One of their core arguments is the fact that Indigenous language syntaxes are rather action (verb)-based than noun-based, where peacebuilding is considered as an ongoing process and not as a time-framed procedure.

In chapter 8 "pain, pleasure, shame. Shame': masculine Embodiment, Kinship, and Indigenous Reterritorialization" Sam McKegney addresses a very delicate but central aspect of the IRS system: the physical and mental alienation of the children by stripping them off their traditional (gender) roles as siblings caring for one another (boys and girls being consequently separated), by systematically shaming the children through ridiculing and punishing them publicly, and through multilayered sexual abuses. The author defines these practices as "a key weapon within the dispossessive arsenal of Canadian colonial policy, which seeks to deterritorialize Indigenous nations and corrode Indigenous sovereignties by compromising embodied connections to place and to kin. [...] In much the same way that the body becomes instrumentalized as a tool of alienated agentive subject (body ≠ self), so the land becomes coercively alienated as an exploitable resource" (125). Through the analysis of various aesthetic actions he uncovers the fundamental impact these experiences had on the self-definition of Indigenous men.

Chapter 11 ("Resisting Containment: The Long Reach of Song at the Truth and Reconciliation Commission of Indian Residential Schools") by Beverley Diamond, and chapter 12 ("Song Participation, and Intimacy at Truth and Reconciliation Gatherings") by Byron Dueck introduce a further perspective on the TRC that is often enough ignored because being habitually considered "merely" as an inherent feature of Indigenous ceremonial protocol and not as

a carrier of testimony itself: song. Through a keen analysis of sound trajectories that combine traditional and contemporary musical elements, Native and settler languages, and unexpected changes in style and pattern, B. Diamond defines song as a safe-place that allows access to further dimensions of dealing with IRS experiences. B. Dueck's contribution is a very good example of a settler perspective on Indigenous musical performance which he considers as "participatory music" (linked to its context) as opposed to "presentational music" focused on "[...] the quality of the music and of the performance [...]" (278-279), a dichotomous distinction of performance aspects that is – as shown by the other contributions of this volume – foreign to Indigenous understanding of the matter.

The only contribution on the implication of plastic art in the TRC is given by Elizabeth Kalbfleisch in chapter 13 ("Gesture of Reconciliation: The TRC Medicine Box as Communicative Thing"). The *Medicine Box*, carved by Coast Salish artist Luke Marston accompanied the TRC throughout the whole period and "[...] has become a visual symbol of the TRC's work" (299) since it gathered multifold material testimonies throughout its journey and remains an "active repository for future offerings" (296) now that it is deposited in the TRC archives. The author provides a detailed analysis of the symbolism and the central role of this box as "mnemonic device" (298).

The volume is completed by four dynamic dialogues with Indigenous artists that deal with IRS in their creations. These chapters give very personal views of the shared IRS history and impacts, each artist drawing her/his own interpretation and consequences of that experience. Yet they all insist on the dimension of giving a voice to the silence while respecting it, and of considering reconciliation as an active, ongoing process that is far from being completed. The interviewed artists are Lisa C. Ravensbergen (Ojibwe/Swampy Cree and English/Irish, interdisciplinary theatre artist), Armand Garnet Ruffo (Ojibwe, writer), Georgi-

na Lightning (Cree, film director, screenwriter and actor), and Bracken Hanuse Corlett (Wuikinuxv, Klahoose and Gwa'sala-'Nakwaxda'xw Nations, interdisciplinary multimedia artist).

I strongly recommend this exceptional compilation of very eclectic approaches of the TRC and on IRS history since it combines multi-faceted perspectives, and simultaneously conveys a shared statement of conceiving the TRC as a starting process that merely made obvious all the work that has still to be done in order to achieve something like reconciliation in a mutually respected way. Or as Bracken Hanuse Corlett phrases it: "It is hard to reconcile when one side is still exerting control over you" (312).

Nina Reuther

Kim Anderson/Maria Campbell/Christi Belcourt (Hg.), *Keetsahnak: Our Missing and Murdered Indigenous Sisters*, Edmonton: The University of Alberta Press, 2018 (400 S.; ISBN 978-1-77212-367-8; CAD 29,95)

Keetsahnak heißt auf Cree, d. h. in der Muttersprache der Herausgeberinnen, „unsere Schwestern“. Es geht um 600 verschwundene indigene Frauen, Mädchen und Two-Spirit-Personen, um die Erinnerung an sie und um ein Ende der grauenerregenden Kontinuität von Gewalt aller Art gegen jene, die von Teilen der eurokanadischen Maskulinität als verfügbar angesehen wurden und werden.

Auf dem Buchcover ist eine Perlenstickerei auf Rentierfell abgebildet – es geht hier auch um traditionelle Perlenstickerei. Als 2013 wieder einmal eine indigene Frau unauffindbar war, hatte die Künstlerin Christi Belcourt, Michif, die Idee, dazu aufzurufen, all dieser Verschwundenen in der Form zu gedenken, dass „vamps“ – perlenbestickte Oberteile von Mokassins – gestaltet und eingeschickt werden sollten. Das war nicht als Kunstprojekt geplant – es wurde tatsächlich eine eindrucksvolle Ge-

denkinstallation mit dem Namen *Walking With Our Sisters* (WWOS), die im Rahmen von Gedenkfeiern an vielen Orten Kanadas gezeigt wurde, begonnen in Edmonton 2013 und weitergeführt bis Ende 2018. Als Begleitmaterial entstand das hier zu besprechende Buch.

Das Buch ist in vier Abschnitte unterteilt, beginnend mit „All Our Relations“. Das Konzept ist inklusiv: Es geht um „missing and murdered Indigenous women, girls, and two-spirit peoples“, abgekürzt MMIWG2S. Das erste Kapitel wurde von Frauen aus der *Downtown Eastside Power of Women*-Gruppe in Vancouver verfasst, einem Stadtteil, der von den Autorinnen als „die ärmste kanadische Postleitzahl außerhalb der Reservate“ und als „Epizentrum der kolonialen geschlechtsspezifischen Gewalt von vermissten und ermordeten indigenen Frauen und Mädchen“ beschrieben wird. Frauen aus Vancouvers *Downtown Eastside* unterstützten schon länger die Kapagne MMIWG2. Es sind Erfahrungsberichte, die einem die Tränen in die Augen treiben.

Im Kapitel „Honouring Women“ beschreibt Beverly Jacobs die Geschichte ihrer Arbeit als Aktivistin und Anwältin von MMIWG2S. Ihr Bericht stellt einige Familien vor und gibt Einblick auch in den Bericht von Amnesty International, *Stolen Sisters* (London 2004), der zur gleichnamigen Kampagne der *Native Women's Association of Canada* nwac führte. Das Kapitel „Sacred Sisters and Sacred Circles“ von Sandra Lamouche konzentriert sich auf die unmittelbaren familiären Beziehungen, mit einem Essay über ihre Erfahrungen mit vermissten und ermordeten Frauen aus mehreren Generationen und die völlig unzureichenden Reaktionen der Polizei. Die Geschichte einer Nuu-chah-nulth-Frau, die 1992 aus Vancouvers *Downtown Eastside* verschwand, wird von ihrer Tochter erzählt, damit die Stimmen von Familienmitgliedern nicht immer ungehört bleiben.

Im zweiten Abschnitt des Buches wird „The Violence of History“ untersucht. Die Cree-Akademikerin Robyn Bourgeois, die ihre Dissertation über MMIWG2S geschrieben

hat, analysiert die geschichtliche und soziologische Entwicklung. Michelle Good erzählt von den alltäglichen rassistischen Erfahrungen ihrer Eltern, als ihr weißer Vater ihre Cree-Mutter im Jahr 1949 heiratete, und der feindseligen Reaktion ihrer Großmutter, die sich aus der Stereotypisierung indigener Frauen des 19. Jahrhunderts speiste. Kelsey Leonard geht auf sexuelle Gewalt und den Rechtsstatus der Algonquin-Frauen auf Long Island ein, deren Rechts- und Gesellschaftssystem von der englischen Kolonialmacht zerstört wurde – aus einem ausbalancierten Verhältnis von Frauen und Männern wurde die Entrechtung der Frauen, die z.B. keine Verträge über die Landnutzung mehr abschließen durften. Maya Ode'amik Chacaby berichtet, wie sie selber zu einer vermissten jungen Indigenen wurde: Mit dreizehn Jahren verließ sie die unerträgliche Situation in ihrer Familie und musste feststellen, dass gar nicht nach ihr gesucht wurde. Sie wehrte sich jahrelang gegen alle staatlichen Interventionen und Angebote zur Rehabilitierung. Was sie sehr eloquent einfordert, ist die Möglichkeit, als Anishinaabe zu leben.

Der dritte Abschnitt, „Challenges“, beschäftigt sich mit dem häufig unausgesprochenen Thema Gewalt innerhalb indigener Gemeinschaften, verbunden mit der in den vorangegangenen Abschnitten besprochenen Geschichte von Kolonialismus und Gewalt. Helen Knott schreibt über sexuelle Gewalt und das Schweigen darüber in ihrer Heimatgemeinde Fort St. John in British Columbia. Ihre nachvollziehbare These ist, dass ein Großteil dieser Misshandlungen mit der Vergewaltigung des Landes durch die Erdölindustrie zusammenhängt.

Ein weiterer Bereich der Gewalt sowohl von innerhalb als auch außerhalb der Gemeinden betrifft „two-spirit persons“ und Transpersonen. Alex Wilson beginnt mit der Feststellung, dass fünf ihrer Freunde aus diesem Personenkreis in den letzten Jahren ermordet wurden. Sie hebt hervor, dass sie zum einen häufiger als andere Opfer von Gewalt werden und zum andern weniger Unterstützung erhalten, zumal Patriarchat

und Homophobie in eine angebliche Tradition eingeflochten werden.

Robert Innes und Kim Anderson thematisieren Fragen zu indigenen Männern als Gewalttätern. Sie betonen, dass koloniale und soziale Determinanten im Mittelpunkt dieser Diskussionen stehen müssen, und zitieren Beispiele dafür, dass indigene Männer Initiativen ergreifen, um die Gewalt gegen indigene Frauen zu beenden. Waaseyaa'sin Christine Sy fragt, wie frauenfeindliche Versionen „traditioneller“ Geschichten dazu beitragen, Gewalt gegen indigene Frauen zu normalisieren, sie nennt als Beispiel die Anishinaabeg-Geschichte der Wenonah. Leanne Betasamosake Simpson argumentiert gegen die Dichotomie der zwei Geschlechter und schildert die Bestätigung, die sie erfuhr, als sie eine weibliche Version der Anshinaabek-Schöpfungsgeschichte hörte.

Der vierte Abschnitt des Buches heißt „Action, Always“ und geht auf die lange Geschichte des Aktivismus zur Verteidigung indigener Frauen ein. Darlene Okemaysim-Sicotte, Susan Gingell und Rita Bouvier stellen ein Modell für Basisaktivist_innen vor und berichten, wie die Familie von Daleen Bosse, einer Studentin und Mutter, die 2004 in Saskatoon vermisst und später ermordet aufgefunden wurde, finanziell, emotional und öffentlich unterstützt werden konnte.

Pahan Pte San Win schreibt über ihre Arbeit mit missbrauchten Frauen und über ihre Erfahrungen als Älteste in einem Männergefängnis, wo sie auf die traumatisierten Söhne der Frauen traf, mit denen sie gearbeitet hatte. Sie vertritt einen „dreipoligen Ansatz“, der die Heilung der Täter, die Heilung der Frauen und die Bekämpfung der Mainstream-Stereotypen umfasst, mit denen die Gewalt angeheizt wird. Das abschließende Kapitel führt zum Anfang des Buches zurück und beschreibt die Aktivitäten von *Walking With Our Sisters*. Laura Harjo, Jenell Navarro und Kimberly Robertson zeigen, wie dieses Projekt das Gemeinschaftsgefühl durch traditionelles Perlenstickerei gestärkt hat, ein kultu-

relles Erbe, das die Siedler nicht beseitigen konnten.

Im Epilog wird ein zweitägiges Treffen mit Mitgliedern des WWO-S-Kollektivs im Januar 2016 geschildert, bei dem Erfahrungen ausgetauscht wurden.

Den Herausgeberinnen ist der Spagat zwischen erschütternden Schicksalsberichten und wissenschaftlicher Analyse eindrucksvoll gelungen. Zahlreiche Literaturhinweise sowie ein sehr umfangreiches Stichwortverzeichnis machen das Buch zu einem wichtigen Standardwerk. Es gehört nicht nur in Kanada-Sammlungen, sondern sollte ebenso in den internationalen Diskursen über Genderfragen seinen Platz finden. Gerade in Ländern wie Deutschland, in denen neuerdings von interessierter Seite behauptet wird, sexuelle Gewalt werde durch Zuwanderer von außerhalb Europas verstärkt, bringt es einen wichtigen Perspektivwechsel, indem es die koloniale Sichtweise erkennbar macht und bekämpft.

Michael Friedrichs

Melissa Tanti/Jeremy Haynes/Daniel Coleman/Lorraine York (eds.), *Beyond "Understanding Canada": Transnational Perspectives on Canadian Literature*, Edmonton: University of Alberta Press, 2017 (368 pp.; ISBN 978-1-77212-269-5; CAD 49.95)

As most Canadianists abroad know, „Understanding Canada“ was the name of an international program promoting Canadian Studies and Canadian literature under this heading internationally since the 1970s through resources (monetary and other) allotted to the purpose of putting Canada on the cultural map of the globe. It supported international study of Canadian cultural production, also financing translations, and constituted a relatively small investment compared to its indirect revenues – from book sales to tourism – yet was eliminated by Canada's neoliberal government in 2012. Rather than simply bemoan-

ing that regrettable fact, this collection of essays sets out to inquire into its implications for the representation of CanLit inside and outside Canada and to go beyond the framework of the program, seeing its ending also as a chance to develop scholarly perspectives on Canadian literature and culture less tied to national and official frameworks. The book project originated in a 2013 conference on "Understanding Canada" at McMaster and presents fourteen contributions by a range of Canadian and non-Canadian scholars.

The collection comprises both individual case studies (e.g. Michael Bucknor on Austin Clarke, Anne Collett on Olive Senior, Vesna Lopičić and Milena Kaličanin on David Albahari, or Ana María Fraile-Marcos on Michael Helm) and general reflections on Canadian literature in the wider world. The essays are organized in five sections: "Contexts, Provocations, and Knowledge Territories", "Roots and Routes", "Mapping Bodies, Place, and Time", "Border Zones", and "Reading Publics", which focusses on Canadian literature and its translation in Eastern European contexts (in this section, a contrastive contribution from a different regional context might have been an interesting addition). The contributions take heed of Indigenous, Afro diasporic, and immigrant literary production, emphasizing that, as the editors put it, "any project of 'understanding Canada' [...] must involve listening to Canada's own stories of historical injustice and facing the concerns of the marginalized that may contradict the master narrative upheld by popular visions of multiculturalism" (xxiii).

The introduction presents a short summary of the contents and briefly situates its transnational perspective, which here refers to the border-crossings of Canadian literature and its institutional and economic conditions. As opposed to "international", the term "emphasizes the porosity and cross-pollination that occur throughout a planetary ecology" (xxv), a porosity that asks us to question the limits of thinking in terms of national literature/culture. Smaro

Kamboureli then opens the volume's first section in a thought-provoking article titled "Beyond Understanding Canada: Belatedness and Canadian Literary Studies", in which she questions the trope of Canada's oft-cited belatedness in terms of its national and literary beginnings, arguing that "this kind of belatedness belongs to the genealogy of imperial and colonial politics whereby a literature exists only insofar as it is recognized within a Eurocentric context" (6). Assessing the "Understanding Canada" program critically, Kamboureli sees its termination "as a kind of temporary or conditional release from the ways in which scholarship can be managed" (17) that is closely related to the so-called crisis in area studies. Christl Verduyn's "The Understanding Canada Program and International Canadian Literary Studies", which presents a summary account of the program and its developments and effects, might have been better placed as the very first article, as Kamboureli's critical inquiry can also be read as an interpretive response to Verduyn's factual account. The closing essay in this section, Elisabeth Yeoman's "Indigenous Writing in Indigenous Languages: Reconfiguring Literary Studies and Beyond" is somewhat out of line with its predecessors, written in a much more oral style and unfortunately devoting only about one-half of the pages to her topic proper.

In Section 2, "Roots and Routes", Bucknor's "Canada in Black Transnational Studies: Austin Clarke, Affective Affiliations, and the Cross-Border Poetics of Caribbean Canadian Writing" uses affect theory innovatively, also drawing on Paul Gilroy, "diasporic intimacy", to analyze Austin Clarke's letter-writing; Pilar Cuder-Domínguez's "Canada and the Black Atlantic: Epistemologies, Frameworks, Texts" is a lucid exploration of Afro diasporic interactions between roots and routes, drawing on Wayde Compton's notion of an "assertive Afroperipheralism" as a counter-model to Afrocentrism that she also detects, in the second half of her article, in Esi Edugyan's first novel *The Second Life of Samuel Tyne*.

Section 3 is somewhat less focused: it moves beyond literature, presenting case studies on Emily Carr and modernism at the margins (Katalin Kurtösi) and on how exhausted landscapes are portrayed in contemporary Canadian photographic work (Claire Omhovère), but returns to writing with an excellent discussion by Belén Martín Lucas of queer speculative fiction (e.g. Larissa Lai) and posthuman affect. While section 4, "Border Zones", implies border studies approaches, the essays on Albahari and Helm instead focus on immigrant writing as dialogical space and the politics of affect, respectively. "Reading Publics" concludes the volume with case studies on the translation of CanLit under Communist totalitarian regimes (Lucia Otrísalová) and of Laurence, Atwood, and Munro in Eastern Europe (Cristina Ivanovici) as well as on Canadian Studies in the Czech Republic (Don Sparling).

Despite the minor inconsistencies mentioned, I can only recommend this collection to anyone interested in Canadian literature and culture. *Beyond "Understanding Canada"*, paradoxically, fosters our understanding especially of the "before" and "after" of the Program and its implications for Canadian literature and Canadian studies beyond national borders. It presents fresh insights and new approaches to exploring CanLit and contains helpful bibliographies as well as an index, which makes the book reader-friendly and informative overall.

Alexandra Ganser

Cecilia Morgan, *Travellers through Empire: Indigenous Voyages from Early Canada*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (345 pp.; ISBN 978-0-7735-5134-3; hb. CAD 39.95)

Cecilia Morgan's *Travellers through Empire* is an eye-opening historical study of Indigenous people who travelled across the Atlantic in the eighteenth and nineteenth

centuries, visiting Great Britain as well as far-away corners of the Empire such as India and Australia. They travelled for various reasons, mostly connected to articulating the plight of First Nations under colonialism, to Protestant missionary activities, and as exotic spectacles. Morgan takes a biographical approach, following a number of distinct individuals and their journeys in each chapter. By focusing on the mobility of Indigenous people from early Canada, she examines "people crossing borders and breaching boundaries, those that all too often were set up to effect their dispossession" (xvii), histories that "make us pause when Western societies seek to deny mobility to others or value it only when it benefits nation-states and the interest of capital" (xvii). Aboriginal mobilities, Morgan suggests, demonstrate a sense of agency in reaction to settler colonialism, which aimed at restricting Indigenous mobility geographically, culturally, and socio-politically. The study examines men, women, and children – mostly of Haudenosaunee, Anishinaabeg, and Cree descent – on the move and investigates the transcultural negotiation of masculinities and femininities as well as emotional ties and affective communities ("the traffic of emotion", following Jan Plamper, 17), as central categories of analysis. Yet and importantly so, the study does not highlight mobility at the expense of the simultaneous immobilization of Indigenous Canadians or certain groups among them under settler colonialism, but instead sets them into historical relation (the gender divide is notable, though Indigenous and mixed-race young women were also sent to Britain "to receive an education in manners" and respectable femininity, 149).

After an introduction that situates the study within these theoretical contexts, the chapters explore the travels of Scots-Cherokee officer and interpreter John Norton; of Anishinaabeg missionaries who were part of a transatlantic colonial celebrity culture; of religious and political campaigners who went on fundraising missions; of

mixed-race spouses and transoceanic kinship networks; of travellers of the Northern fur trade; and of Ojibway celebrity performers and artists such as the famous E. Pauline Johnson. Each of these chapters, richly illustrated with portraits and other archival material, brings to the fore the "hidden histories" (247) embodied by these Indigenous voyagers, histories that challenge the stereotypically alleged pre-modernity (read: inflexibility) of nineteenth-century first Canadians. While each chapter is certainly successful in meeting that purpose, those that concentrate on only two or three individuals are more so because they allow the reader to stay focused and develop a relationship to rounded-out, complex characters (such as Pauline Johnson's). In other chapters, the proliferation of ever more biographies of Native travellers (as well as non-Native agents in this history, from British in-laws to celebrity managers such as George Catlin) makes it a bit difficult at times to keep these individuals apart and/or to develop a deeper interest in their life stories. Here, the selection criteria of the biographies remain somewhat unclear.

Despite this shortcoming, Morgan's study is a must-read for anyone interested in Indigenous mobilities and modernities, in Christianization, conversion, and mission, and in colonial celebrity culture (see esp. pp. 79-97). Morgan shows how Indigenous "performances of authenticity" (e.g. 71) abroad bore both a sense of hope and of risk. As many Native travellers understood, "they risked objectification as merely one more spectacle of empire, their social and political messages unheard or ignored and their individual histories dismissed" (96); yet they did not shy away from that risk but tackled it in highly complex stagings of themselves and their cultures and in nuanced responses to and critiques of what they were intended to accept as culturally, socially, or politically superior. The photographs and images add to the study's achievements also as a work of recording obscure(d) and forgotten histories, and individuals, subjects of empire that often

remain in the shadows, from children sent away from their homes to Indigenous soldiers at service in the military. In sum, Morgan's book is a remarkable contribution to (post)colonial studies in general, demonstrating that while British North American government sought to "sequester Indigenous people, their presence in Britain suggests the obverse: a history of mingling, meeting, and entanglement" (240) that transforms popular conceptions of colonial relations between Indigenous Canadians and the British Empire.

Alexandra Ganser

Roland Sintos Coloma/Gordon Pon (eds.), *Asian Canadian Studies Reader*, Toronto, Buffalo and London: University of Toronto Press, 2017 (388 pp.; ISBN 978-1-4426-3028-4; CAD 58.95)

Following in the footsteps of the foundation of the Asian Canadian Studies Network in 2013, this book is part of a concerted effort both to establish Asian Canadian Studies in the Canadian academy and to contribute to a greater awareness of Asian Canadian concerns in today's Canadian society. As Gordon Pon, Roland Sintos Coloma, Laura J. Kwak, and Kenneth Huynh point out in the introductory first chapter (Part I) of the volume, Asian Canadians, being the largest racialized minority group in the country, still suffer from systemic and structural discrimination, as, for example, the 2010 *Mclean's* magazine article "Too Asian?" indicates. The introduction gives a succinct overview of Asian Canadian immigration to Canada and highlights in particular moments when the discrimination against and racialization of Asian Canadians became most noticeable: in various incidents of anti-Chinese legislation; the *Komagata Maru* affair; the internment of Japanese Canadians during the Second World War; the immigration system that for a long time favoured individuals from 'developed' countries; and post 9/11 surveillance of potentially suspicious persons, to mention

only a few. Among the groups highlighted in the volume are, apart from Chinese and Japanese Canadians, also South Asians (i.e. people from India, Pakistan, Sri Lanka, and Bangladesh) and, as the fourth largest visible minority group today, individuals from the Philippines. It is the migration experiences of these four groups of people as well as the racism and discrimination they encounter daily that the editors project as the background against which the subsequent twenty contributions to this volume have to be a read.

Furthermore, the introductory chapter explains why Asian Canadian Studies are needed and how this book will contribute to their establishment: in light of the fact that Asian Canadians constitute such a large part of Canadian society, their concerns should be given more attention in university courses and school curricula; at the same time, their continuing neglect undermines Canada's self-image as a multicultural nation and instead reveals an ongoing Eurocentric bias. This 'Reader' is therefore intended to facilitate the spread of Asian Canadian Studies at universities by providing "an overarching analytical and teaching framework through the notion of 'encounters'" (16). This interpretative perspective of encounters is elaborated thematically through the analyses of "meetings between not only Asian Canadians and whites, but also Aboriginal peoples, and other racialized minorities" (17), and is reflected in the book's subdivision into six sections, each of which explores "the sites and moments of connections, collisions, contradictions, and even complicities of Asian Canadians in relation to others" (17).

The subsequent four chapters of Part I on "Encountering Asian Canada" research the interrelations, during the times of settlement and nation formation, between Asians, Indigenous peoples, and white settlers: Sunera Thobani argues that precisely out of these triangulated encounters emerged the notion of the Canadian citizen, with the Aboriginal and non-white groups, however, in the process being dispossessed

or marked as permanent outsiders. While Peter S. Li investigates the racism behind official discourses on multiculturalism and immigration, Sherene H. Razack examines "the constructed triangle of the imperilled Muslim woman, the dangerous Muslim man, and the civilized European" (20) and Richard Fung explores representations of the Asian man in mainstream pornography.

The "Ethnic Encounters" at the centre of Part II concern the discriminating imposition and political abuse of pan-ethnic racial categories such as "Asian" and "Asian Canadian" and individuals' resilience in the light of this treatment. Contributions to this section cover topics like the Japanese Canadian internment experience and its similarity with the racialization of Indigenous peoples (Mona Oikawa); the history of Chinese Canadians' marginalization and their work towards a politics of recognition (Alice Ming Wai Jim); and the difficulties of identity formation of Filipino youth (Geraldine Pratt).

Race, gender, and class as factors leading to discrimination figure prominently in Part III, entitled "Intersectional Encounters": while Himani Bannerji argues for a re-evaluation of the concept of diversity, given its proximity to the nation's dominant ideology of multiculturalism, Roxana Ng analyses her personal experience of being exposed to the intersecting power of racism and sexism, and Yasmin Jiwani investigates post-9/11 representations in the mainstream press of racialized and gendered Muslims, thereby making use of Edward Said's notion of Orientalism.

In the section on "Comparative Encounters" (Part IV), four contributors address the similarities of discrimination experienced by different racialized minorities: Rita Wong explores literary works that project shared experiences, interaction, and solidarity among Asian Canadians and Aboriginal peoples; Ena Dua examines debates in the late 1980s on the pros and cons of female migration from Asian countries to Canada, identifying fears of mixed race relations as an incentive for these; Daiva K. Stasiulis and

Abigail B. Bakan investigate the similar difficulties Caribbean and Filipina domestic workers are faced with when it comes to obtaining permanent citizenship; and Eric Fong analyses forms and causes of "residential segregation patterns [in Toronto] between racialized minority groups and European immigrant groups" (22).

The three essays gathered in Part V on "Transnational Encounters" emphasize the importance of current transborder flows of capital, people, and culture for an investigation of Asian Canadian issues: Lily Cho explores the ways in which agency in transnational colonial contexts is unevenly distributed between migrants and native-born individuals; Roy Miki's article is concerned with the meaning of 'post' in contemporary Canadian society in which Asian Canadians, while still being perceived as 'other,' also represent a large part of potential consumers in the global markets; and Sedef Arat-Koç contrasts the generally positive view of transnational movements with the discriminatory treatment Arabs and Muslims have experienced in the post-9/11 era.

The final section (Part VI), entitled "After Encounters," gives some suggestions concerning new frameworks for teaching and researching in the field of Asian Canadian Studies: Henry Yu proposes the concept of a Pacific Canada in order to take into account the new economic, social, cultural, and political connections that have been established; Laura K. Kwak draws attention to the possibility of studying four intersecting paradigms, as they interact: relational racialization, settler colonialism, Asian Canadian politics, and Asian Canadian feminisms; and Roland Sintos Coloma debates the choice of ethno-nationalism as a strategic form of identification in the face of events like McLean's "Too Asian?" publication.

As my brief summary of the *Asian Canadian Studies Reader's* content hopefully shows, the great number of topics covered by the contributors and the disciplinary heterogeneity of the articles make this carefully edited volume an excellent textbook for a university course on the subject

and, at the very least, a useful guide providing supplementary reading for researchers and teachers who wish to focus on one discipline only or on a more specified topic.

Brigitte Johanna Glaser

Eddy Kent/Terri Tomsky (eds.), *Negative Cosmopolitanism: Cultures and Politics of World Citizenship after Globalization*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (406 pp.; ISBN 978-0-7735-5097-1; CAD 35.96)

Taking as a starting-point the 'cynical' heritage of the concept of cosmopolitanism, that is, Diogenes of Sinope's decision to place himself deliberately outside of the Athenian community when asked where he came from, the Canadian editors of this volume wish to draw attention to the (often problematic) material reality of a contemporary cosmopolitanism that is deeply entangled in globalization and (neo)colonialism. Theirs is not the optimistic, Enlightenment-influenced view of cosmopolitanism representing a sense of shared humanity and eventually leading to a reciprocity of hospitality and to "perpetual peace" (Kant), a view that was later adopted by representatives of neoliberal politics and became increasingly associated with privilege and an elitist lifestyle. Rather, they look upon cosmopolitanism as a "Janus-faced concept, at once projecting a political ideal while also facilitating an exploitative world system" (15-16). Therefore, their interest is in the kind of globalization-induced cosmopolitanism that has moved beyond the ideal of world citizenship to become a material reality, not favourable to everyone. In consequence, they contribute to "the cosmopolitan turn" (8) that emerged in the late 1980s and by now features a variety of cosmopolitanisms, among them the "rooted" (Appiah), "vernacular" (Bhabha), "armored" (Gilroy), "subaltern" (de Sousa Santos and Rodriguez-Garavito), and "discrep-

ant" (Clifford) ones, to mention a few. To these, Kent and Tomsky have added the "negative cosmopolitanism", experienced primarily by those "for whom being or becoming cosmopolitan is not only an imposition, but also an unhappy and painful experience" (10). Pointing to the Diogenes of classical antiquity, whose own life already "illuminates a series of material forces – exile, precarity, the intersection of political and economic capital" (13), which necessitated his ascetic lifestyle and struggle to survive, the editors see themselves justified in their project of collecting interdisciplinary research on the ways in which "the unequal effects of a globalized political economy not only contradict cosmopolitan ideals, but also result in enforced cosmopolitans: individuals whom we might consider unwilling citizens of the world" (14).

The book is made up of fourteen essays and subdivided into three sections, focusing respectively on "Cosmopolitan Histories," "Cosmopolitan Labour," and "Cosmopolitan Communities". The first five essays (Part I) explore negative cosmopolitanism against the background of a problematic legacy: the Universal Declaration of Human Rights (1948), originating under the hegemonic patronage of the United States and championing the "American good life" for all humanity, which here is opposed to the "Bandung spirit" evoked by formerly colonized nations at the 1955 Asian-African Conference in Bandung (Crystal Parikh); the dubious tax-evasion-inspired history of the philanthropic MacArthur Fellowship Program (Geordie Miller); the institutionalized abuse of human beings in 19th-century American insurance schemes, derived from earlier transatlantic instances of insurance fraud, such as the late 18th-century *Zong* slave incident (Dennis Mischke); the history-based inspirations, taken from archives, objects, and traditions, that prompted contemporary Eur/Asian artists to negotiate in their works the impact of some "occidental contact zones" (16) to be found in early globalization (Sneja Gunew); and the representation of "disaster cosmopolitan-

ism" (92) in Kamila Shamsie's historical novel *Burnt Shadows* (Liam O'Loughlin).

Part II ("Cosmopolitan Labour") shifts the attention away from the common association of globalization with the privileged working conditions of an international elite to the difficulties arising out of transnational exploitation of labour. The four essays cover the following topics: the resisting activities of young people in the Niger Delta against a global petroleum industry that jeopardizes local job opportunities (Paul Ugor); the situation of undocumented Chinese migrant workers in Great Britain – in fact as well as fiction (Pamela McCallum); Barbadian artist Annalee Davis's film documentary on the exploitation of migrant workers in the Caribbean and the artist's subsequent celebration of a "complex-Creole" (150) identity (Melissa Stephens); as well as the role and use of the body (in terms of gender, sex, and biopolitics) among illegal female migrants in the US (Heather Latimer).

The five essays of Part III address the topic of "Cosmopolitan Communities," especially those identified by their otherness. Julianne Collard presents a case study of Portland, Oregon, in which around the year 2000 "prostitution-free zones" (187) were introduced by means of "the colonial cosmopolitanism" (188) of the law, the objective being thereby to produce the good "citizen" (versus the cosmopolitan outsider). Mike Dillon's research interest is the representation of illegal immigrants in contemporary Japanese *jukuza* (i.e. gangster) films, in which the traditional glorification of homogeneous Japanese identity has been undermined by the introduction of a new, multicultural dimension of organized crime. Dina Gusejnova explores the appropriation of world literature and, by implication, cosmopolitan ideals, for the purpose of culturally managing prisoners of war during the First and Second World Wars. The result was, she argues, that "cosmopolitanism [became] deeply compromised" (241), because it was propagated in the service of Communist internationalism or the notion

of German cultural superiority and the ideals of world culture were thus converted into the tools of anti-cosmopolitanism. The focus of Mark Simpson's contribution is on a series of crime novels, David Pearce's *Red Riding Quartet*, in which the author identifies the dire circumstances depicted in connection with the Western Yorkshire setting as the consequences of neoliberal policies introduced by the Thatcher government and as an "emerging cosmopolitan condition" (24). Finally, Timothy Brennan suggests a means of interpreting negative forms of cosmopolitanism when he proposes "homiletic realism" (266), that is, the approach of connecting parts into a whole, thereby revealing a development in its various stages and in all its complexity.

This collection of essays provides readers with insight into a great variety of new cosmopolitanisms that they may have been unaware of, since one usually associates the concept of cosmopolitanism with idealist perceptions. Through its presentation of heterogeneous fields of research and new perspectives from which to look at possible consequences of globalization for contemporary societies, Kent and Tomsky's volume constitutes a useful and productive guide for researchers in different areas, among them especially those interested in interdisciplinary scholarship.

Brigitte Johanna Glaser

Jean-François Côté, *La renaissance du théâtre autochtone. Métamorphose des Amériques I*, Québec : Presses de l'Université Laval, 2017 (145 p. ; ISBN 978-2-7637-3513-9 ; CAD 25)

Le sociologue Jean-François Côté (UQAM) vient de publier un essai consacré à la renaissance du théâtre autochtone et dont le sous-titre (*Métamorphose des Amériques I*) vise déjà la perspective pan-américaine de l'auteur.

Il n'est peut-être pas inintéressant de constater que cette publication survient à un moment propice où l'éclairage de l'inté-

rêt public se concentre justement sur un pan de l'histoire des Amériques souvent occulté : les conséquences de la conquête et de la colonisation, le génocide perpétré à l'encontre des Autochtones (pas seulement du Canada), leur acculturation forcée, le fait de les avoir privés de leurs langues et de leurs cultures.

Le livre de Jean-François Côté a été publié en 2017, l'année de moult commémorations, les 150 ans du Canada, les 375 ans de la ville de Montréal, etc. Mais cette année 2017 aura été aussi l'année d'une demande de pardon. En effet, le 21 septembre 2017, dans son discours à l'Assemblée générale de l'ONU à New York, le Premier ministre du Canada, Justin Trudeau, a souligné le retard qu'affichait le Canada par rapport au respect des droits des Autochtones et il a exprimé le vœu d'une réconciliation en profondeur. Le symbolisme de ce geste n'échapperait à personne et parallèlement aux initiatives du Premier ministre du Canada, le Québec commence à faire ses excuses auprès de ces milliers de parents et d'enfants autochtones qui ont souffert du système des écoles résidentielles censées inculquer aux enfants qu'on a enlevés de force à leurs parents une autre culture et les priver en même temps de la leur et, pire encore, de leur langue. Il n'est pas étonnant que certaines langues autochtones dont le mi'kmaq sont en voie de disparition et le huron-wendat qu'on essaie de réanimer s'est éteint il y a environ un siècle déjà.

La reconnaissance tardive d'une culpabilité vis-à-vis des Autochtones suscite l'évocation d'un autre phénomène : l'émergence de la « relève » amérindienne, une relève remarquée qui couvre plusieurs aspects de la vie culturelle et littéraire du Québec contemporain, entre autres. Il y a toute une jeune génération d'auteur(e)s, de poètes et de chanteurs rap, surtout des femmes, qui percent actuellement. Et le théâtre autochtone n'est pas en reste.

Le livre de Jean-François Côté vient donc à point nommé et son approche est intéressante à plus d'un titre. D'abord, il constate une transformation des sociétés autoch-

tones actuelles non seulement au Canada mais dans les Amériques en général et il essaie de cerner ces transformations à travers plusieurs analyses du théâtre autochtone qui participerait, selon l'auteur, de la métamorphose des Amériques (9). Les exemples ont tous été choisis dans le théâtre autochtone canadien francophone et anglophone.

Dans son introduction Jean-François Côté explique sa démarche en trois étapes et trois exemples types. Son approche de l'univers théâtral autochtone, ses ramifications et sa renaissance seront analysées à travers le théâtre Ondinnok d'Yves Sioui Durand et de Catherine Joncas, celui de Monique Mojica et ses pièces, puis à travers Drew Hayden Taylor et son théâtre. Un choix étonnant et surprenant à première vue surtout lorsqu'on s'aperçoit que chacun des trois dramaturges se voit redevable à un univers théâtral autre que seulement autochtone.

Dans la première partie intitulée « Ondinnok : traumatisme et catharsis de l'âme amérindienne » (15-54), le lecteur entre dans l'univers autochtone théâtral montréalais, Ondinnok étant depuis les années 1980 le seul théâtre autochtone permanent de la ville. Son fondateur Yves Sioui Durand, d'origine huronne-wendate, s'inspire librement du théâtre d'Antonin Artaud dont il utilise les expérimentations pour aboutir à un théâtre de revendication culturelle autochtone et de contestation du colonialisme depuis la Conquête des Amériques en 1492. Cette réinvention des Amériques (8) se voit dans la première production de la compagnie *Le Porteur des peines du monde* et surtout dans la fresque historique *La Conquête de Mexico* – Artaud avait apparemment un projet similaire lors de son séjour à Mexico en 1936 (34) – et dans la réadaptation du grand théâtre dansé maya, *Xajol Tun Rabinal Achi*, spectacle resté vivant depuis la conquête du Guatemala en 1547 (34). Chez Sioui Durand, ce spectacle est présenté dans trois langues: le français, l'espagnol et le maya-quiché. Côté mentionne également d'autres pièces d'Yves

Sioui Durand comme démonstration de la diversité et de la vitalité autochtone en matière théâtrale. Mais Côté néglige pas non plus l'aspect fragile de la double marginalité dans laquelle se trouve le théâtre autochtone contemporain, et le théâtre Ondinnok se place quasiment à l'avant-garde de cette Renaissance culturelle dont il est question ici et qui ne propose « ni plus ni moins qu'une révolution continentale et postcoloniale » (51).

Dans la deuxième partie, Jean-François Côté porte son attention sur le théâtre de Monique Mojica, une Kuna-Rappahannock née aux États-Unis et immigrée au Canada au début des années 1980 (56). Les pièces de Monique Mojica sont l'expression d'une autre sorte de revendication que celles de Sioui Durand. Le titre de la pièce *Birdwoman and the Suffragettes: A Story of Sacajawea* nous introduit de plain-pied dans les luttes des femmes pour l'obtention du droit de vote. Monique Mojica est redevable aux expérimentations performatives du *Spiderwoman Theatre*, un ensemble créé par sa mère Gloria Miguel et ses tantes en 1976, et du théâtre de Gertrude Stein. Tout comme Sioui Durand et ses liens avec le théâtre d'Antonin Artaud, le théâtre autochtone de Monique Mojica s'hybridise en recourant aux techniques de Gertrude Stein que Côté qualifie d' « une des œuvres sans doute parmi les plus marquantes du XXe siècle » (66), mais y inclut également les expériences faites par le Living Theatre des années 1940 et celles de Robert Wilson dans les années 1980. Un univers théâtral fait d'audace et d'une volonté artistique unique. La biographie de Monique Mojica n'est certainement pas étrangère à son parcours de dramaturge, car elle est, d'un côté, une descendante « kuna rappahannock » et, de l'autre, la fille de Mathis Szykowski, juif d'origine française, fils d'immigrants polonois et roumains et survivant de l holocauste (86).

Cette double appartenance explique, d'un côté, le recours à des personnages historiques comme Pocahontas (*Princess Pocahontas and the Blue Spots*) et, de l'autre,

son autre expérience théâtrale, celle du *Scrubbing Project*, une référence direct à l'holocauste (86.) Ce serait donc de ce métissage entre techniques des avant-gardes artistiques et le recours à la tradition autochtone que résulterait l'expression révolutionnaire du théâtre autochtone contemporain (94).

Dans la troisième partie de son essai, Jean-François Côté se penche sur le théâtre de Drew Hayden Taylor (*1962), le titre de ce chapitre étant «Drew Hayden Taylor et l'esprit autochtone: rire et distanciation». Taylor, cet « Ojibwé-aux-yeux bleus », donc moitié autochtone et moitié blanc, disait un jour vouloir créer sa propre nation, un métissage d'Ojibwé et de Caucasiens ce qui donnerait les « Occasions ». Il n'est pas seulement dramaturge, mais aussi romancier, chroniqueur et essayiste. Tout comme Monique Mojica, il est « issu de l'entourage du *Native Earth Performance Arts de Toronto* » (101) dont il a été auteur en résidence en 1988-1989. Pour ses débuts de dramaturge, il était encouragé par Tomson Highway qui, lui, aurait été influencé par *Les Belles-Sœurs* (1968) de Michel Tremblay. Sa pièce *The Rez Sisters* est une sorte d'hommage à Michel Tremblay.

Le théâtre de Drew Hayden Taylor veut raconter des histoires, mais il met d'abord l'accent sur la condition autochtone. Il met en scène des personnages qui tentent de se réapproprier les éléments culturels traditionnels et constate que l'aliénation ne touche pas seulement les Autochtones mais l'ensemble de nos sociétés. Afin d'élucider son approche de l'aliénation et de la distanciation Drew Hayden Taylor fait un détour par le théâtre de Bertolt Brecht et on constate que dans la pièce *Sucker Falls* (un endroit bien réel), inspirée de *Mahagonny*, il met en scène les conditions sociales d'autochtones et de non-autochtones (123). Un point fort de son théâtre est l'accent mis sur le rire, l'humour et le comique comme traits culturels fondamentaux des cultures autochtones (129). L'humour serait la seule voie laissée ouverte aux Autochtones face aux cruelles réalités du quart-monde :

« L'humour nous a permis de rester sains d'esprit » (129). L'humour, le rire et le comique contribuent donc à la cicatrisation des blessures et traumatismes.

Dans sa conclusion, Jean-François Côté relève trois points importants lorsqu'il constate que la Renaissance autochtone s'étend sur l'ensemble des sociétés et du contexte des Amériques et qu'elle contribue aux transformations en cours dans les Amériques du point de vue postcolonial. Il caractérise cette expérience culturelle des Amériques en transformation comme étant profondément transculturelle (144).

En conclusion, on constate que l'approche de Jean-François Côté s'avère fructueuse, puisqu'elle met à nu les ramifications et transformations culturelles du théâtre autochtone. Ce théâtre autochtone contemporain emprunte librement le meilleur des deux traditions, celles des Autochtones des Amériques et celles des grands dramaturges occidentaux pour en créer quelque chose d'étonnamment nouveau. Jean-François Côté a rajouté un « I » à son titre pour indiquer qu'il s'agit d'un premier volume. Le lecteur averti attend donc avec impatience la deuxième partie de ses découvertes en matière de théâtre révolutionnaire autochtone des Amériques.

Peter Klaus

Lucie Hotte/François Paré (dir.), *Les littératures franco-canadiennes à l'épreuve du temps*, Ottawa : Les Presses de l'Université d'Ottawa, 2017 (312 pp. ; ISBN 978-2-76032-392-6 ; CAD 39,95)

Ce volume, dirigé par deux éminents spécialistes des littératures francophones du Canada hors du Québec, Lucie Hotte (Université d'Ottawa) et François Paré (Université de Waterloo), s'est donné pour objectif de tracer l'évolution de l'histoire des littératures franco-canadiennes au cours des quatre derniers siècles, de « formuler les enjeux déterminants » auxquels ces dernières sont confrontées et de « dresser l'itinéraire des grandes questions qui conti-

nuent de les hanter à l'heure actuelle » (8). Ce livre a donc comme visée globale d'ancrer la production contemporaine au sein des littératures minoritaires du Canada dans la longue durée, tout en privilégiant la période plus féconde, celle d'après 1970. Ainsi, cet ouvrage ne choisit pas de traiter des littératures *canadienne-françaises*, terme ayant désigné au Canada jusque dans les années 1970 (et à l'étranger en partie, jusqu'à nos jours) l'ensemble des littératures d'expression française au Canada, y incluant la littérature québécoise, mais plutôt des *littératures francophones au Canada hors du Québec* qui se sont constituées dans trois aires géopolitiques se définissant autour de littératures différentes: l'Acadie, l'Ontario et l'Ouest canadien, englobant en particulier le Manitoba. Ces littératures sont, en effet, définies par le terme de *franco-canadien*.¹

Introduit par une longue préface des deux directeurs du volume (« Écrire en contexte minoritaire au Canada depuis 400 ans », 7-23), l'ouvrage est divisé en trois grandes parties auxquelles sont rattachées les onze autres contributions. La première partie (« Textes et contextes ») regroupe les articles de Grégoire Holtz sur les premiers écrits en langue française sur l'Ontario au XVIII^e siècle (27-43), de François Paré sur « Les fonctions de l'écrit biographique en Ontario français (1900-1950) » (46-69) et une longue et très substantielle contribution de Lucie Hotte sur « La critique littéraire en contexte minoritaire » (71-111). Dans la seconde partie, intitulée « Les enjeux esthétiques contemporains », figurent les contributions de Louise Ladouceur sur les formes de représentations théâtrales du bilin-

guisme sur les scènes théâtrales franco-canadiennes en Ontario et en Alberta (115-142), de Pamela V. Sing sur les stratégies scripturaires des écrivains en « extrême minorisation » en Colombie Britannique (143-167), de Jeanette den Toonder sur « Les lieux de transculturalité en zones de contact chez Jean Babineau, Hédi Bouraoui et J. R. Leveillé » (169-184) et de Kathleen Kellett sur « La parole mémorielle dans la littérature franco-canadienne » (185-212). La troisième partie, qui porte le titre « Les grandes interrogations », renferme, enfin, les contributions de Marie Carrière sur « Le scandale de l'intimité: la poésie au féminin au Canada français » (215-230), d'Emmanuelle Tremblay sur « Les figures de la violence fondatrice du récit de soi chez Herménégilde Chiasson et France Daigle » (231-255), de Jimmy Thibeault sur « Le refus des exclusions culturelles dans la littérature franco-ontarienne » (257-284) et de Jean Morency sur « L'improbable épopée et l'émergence du roman de la route au Canada francophone » (285-308).

Cet ensemble, assez hétérogène, de contributions très riches et ouvrant de multiples questionnements et de perspectives pour la recherche, acquiert sa cohérence interne en premier lieu par l'introduction des deux directeurs du volume et par l'article très stimulant de Lucie Hotte sur « La critique littéraire en contexte minoritaire ». Son ambition, qui dépasse le seul objectif de tracer l'évolution de la critique littéraire dans les contextes minoritaires francophones au Canada qu'indique le titre de sa contribution, montre, en effet, de manière très systématique, les enjeux et les processus de l'émergence des littératures franco-canadiennes. A partir des distinctions très pertinentes proposées par Jacques Dubois dans *L'institution de la littérature: introduction à une sociologie*, publié en 1978, elle distingue quatre étapes de leur évolution qui sont analysées par la suite à travers le prisme de figures paradigmatiques de critiques, chercheurs et enseignants pionniers qui appartenaient à la même génération, à savoir René Dionne

¹ Voir aussi l'utile rappel terminologique formulé comme suit par L. Hotte : « J'utilise ici le terme 'franco-canadien' pour désigner la francophonie des Maritimes, de l'Ontario et de l'Ouest canadien. Le terme 'canadien-français' renvoie, pour sa part, à l'ancien Canada français, qui couvrait l'ensemble du territoire canadien et même les 'Petits Canadas' états-unis. »

(pour la littérature franco-ontarienne), Annette Saint-Pierre (pour la littérature franco-manitobaine) et Marguerite Maillet (pour la littérature acadienne) : premièrement la phase de l'*émergence*, « qui concerne le 'vouloir-être de la littérature' » (73) ; deuxièmement la phase de la *reconnaissance* (« 'être de la littérature' », 73) qui « dépend non seulement de la critique, mais aussi [...] du milieu de l'édition quand une maison retient un manuscrit pour publication » (73). La troisième phase correspond à la *consécration* (« être de la *bonne* littérature »), apportée par les jurys de prix et des académies, mais aussi par la critique qui « pose des jugements sur les œuvres » (73). En quatrième lieu, enfin, la phase de la *canonisation* (« 'être un modèle de littérature ») « prend forme dans l'enseignement, c'est-à-dire à l'école, avec ses programmes et ses manuels » (74), intégrant définitivement les œuvres d'une littérature dans les institutions scolaires, universitaires plus largement culturelles, garantissant ainsi leur conservation et leur transmission à la postérité.

Relevons, au sein des multiples perspectives ouvertes par ce volume, essentiellement trois apports majeurs susceptibles d'inspirer de futures recherches dans le domaine des littératures franco-canadiennes. D'abord, la réflexion importante, menée dans le présent volume notamment par Louise Ladouceur, mais aussi par Pamela V. Sing et Jeannette den Toonder, sur l'inscription du bilinguisme et du multilinguisme dans les textes littéraires minoritaires. Louise Ladouceur part des constats, empruntés à Dominique Lafon et André Paiement, que « le théâtre est bien le mode d'expression privilégié des minorités » et qu'il est « par essence transparence de l'oralité constitutive de toute communauté » (115) pour diriger ensuite dans sa contribution l'attention sur le rôle capital du théâtre comme lieu de mise en scène d'écritures hétérolingues, en démontrant, à travers des exemples particulièrement révélateurs (tels Roger Auger et André Paiement), leurs procédés d'inscription à la

fois dans les textes dramatiques et dans leur performance théâtrale (entre autre sous la forme de sous-titres). L. Ladouceur montre en même temps le rôle d'avant-garde joué par des auteurs de théâtre franco-canadiens au sein du champ d'investigation très actuel et nouveau que représentent les écritures hétérolingues en affirmant dans sa conclusion : « Le bilinguisme des artistes et de l'auditoire alimente ainsi la création théâtrale et ouvre la voie à l'exploration de nouvelles esthétiques mettant à profit la dualité linguistique qui est au cœur de la réalité canadienne. Loin de constituer un obstacle, cette dualité linguistique et culturelle constitue dans l'Ouest [canadien] un laboratoire ouvert sur la création » (139). L'article de Pamela V. Sing sur les écrivains francophones de la Colombie Britannique et de l'Ouest canadien écrivant en anglais, comme le font Marie Moser, Pierrette Requier, Jacqueline Dumas et Paulette Dubé, pose la question des écritures hétérolingues par un biais nouveau. Ces écrivain(e)s francophones, dont la langue d'écriture est l'anglais, révèlent, selon P. Sing, une « sensibilité et un imaginaire indélébilement marqués par des pratiques culturelles francophones » (165). Ils forgent ainsi des formes littéraires d'expression de l'identité minoritaire caractérisées par une écriture hétérolingue fortement expérimentale, souvent polytextuelle et polyvocale, visant à « forger une forme de francité » (165) à la fois originale et paradoxale.

La problématique de la biographie, abordée dans la contribution de F. Paré, ouvre une autre perspective, jusqu'ici également peu explorée au sein des études sur les littératures franco-canadiennes ou encore la littérature québécoise. Elle élargit non seulement le champ littéraire vers les zones de contact entre la fiction et la non-fiction, l'écriture littéraire et l'écriture historiographique, mais montre en même temps, à travers l'exemple notamment de l'écrivain et journaliste Alfred DeCelles, le rôle important des écritures biographiques pour la constitution de la mémoire collective et de figures d'identification. Les séries analysées aux-

quelles l'auteur aurait pu ajouter notamment *Les Hommes du jour. Galerie de portraits contemporains*, ouvrage édité par Louis-H. Taché à la Compagnie de Moullins à Papier de Montréal en 1890 et considérée comme un « monument érigé à la gloire de la confédération du Canada », témoignent d'abord d'un effort pour parvenir à la constitution d'une mémoire collective canadienne à travers des figures comme Wilfried Laurier, Le Moyne d'Iberville et Louis-Joseph Papineau. Dans quelle mesure ces séries biographiques contribuèrent précisément à faire émerger *aussi* une mémoire collective *minoritaire*, en l'occurrence franco-ontarienne, comme croit pouvoir l'affirmer François Paré, est une question qui reste à approfondir dans le détail, en poursuivant notamment l'enquête sur la présence de l'écriture biographique (entre autres à travers les nécrologies et les formes de commémoration) dans les périodiques.

Les contributions de J. den Toonder, de J. Thibeault et de J. Morency, utilisant les concepts de 'transculturalité' et de 'liminarité' (définissant des identités en transition) mettent, enfin, en lumière de nouvelles évolutions au sein des littératures francophones minoritaires du Canada qui reflètent, tout à l'opposé d'un repli identitaire sur une communauté, sa langue, sa culture et son territoire, une ouverture cosmopolite et un refus de tout nationalisme et de tout communautarisme. On trouve cette nouvelle mouvance chez des écrivain(e)s issu(e)s de l'immigration, comme Marguerite Andersen en Ontario et Martine Jacquot en Acadie, mais aussi au sein d'une nouvelle génération d'écrivains contemporains nés au Canada comme les Franco-Ontariens Jean-Marc Dalpé, Didier Leclair et Daniel Poliquin et l'auteur acadien Gérard Leblanc qui ont en commun d'apporter à la littérature franco-canadienne « la richesse d'un certain cosmopolitisme » (209).

Ce volume constitue un ensemble de textes très stimulants et s'avère incontournable pour tout chercheur s'intéressant aux littératures franco-canadiennes minoritaires : à travers les analyses relatives, par

exemple, à la fonction mémorielle de la biographie, à l'hétérolinguisme littéraire et à la fonction de la critique et des instances de consécration et de canonisation au sein des littératures émergentes, il offre aussi des concepts et des pistes de recherches transposables à l'étude d'autres littératures. Les riches bibliographies fournies avec chacune des contributions à ce volume fournissent une excellente base pour poursuivre les questionnements soulevés. On peut toutefois regretter l'absence d'un index (des noms d'auteurs cités et des concepts traités) et certaines lacunes, comme notamment l'absence d'un auteur comme La Hontan dans le cadre des auteurs importants de la Nouvelle-France ; et l'absence de mention et d'analyse du genre, socialement extrêmement important – à côté de l'autre genre semi-oral que représente le théâtre – de la chanson, y compris sous ses formes les plus modernes et contemporaines. On peut regretter, enfin, la place très marginale accordée à la presse, des almanachs jusqu'aux journaux et revues, des médias qui représentaient pourtant en milieu minoritaire non seulement des vecteurs importants pour l'articulation d'une identité collective, mais aussi une plateforme de toute première importance pour la publication de textes littéraires. Ces lacunes, presque inévitables dans le cas d'un ouvrage collectif et compte tenu des contraintes auxquelles il est soumis, n'enlèvent néanmoins rien aux qualités indiscutables et aux apports scientifiques majeurs de cet ouvrage riche et important.

Hans-Jürgen Lüsebrink

Denis Vaugeois, *L'Amour du livre. L'édition au Québec, ses petits secrets et ses mystères*, Sillery : Septentrion, 2005 (218 pp. ; ISBN 978-2-8944-8425-8 ; CAD 24,95)

Lui-même éditeur et écrivain, l'historien Denis Vaugeois a reçu le prestigieux Prix Georges-Émile-Lapalme 2014 du Gouver-

nement du Québec, qui récompense une contribution inestimable pour la promotion de la langue française et de la culture québécoise. La longue carrière de cet écrivain québécois est éminemment riche, trop diversifiée pour être résumée, et celle-ci se poursuit d'ailleurs encore aujourd'hui. Élu député puis nommé Ministre des Affaires culturelles (1978-1981) dans le cabinet de René Lévesque, Denis Vaugeois a largement œuvré pour la diffusion du livre et la construction de nombreuses bibliothèques municipales au Québec, dont le nombre a triplé durant son mandat de Ministre.

Mon titre préféré du prolifique Denis Vaugeois est *L'Amour du livre* : ce n'est certes pas son ouvrage le plus savant ni le plus vendu, mais il s'agit à la fois d'un portrait très précis de la situation de l'édition et une percée fascinante dans l'univers du livre dans le contexte québécois. Si l'avant-propos et le premier chapitre s'apparenteraient presque à des mémoires, les pages qui suivent placent le lecteur dans le vif du sujet en anticipant le questionnement de tout auteur d'un premier projet : comment un écrivain peut-il choisir un éditeur adéquat, comment fonctionne la chaîne d'étapes conduisant un manuscrit vers la vitrine de la librairie, quelle est la mission de l'éditeur, du distributeur, de l'attachée de presse, etc.

Au fil des pages, on apprécie l'érudition de Denis Vaugeois et on sent la maîtrise exceptionnelle qu'il détient dans le domaine éditorial, fort d'un demi-siècle d'expérience dans ce domaine. En outre, l'éditeur férus dévoile de nombreuses vérités quant au métier d'écrivain : bien souvent, les ouvrages rapportent peu comparativement à l'énergie déployée par ses artisans, les ventes sont presque toujours décevantes, et il est de plus en plus difficile de percer dans cet univers limité et concurrentiel, alors que l'on sort 4000 nouveaux livres chaque année uniquement au Québec et environ 30.000 par an dans la Francophonie (172-173).

Ouvrage sans équivalent au Québec, *L'Amour du livre* est assez original dans sa

manière directe d'aborder et de présenter l'industrie du livre au Québec et ce, dans un style passionnant. On apprécie les conseils proposés généreusement tout au long du texte. Compte tenu de son sujet, c'est un ouvrage que l'on devrait retrouver dans toutes les bibliothèques.

Yves Laberge

Aurélien Boivin (dir.), avec la collaboration de Mylène Bédard/Hervé Guay/Jonathan Livernois/Jacques Paquin, *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec. 1991-1995*, tome 9, Montréal : Fides, 2018 (LXXX+1042 pp. ; ISBN 978-2-7621-4230-3 ; CAD 99,95)

La parution d'un nouveau tome du *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec* devrait toujours être perçue comme un événement rare dans le milieu des lettres québécoises: le tome 7 couvrant les années 1980-1985 remontait à 2003 ; le tome 8 sur la période de 1986-1990 était paru en 2011.

Outil indispensable pour la recherche sur la culture du Québec et du Canada français, chaque tome du *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec* (parfois abrégé sous l'acronyme DOLQ) présente un vaste corpus de langue française et fait le bilan de la place occupée par la plupart des livres parus au Québec (ou sur le Québec) dans les catégories roman, poésie, essai, théâtre, conte, récit, scénario mais aussi certains ouvrages savants sur la culture et le fait littéraire au Québec (voir l'Avertissement, XV). Il ne s'agit pas d'une anthologie avec des extraits de livres, ni d'un recueil de comptes rendus d'autrefois, ni d'un simple répertoire bibliographique ; c'est beaucoup plus et autre chose. Le *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec* trouve sa spécificité dans l'appréciation de chaque œuvre (autant dans son résumé que dans sa partie critique), mais surtout dans la situation du livre pris dans son contexte, rendant compte de la réception de chaque ouvrage lors de sa parution. Une bibliographie étof-

fée précise les critiques, articles, thèses consacrées à chacun des titres étudiés. En outre, une imposante bibliographie générale clôt l'ensemble (891-1000). Pour toutes ces raisons, on aurait tort de considérer le *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec* comme une simple succession de petits résumés ou de petits comptes rendus de livres, ce qui serait infiniment réducteur. Pour faire suite aux volumes précédents, ce neuvième tome porte exclusivement sur la période entre 1991 et 1995. Couvrir exclusivement cette demi-décennie pourrait sembler trop bref ; néanmoins, on y retrouve en plus de mille pages pas moins de 1300 ouvrages analysés (!), ce qui reconfirme la vitalité et la diversité de la production littéraire du Québec, nettement supérieure à celle du Canada anglais (voir l'Avertissement, XV). Et pourtant, les coresponsables admettent ne pas avoir été exhaustifs, même en nous offrant plus de 900 articles dans ce neuvième tome (voir l'Avertissement, XV).

L'introduction générale du *DOLQ* – totalisant 80 pages – constitue en soi une excellente initiation à la littérature québécoise de la fin du 20^e siècle : on y présente certains thèmes récurrents – par exemple la famille, l'amour, la place de la femme, la mort (XXXVII) –, les succès de librairie, les succès d'estime, certains des auteurs les plus prolifiques, les plus populaires, les plus prisés par la critique et dans les médias (XXV). Mais l'intérêt est ailleurs, car la grande force du *DOLQ* réside dans son panorama quasi exhaustif et dans la possibilité pour le lecteur le plus férus de découvrir des ouvrages injustement négligés, peu commentés ou hors de ses champs de compétence, qu'il s'agisse d'une plaquette de poèmes ou d'un ouvrage paru chez un petit éditeur quasiment introuvable en librairie. Dans le cas d'une littérature nationale aussi florissante que celle du Québec, il serait injuste de réduire sa production à seulement quelques titres, à certains écrivains vedettes surmédiatisés ou à une sélection de *best-sellers*; c'est la grande utilité de chaque tome du *Dictionnaire des œuvres littéraires*

du Québec. Afin de mieux situer le lecteur non-Canadien, la section introductory se termine par une impressionnante chronologie à cinq volets juxtaposant le monde, les États-Unis, le Canada et le Québec.

Les notices du *DOLQ* – on ne saurait parler ici de simples comptes rendus juxtaposés – sont ordonnancées alphabétiquement, selon les titres de chaque ouvrage étudié ; un index regroupe les noms des auteurs, des œuvres et des personnes mentionnées. Chaque notice situe l'œuvre étudiée dans son contexte et dans la production de l'écrivain, en fournit le résumé, puis propose des pistes d'analyse ; la dernière section de la notice rend compte de la réception de l'œuvre présentée, autant dans la critique que dans les études plus suivantes.

Les qualités du *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec* sont nombreuses, et le lecteur le plus exigeant trouvera peu à redire. Seulement quelques coquilles subsistent dans ce neuvième tome (contrairement aux précédents) : au fil des notices, on sent quelquefois que certaines des bibliographies ont été abrégées lorsqu'un ouvrage mentionné dans la notice n'apparaît pas dans les références qui suivent. Autre problème : on constate au passage que certains romans écrits par des professeurs d'université sont ici analysés par un de leurs collègues de la même institution et du même département, ce qui pourrait occasionner une apparence de complaisance (243-245). Ce problème d'un professeur recensant le livre d'une collègue du même département ne se limite d'ailleurs pas au roman, mais également à des ouvrages académiques (631-632). Les notices les plus décevantes de ce tome sont précisément celles qui négligent de rendre compte des réactions des critiques face à l'œuvre recensée, en privant le lecteur d'extraits des critiques de l'époque, toujours appréciables mais parfois si difficiles à trouver (602-603, 627, 627-629, 634-635, 812-813, 849-851). C'est le principal point faible de ce Tome 9, bien que ce problème des notices incomplètes ou sans recension critique existât

déjà dans une moindre mesure dans les tomes précédents ; il n'a pas encore été corrigé. En revanche, ce riche corpus colligé dans chacun de ces neuf tomes constitue une formidable invitation à la lecture et permet de passer aisément d'un article à l'autre, alphabétiquement ou dans le désordre.

On ne peut que souhaiter la parution d'un dixième tome du *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec*, car cet ouvrage indispensable n'a pas d'équivalent et demeure une ressource irremplaçable. Des dizaines d'universitaires ont accepté de rédiger une ou plusieurs notices ; une liste des collaborateurs et collaboratrices fournit les titres recensés par chacun et chacune, à la fin de l'ouvrage. Pour le lecteur des pays germanophones comme pour le bibliothécaire et le thésard, ce colossal *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec* servira de ressource de première main sur la Franco-phonie hors-Europe et demeure le meilleur ouvrage de référence sur le Québec et/ou le Canada.

Yves Laberge

Normand Baillargeon (dir.), *Là-haut, il n'y a rien*, Québec : Presses de l'Université Laval, 2010 (ix+330 pp. ; ISBN 978-2-7637-8761-9 ; CAD 39,95)

Le Professeur Normand Baillargeon a longtemps enseigné la philosophie de l'éducation à l'Université du Québec (UQAM) ; son essai audacieux sur l'incroyance propose un exposé apologétique sur la libre-pensée, complété par une anthologie de textes sur l'athéisme et le doute quant à l'existence de Dieu. Son livre intitulé *Là-haut, il n'y a rien* est paru dans la mouvance des débats sur la laïcité et ce que l'on nomme au Québec « les accommodements raisonnables » envers les personnes appartenant à certaines communautés religieuses ; cette question délicate du port des signes religieux ostensibles dans l'espace public ressurgit régulièrement dans les médias québécois depuis plus de dix ans (1). Après

plusieurs siècles marqués par une forte présence cléricale et essentiellement catholique, relativement peu d'auteurs québécois ont abordé aussi directement cette question de la négation argumentée de l'existence de Dieu.

Dès les premières pages, Normand Baillargeon se montre très critique envers le programme « Éthique et culture religieuse » du précédent gouvernement québécois (10) ; on comprend que tout son livre est écrit en réaction contre ce programme provincial – qui est toujours en vigueur en 2019 –, car celui-ci présente aux élèves des écoles publiques québécoises les grandes religions universelles ainsi que les croyances autochtones, mais pas l'athéisme qui, d'après le Ministère de l'éducation du Québec, serait « connoté négativement » (4). On devine que Normand Baillargeon se range en faveur du libre-choix : non seulement le libre-choix d'une religion plutôt qu'une autre, mais aussi (et surtout) pour la possibilité encore plus fondamentale de croire ou de ne pas croire en un Dieu. Autrement dit, l'athéisme reste aussi une option qui devrait être présentée aux élèves dans les écoles québécoises, au même titre que les religions monothéistes. C'est le propos de son livre.

L'ouvrage est indéniablement bien documenté et diversifié ; il débute par un texte du militant québécois Daniel Rand qui fournit une conceptualisation des principaux termes (athéisme, agnosticisme, théisme) et une délimitation utile des différentes formes de croyances, incluant les sectes religieuses existant au Québec et ailleurs (20). Parmi une quarantaine de penseurs cités (incluant Marx, Nietzsche et Freud), Normand Baillargeon mentionne entre autres l'essayiste montréalais Daniel Baril, dont les recherches ont porté sur l'écart entre les sexes quant à la foi et à la pratique religieuse ; au Canada, l'écart serait « de 9% pour la croyance en Dieu et de 17% pour la pratique de la prière » (149). On pourrait bien sûr reprocher à ces chiffres déjà anciens provenant de l'organisme fédéral Statistique Canada de dater de 1988,

mais il semble exister relativement peu d'études récentes autour de ce sujet presque intime, sur lequel il demeure difficile d'enquêter. En outre, on peut ajouter que l'élément central de cette étude spécifique citée par l'anthropologue Daniel Baril était d'abord la différence entre les femmes et les hommes, et non le phénomène plus large de la croyance en soi.

Bien sûr, le prolifique Normand Baillargeon n'ambitionne pas d'épuiser un sujet aussi vaste et néglige inévitablement certains aspects comme le passage difficile, voire inconcevable pour de nombreux immigrants d'un état religieux vers une société laïque comme le Canada, où l'athéisme déclaré n'est évidemment pas criminalisé (11). Plusieurs pages étudient la reproduction de la tradition religieuse d'une génération à l'autre, en dépit des migrations et des mutations sociales (11).

Indéniablement, le livre *Là-haut, il n'y a rien* est une invitation à la polémique, et c'est la raison d'être des universités de favoriser les débats et de s'exposer aux points de vue les plus divergents, aux perspectives les plus opposées aux nôtres. On pourrait peut-être reprocher à l'auteur sa partialité ou encore un ton parfois engagé, presque militant, résolument anti-religieux, surtout dans son huitième chapitre, ce qui sied mal à un ouvrage aux prétentions savantes ; mais le lecteur devrait se sentir prévenu par le titre même du livre et sa couverture, qui annoncent déjà tout un programme, comme une autre manière d'affirmer qu'il n'y a pas de Dieu visible dans le ciel, au-delà des nuages. A sa décharge, l'auteur convient d'emblée que son dernier chapitre est volontairement teinté d'humour (13). Codirigée par Normand Baillargeon, la collection « Quand la philo fait pop! Exploration philosophique de la culture populaire » des Presses de l'Université Laval propose judicieusement des ouvrages savants sur des sujets d'actualité ou de grands débats de société, rédigés par des universitaires québécois, mais néanmoins accessibles aux lecteurs non-initiés et aux non-universitaires. Pour ces raisons, on

recommanderait ce livre assez unique aux bibliothèques publiques car il n'a pas d'équivalent, du moins au Canada.

Yves Laberge

Irena R. Makaryk/Kathryn Prince (eds.), *Shakespeare and Canada: Remembrance of Ourselves*, Ottawa: University of Ottawa Press, 2017 (269 pp.; ISBN 978-0-7766-2441-9; CAD 39.95)

Commemoration, as the editors of *Shakespeare and Canada: Remembering of Ourselves* explain, brings together "the individual and the community in shared expressions of mourning, remembrance, or, in other circumstances, of celebration" (1). Irena R. Makaryk and Kathryn Prince's edited volume is the "final fruit" of the commemorative projects and activities around the 400th day of remembrance of Shakespeare's death, undertaken by the University of Ottawa in 2016. The volume explores the impact of the 'great Bard' on Canadian culture and society from many different angles, laying its focus on interconnections between past and present and highlighting that commemoration is always also an engagement with the commemorators' own identity and cultural belonging.

The first four essays revolve around the Stratford Festival, which is "now the largest repertory theatre in North America" (3). Thus, C. E. McGee, for example, explores innovative productions of Shakespeare's *The Merchant of Venice*. While the main focus is on Marti Maraden's 1996 production, which is set in Fascist Italy and offers challenging re-interpretations of Portia and Jessica, McGee lucidly contextualizes this production with insightful references to eight other noteworthy productions of this play between 1955 and 2013 and the controversies preceding and accompanying them. Performance practices also inform Robert Ormsby's essay on "Intercultural performances and The Stratford Festival as Global Theatre", which is based on the notion that "other cultures do not simply

receive the cultural authority [Shakespeare] represents but use it for their own purposes, and in doing so relocate Shakespeare, claiming possession of him for their own" (42). On the examples of the 2004 production of *A Midsummer Night's Dream* and the 2006 production of *Twelfth Night* (both directed by Leon Rubin and both featuring exotic settings), Ormsby shows how the Stratford Festival, "once associated with Canadian anti-colonial nationalism" (44), has become an intercultural event, embracing the integration and blending of cultural signifiers from across the globe.

Ian Rae, too, zooms in on the Stratford Festival. However, his essay moves away from performance histories and practices towards a revisionist questioning of the grand myth-making narratives of the foundation of the Festival in 1953. Rae's well-researched 're-telling' of the genesis of the Festival demonstrates how, rather than being a momentary heroic act, the Festival's foundation is to be seen as a complex process involving national and international interests and efforts that started long before 1953. The Stratford-focus is concluded with Peter Kuling's insightful discussion of two Stratford Festival productions, namely Peter Hinton's *The Swanee* trilogy (2002) and Timothy Findley's *Elizabeth Rex* (2000). These plays, as Kuling shows, not only mirror Shakespeare's own use of historical data but are also replete with intertextual references to Shakespeare's works. The essay further underscores the potential of these palimpsestuous (74) and Elizabethanesque (75) speculative histories to trigger "new ideological readings of history through anachronistic intertexts, queer additions to history, celebrity casting [...], and meta-theatrical references" (73), thus also shedding new light on Canada's own history.

Both Kailin Wright and Don Moore focus on *Slings & Arrows* (2003–2006), one of Canada's most celebrated TV-series, offering fresh takes on this film-project which features a fictional Stratford Festival, here named New Burbage Theatre Festival.

Wright's essay concentrates on the reciprocal dynamics between artistic vision/performance and audience response and relates it to the "contradictory impulse to celebrate theatre while making effective TV" (92). Moore, in turn, uses Derrida's concept of *hauntology* in his approach to *Slings & Arrows*. While 'haunting' in general may serve "as an allegory for artistic inheritance" (105), Moore shows that 'hauntological inheritance' in *Slings & Arrows* is also manifested as an 'ethical spectre'. Focussing on the Nigerian-born character Nahum, Moore offers a thought-provoking study of Nahum's ambivalent role as spectral ethical voice while, nonetheless, remaining in his subaltern position, which excludes him from the inner circle of the Festival (cf. 108).

The use of Shakespeare as a tool of colonial redress is in the centre of Sarah MacKenzie's inspiring comparative discussion of Lewis Baumer's 'Indigenized' production of *The Tempest* (1987) and Yvette Nolan and Kennedy Kathy MacKinnon's *The Death of a Chief*, a collaborative rewriting of *Julius Caesar*. As MacKenzie makes clear, *The Death of a Chief* is not to be understood as a 'talking back' to Shakespeare but rather as a "dramatic reordering of the play and, in the end, a complete reshaping of the text for the purpose of collective, community consideration of immediate Indigenous political prerogatives" (117). Annie Brisset highlights another often marginalized issue within Canadian Shakespeare-discourses. In her well-informed essay, she traces cultural, social and political factors for Shakespeare's relatively late appearance on the Quebec stages and discusses the issue of translation/adaptation, focussing in detail on three Quebec translators of Shakespeare.

Marshall McLuhan, now considered one of the founding fathers of media theory, is in the focus of Richard Cavell's contribution. As Cavell demonstrates in a stimulating essay which sheds new light on both McLuhan and Shakespeare, the former's theories of detribalisation through printing and retribalisation through electronic media were strongly influenced by the works of

Shakespeare. In particular, McLuhan's rhetorical and contextual readings of *King Lear* and *Hamlet*, as the essay convincingly argues, have been vital starting points for *The Gutenberg Galaxy* (1962) and *Understanding Media* (1964) respectively. The following essay by Troni Y. Grande is dedicated to another Shakespeare-inspired Canadian celebrity's work, Alice Munro's short story "Tricks" (2004). The story not only works through Shakespearean intertexts but also features – like *The Slings & Arrows* – a fictional Stratford Festival. Grande's close reading of "Tricks" is to a large extent based on Northrop Frye's concept of green-world comedy, an approach which obviously renders a number of interesting observations; at the same time, it may have been the reason why Grande has entirely excluded the resonances of two comedies which, like "Tricks", are based on the motif of twins and of mistaken identities, *The Comedy of Errors* and *Twelfth Night*.

Tom Scholte's essay, in which he pays homage to his former teacher Neil Freeman at the University of British Columbia, delineates Freeman's lasting impact on Shakespearean acting pedagogy in Canada. Starting with a brief discussion of Freeman's 'notorious' commitment to the authority of the First Folio of 1623, Scholte's main interest lies in Freeman's pedagogical legacy, i.e. in his "concern with the ways in which Shakespeare's language manifests the shape of human thought" (203). Scholte explicates Freeman's approach through a number of illustrative examples, drawing from his own experiences with Freeman's method of acting pedagogy. Educational concerns are also in the centre of the following essay, in which Dana M. Colarusso discusses Shakespeare's exceptional status in Canadian school curricula. Even though Shakespeare is compulsory only in the Alberta and Saskatchewan English Language Arts programs, "it is evident", as Colarusso contends, "that Shakespeare continues to have a heightened importance in Language Arts instruction in Canada" (221). This view is also largely confirmed in teacher-interviews which Colarusso conducted in

2009. At the same time, as the author notes, the increasingly audible call for more accessible and contemporary texts may soon lead to "a migration of Shakespeare content from the curriculum core to the margin" (233). Colarusso's welcome suggestion to bring Shakespeare's plays "into dialogue with local and contemporary issues, values, and modes of expression" (234), could probably be brought about effectively by teaching Shakespeare in tandem with the wide spectrum of excellent contemporary Canadian rewritings/intertextual engagements with Shakespeare.

The volume is rounded off by Daniel Fischlin's witty and thought-provoking reflections on the 'truth about stories'. Fischlin uses Thomas King's *Massey Lectures* (2003) as a major foil for his critical engagement with the 'stories' about Shakespeare and Canada, showing "how impossible it is to reduce complex realities of origin to anything but the diversity of contexts that feed into any given historical moment" (246). The essay can, in fact, be understood as a guideline for the reception of the whole volume, highlighting as it does the 'truth' in the 'stories' collected in this volume, while indicating that each story contains, points at, or engenders ever new stories, thus questioning claims of one singular monolithic and static 'true' story.

Shakespeare and Canada, which assembles fourteen essays (including the editors' introductory chapter), indeed offers a rich panoply of Canada's cultural entanglement with the legacy of the Bard, providing glimpses at the Stratford Festival from various perspectives, looking at performance practices, Shakespeare-adaptations, and Indigenous and Francophone engagements with Shakespeare, and exploring pedagogical issues in both university as well as school education. In sum, this carefully edited book constitutes a valuable and unique contribution not only to the field of Shakespeare Studies but also to the study of Canadian culture and history. The editors and contributors are to be congratulated on a volume which will prove an indispensable

reference work, and a source of inspiration for readers inside and outside of academia interested in Shakespeare, in Canada, and in the inextricable and meaning-making inter-relationship of past and present.

Maria Löschnigg

Tony Tremblay (ed.), *New Brunswick at the Crossroads: Literary Ferment and Social Change in the East*, Waterloo: Wilfrid Laurier University Press, 2017 (238 pp.; ISBN 978-1-77112-207-8; CAD 39.99)

New Brunswick at the Crossroads is a long overdue book. As the editor Tony Tremblay notes in his introduction, it is the first time that the French-Acadian and the English-Canadian literary histories of New Brunswick are brought together in an academic project. *New Brunswick at the Crossroads* features seven articles, including an introduction and an afterword, which analyze the English and French literary histories of New Brunswick. While this book is written in English, another book is already on its way in which the same essays will appear in French. The collection opens with Gwendolyn Davies' essay "Loyalist Literature in New Brunswick, 1783-1843", in which Davies makes a point about the influence Loyalist evacuees from New York and the New England States had on the early literary developments of New Brunswick. Here lies one reason, for Davies, why there was such a strong "populist tradition" (20) in the English-speaking parts of late eighteenth-century New Brunswick, where literature was highly political and usually worked as a form of resistance against US American Revolutionary tendencies. The chapter contrasts nicely with the following one by Chantal Richard, which shows how "Emergent Acadian Nationalism, 1864-1955" was everything but influenced by US American politics and instead drew much of its energy from Acadian struggles against English-Canadian dominance. In the mid-eighteenth century, Acadians had been

forcefully transported to the Southern parts of the US, mostly to Louisiana, in the so-called Great Expulsion that was part of the French and Indian War. As Richard notes, one result of this expulsion was that those who later returned to Atlantic Canada found "no social structures in place 100 years later" (45) on which they could draw to build a literary tradition of similar energy as English-speaking authors at the same time. This difference between Acadian and English-Canadian literature in the mid-nineteenth and early twentieth century becomes apparent in the chapter by Thomas Hodd on "The Fredericton Confederation Awakening, 1843-1900." The overlapping time frames of the chapters by Richard and Hodd show the true strength of the collection. Whereas Richard shows how Acadians needed to work hard for an emergent literary tradition in the mid-nineteenth century, the article by Hodd illustrates how English-speaking authors in New Brunswick could already draw on well-established structures and networks, which allowed them to focus on themes such as Canadian Confederation, democratization, education or local landscape at around the same time.

The two final essays by Tony Tremblay and Marie-Linda Lord are equally illuminating in their focus on Modernism in English-speaking New Brunswick (Tremblay) and French-speaking New Brunswick (Lord). Tremblay's "Mid-Century Emergent Modernism, 1935-1955" captures the sense of locality and regionality that comes with modernist writing in the Maritimes, especially in Bliss Carman but also in works by Ted Campbell and A.G. Bailey. Although these authors had their individual struggles with economic, private, and artistic confines, they were sometimes well connected with the larger networks of Anglo-American modernism, as W.B. Yeats' favourable remarks about Carman, quoted in the beginning of Tremblay's essay (101), illustrates. Acadian authors in the mid-twentieth century, in contrast, did not have such links to a larger transatlantic movement, as Lord's "Modernity and the Challenge of Urbanity

in Acadian Literature, 1958–1999" shows. Although there was a regional emergence and growth of French-Canadian literature in the twentieth century, and although many publications by Acadian authors have gained national and international acclaim, there are no strong connections, as yet, to either France or French-Canadian literary networks that would foster publication strategies for French Acadian authors. That said, Lord's assertion that the second half of the twentieth-century "was a period of unprecedented vitality in Acadian New Brunswick" is surely right, and one can only look forward to this literary sphere in the future.

For all its benefits, *New Brunswick at the Crossroads* has one major drawback, and that is the exclusion of First Nations literature and culture from its research project. Despite Christl Verduyn's foreword, in which she invokes a postcolonial framework for a reading of New Brunswick literature, there is no single essay on indigenous writing in the collection. David Creelman's Afterword partly problematizes this absence of First Nations authors from the collection and mentions Mi'kmaq novelist Lorne Simon as one important contributor to the region's literary history, together with the hope that more indigenous authors will publish their works in the future. This absence does not affect the quality of the individual articles. It does, however, lead to a sense of exclusion that makes any invocation of postcolonial frameworks unfortunate, to put it mildly. Another book might be necessary to alleviate the situation.

Kirsten Sandrock

Libe García Zarranz, *TransCanadian Feminist Fictions: New Cross-Border Ethics*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (178 pp.; ISBN 978-0-7735-4955-5; CAD 68)

García Zarranz's study joins the ranks of recent work informed by new material

feminisms and affect theory. Unlike other research, it covers twenty-first century literature by Canadian feminist writers and spans a variety of genres, ranging from long poems, short stories, and memoirs to young-adult fiction. The author argues that post 9/11 works by Dionne Brand, Hiromi Goto, Emma Donoghue and Larissa Lai "dismantle and rearticulate a variety of literal and symbolic boundaries that cut across corporeal, biopolitical, and affective structures" (7) and thus contribute to the formulation of "a new cross-border ethic" (4, 7). A welcome departure from more conventional approaches is the division into three parts based on common themes, "Crossing the Borders of Corporeality", "Biopolitical Border-Crossings" and "Cross-Border Affects", followed by a Coda, "Posthuman Borderlands", which highlights the parallels or rather intersections between the literary texts.

The introduction is primarily dedicated to the key terms and theories that shaped the study, the methodology, and a brief introduction of the authors and works comprising her corpus. In the first part, "Crossing the Borders of Corporeality", García Zarranz focuses on Dionne Brand's long poem *Ossuaries*, Hiromi Goto's young-adult novel *Half World* and Emma Donoghue's novel *Room* and how these works "question and rearticulate the boundaries of materiality, embodiment, and corporeality through the portrayal of the porous contact zones between human, natural, and nonhuman bodies" (15). In the third chapter in particular she proposes the concept of "corporeal citizenship" as an alternative to the "nation's claustrophobic boundaries" (48). Part two examines Hiromi Goto's children's novel *The Water of Possibility*, selected short stories from Emma Donoghue's *The Woman Who Gave Birth to Rabbits* and Dionne Brand's poem *Inventory* in terms of biopolitics and biopower. Drawing on Foucault's work on biopower, García Zarranz explores how texts by Donoghue, Goto and Brand transgress and challenge "a variety of biopolitical borders" (16). The third part engages with

Dionne Brand's memoir *A Map to the Door of No Return*, short stories from Emma Donoghue's *Astray* and Hiromi Goto's novel *Darkest Light* in terms of affect. The author shows that these texts provide "alternative ways to interrogate and rearticulate the poetics of affect" (17). The Coda extends some of the readings of the third part by combining a reading of Larissa Lai's poetry collection *Automaton Biographies* with a reading of the movie *Blade Runner* (1982) that illustrates "how affects are unevenly distributed among bodies and spaces with a number of important ethical consequences" (17).

The main weakness of the study is the failure to engage with theoretical concepts adequately. Even though the most important analytical terms are presented in the introduction, not all of them are defined sufficiently. "Affect", for instance, one of the key terms used throughout the study, is briefly introduced on page ten with reference to Sara Ahmed's work and affect studies (14). In spite of applying the term throughout her analyses in part one and two, García Zarzanz only provides a precise working definition in chapter seven (105-6), much too late for either the reader who is new to the field of affect studies or the reader who requires a clearly delineated definition of affect out of the many definitions that exist. Similarly, the concept of the border (and boundary) is understood in terms of "a contested site where the corporeal, biopolitical, and affective realms of everyday life assemble" (4) and the author contends that "crossing a geo-political border not only involves a spatial and temporal shift but also, and often most importantly, generates a bodily response with social, political, and ethical repercussion" (4). Admittedly, García Zarzanz's aim is not to "define, describe, or prescribe what borders are or are not" (xii), yet the absence of a reference to the field of Border Studies seems somewhat negligent for a study concerned with borders. Furthermore, the absence of a separate theory section that presents theoretical texts or concepts (ei-

ther in the introduction or a separate chapter) results in analyses of literary texts that are interspersed with quotes from and references to a variety of studies (see, f. i., 46-47). While it is understood that the author has deliberately chosen to overcome academic conventions by underlining the "porosity of borders" (11, 156) and the "malleability of boundaries" (14) in regard to literary analysis and theoretical writings, this approach has repercussions for the clarity of her argument and the exhaustiveness of the analyses. Leaving these drawbacks aside, the analyses of the narratives are convincing and instructive. Thus, they present an excellent starting point for readers interested in new material feminist, affect theoretical and queer and anti-racist readings of these texts. All in all, *TransCanadian Feminist Fictions* constitutes a commendable and informative text that is most persuasive in its timely relevance.

Lena Schneider

Marlene Goldman, *Forgotten: Narratives of Age-Related Dementia and Alzheimer's Disease in Canada*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (437 pp.; ISBN 978-0-7735-5093-3; CAD 120)

In her monograph *Forgotten: Narratives of Age-Related Dementia and Alzheimer's Disease in Canada*, Marlene Goldman traces the social constructions of Alzheimer's in medial and fictional discourse throughout history. She argues that there has been a shift in narratives of age-related dementia and Alzheimer's disease from the genre of elegy, offering comfort to its readers as well as seeking (often religious) meaning, to the genre of gothic, painting a picture of the disease as an evil crime that needs to be solved (9). As Goldman points out, the gothic genre is adopted and reproduced throughout media, literature, and biomedicine and thus produces social stigma that haunts people affected by Alzheimer's disease. In order to uncover the way this

gothic mode came into being, she discusses accounts from each of the areas mentioned above from the discovery of Alzheimer's disease in the late eighteen hundreds until today. By doing so, she explains how language and narratives from different spheres changed over time and influenced society's perception of age-related dementia and Alzheimer's disease. Goldman makes a compelling argument for the necessity of understanding the history of the phenomenon, as well as ongoing discourses in order to trace the mechanisms behind the stigmatization of Alzheimer and Dementia, an approach that might lead to the perception of it as "mere illnesses – serious ones" (9), yet not a derogatory social stigma.

In order to follow her agenda, Goldman subdivided her book into nine chapters, each following a compelling, cohesive line of argument while also being intertwined with the overarching narrative of the entire monograph. She begins her discussion of Alzheimer's disease with a historical overview and elaborates on the evolution of the disease concept from a mere side effect of aging towards a distinctive illness. By discussing the accounts of physicians Alois Alzheimer and Emil Kraepelin, as well as the story of the first Alzheimer's patient, Auguste D, Goldman shows the ambiguity Alzheimer's disease was overshadowed with from its very beginnings.

Goldman then shifts the focus to historical Canadian accounts of Alzheimer's disease. She outlines the institutional landscape of asylums in late 19th century Canada, arguing that the barriers established for patients with Alzheimer's disease to receive care outside the family home highly contributed to a shift in the discourses surrounding the illness from a faith-based approach (elegy) towards a more medical, gothic inducing approach. In order to have a relative admitted to professional care, for instance, they had to be declared insane or have committed a crime. While primarily discussing the impact asylums had on the stigma of Alzheimer's disease, the monograph, at the same time, offers a discussion

about the early stages of elder care in Canada and thus hints at questions of requirements of care throughout time. Goldman then turns to media and literary accounts of Alzheimer's disease over the span of 100 years (1860-1960). She uncovers a diverse set of media images concerning Alzheimer's during the late 19th century and thus shows that the gothic genre as the main mode to discuss the illness was established during the 20th century. Further, by reading literary works of Alice Munro, Mordecai Richler, and Margaret Lawrence, she argues that the issues springing from dealing with Alzheimer's disease are primarily induced by the social stigmas that were increasingly established.

After establishing these detailed historical backgrounds, Goldman compares the rise of medical accounts of dementia and thus the manifestation of a gothic discourse surrounding the disease with Alice Munro's short story "Powers". Goldman states that from the 1960s onward biomedical discourse and the deinstitutionalization of dementia gained the upper hand and Alzheimer's disease thus became a medical mystery, a puzzle that needs to be solved, and thus a gothic metaphor. By discussing Munro's story, she then traces how literary accounts work with these social changes and shift away from a solely elegiac discourse.

In order to underline the importance of perspective, Goldman then provides accounts of the Ignatieff brothers who both wrote about their experiences of caring for their demented mother. To Goldman, Andrew Ignatieff, who founded the Alzheimer Society of Canada, represents a shift from a mindset that is primarily concerned with finding a cure towards one that focuses on care. Whereas Andrew adopts a more elegiac perspective on Alzheimer's, his brother Michael uses his novel *Scar Tissue* to paint a gothic picture of identity loss, suffering, and the illness as evil. In the final stages of the monograph, Goldman turns to fictional narratives about Alzheimer's that go beyond the gothic genre and present a more

nuanced discourse about aging, decline, history, identity, and forgetting.

The most prominent of the many strengths of this monograph is the in depth account of the history of Alzheimer's disease from medical and cultural angles. Further, Goldman manages not only to point out how narratives of dementia became gothic narratives throughout the history of the disease; she also incorporates literature that breaks with this modern day Alzheimer's discourse of crime and punish-

ment. One of the most crucial messages of the book is thus that, although the gothic mode is prevalent in modern accounts of Alzheimer's disease, there are ways to change the discourse towards a more nuanced perception. Hence, Goldman ends on a hopeful note, showing that social constructs can change and that storytelling plays an important role in establishing diverse, nuanced accounts in order to break with the stigma attached to the disease.

Julia Velten

Verzeichnis der Autor(inn)en und Rezensent(inn)en

Die Autor(inn)en

- Bories-Sawala, Helga*, Prof. Dr., i.R., Fachbereich 10 Sprach- und Literaturwissenschaften,
Universität Bremen. sawala@uni-bremen.de
- Cambron, Micheline*, Prof. Dr., Faculté des arts et des sciences – Département des littératures
de langue française, Université de Montréal. micheline.cambron@umontreal.ca
- Dubois, Sophie*, PhD, Département de français, Collège Lionel-Groulx, Sainte-Thérèse, Québec,
Canada. sophie.dubois@clg.qc.ca
- Iacovetta, Franca*, Professor of History, University of Toronto, Canada. f.iacovetta@utoronto.ca
- Kozlova, Ekaterina*, 74206 Bad Wimpfen. aliencoh@gmail.com
- Mazzoli, Maria*, Adjunct Professor, Fachbereich 10: Sprach- und Literaturwissenschaften,
Universität Bremen. mazzoli@uni-bremen.de
- Schneider, Steffen*, Dr., 80335 München. steffen.schneider@posteo.de

Die Rezensent(inn)en

- Blanke, Horst Walter*, PD Dr., i.R., Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Universitätsallianz
Ruhr. horst-walter.blanke@kwi-nrw.de
- Bories-Sawala, Helga*, Prof. Dr., i.R., Fachbereich 10 Sprach- und Literaturwissenschaften,
Universität Bremen. sawala@uni-bremen.de
- Friedrichs, Michael*, Dr., Wißner-Verlag. friedrichs@wissner.com
- Ganser, Alexandra*, Univ.-Prof. Dr., Institut für Anglistik und Amerikanistik, Universität Wien.
alexandra.ganser@univie.ac.at
- Glaser, Brigitte*, Prof. Dr., Seminar für Englische Philologie, Georg-August-Universität Göttingen.
brigitte.glaser@phil.uni-goettingen.de
- Klaus, Peter*, Dr., i.R., Institut für Romanische Philologie, Frei Universität Berlin.
klauspet@zedat.fu-berlin.de
- Laberge, Yves*, Ph.D., Department of Visual Arts, University of Ottawa. ylaberge@uottawa.ca
- Löschnigg, Maria*, ao. Univ.-Prof., Dr., Institut für Anglistik, Universität Graz.
Maria.loeschnigg@uni-graz.at
- Lüsebrink, Hans-Jürgen*, Prof. Dr., Romanische Kulturwissenschaft und Interkulturelle
Kommunikation, Universität des Saarlandes. luesebrink@mx.uni-saarland.de
- Reuther, Nina*, Dr., Verein „indi gen ev“, Konstanz. kontakt@ninareuther.eu
- Sandrock, Kirsten*, PD Dr., Seminar für Englische Philologie, Georg-August-Universität
Göttingen. ksandrock@phil.uni-goettingen.de
- Schneider, Lena*, MSc, North American Literary and Cultural Studies, Universität des Saarlandes.
lena.schneider@uni-saarland.de
- Velten, Julia*, MA, Obama Institute for Transnational American Studies, Johannes Gutenberg-
Universität Mainz. juvelten@uni-mainz.de

Hinweise für Autorinnen und Autoren

Die *Zeitschrift für Kanada-Studien* veröffentlicht Aufsätze, Essays und Rezensionen in den Sprachen deutsch, englisch und französisch. Wir ermutigen ausdrücklich zur Einreichung von Beiträgen für die Zeitschrift. Hinweise mit formalen Vorgaben für die Gestaltung der Texte in jeder der drei Sprachen werden von den Herausgebern auf Anfrage gerne zugesandt. Sie sind aber auch von der website der Gesellschaft für Kanada-Studien abrufbar (www.kanada-studien.de).

Bitte schicken Sie Ihre Beiträge direkt an die Herausgeber unter zks@kanada-studien.de. Da alle eingereichten Beiträge mit Ausnahme der Rezensionen einem anonymisierten Begutachtungsverfahren unterworfen werden, sollten die eingereichten Beiträge keine Hinweise auf die Identität der Verfasserin oder des Verfassers enthalten; entsprechende Angaben mit Ihrem Namen, ggf. institutioneller Anbindung und Kontaktadresse machen Sie bitte auf einem separaten Deckblatt. Selbstverständlich ist jede Autorin und jeder Autor für den Inhalt des jeweiligen Beitrags verantwortlich.

Die Vergabe von Rezensionen erfolgt durch die dafür zuständige Herausgeberin, Dr. Doris Eibl (Doris.G.Eibl@uibk.ac.at). Rezensionsvorschläge richten Sie bitte an sie.

Information for Contributors

The *Zeitschrift für Kanada-Studien* publishes articles, essays, and reviews in German, English, and French. The editorial team greatly encourages authors to submit their contributions to the ZKS. The editors will mail the style sheet with information on how to layout the texts in each of the three languages to the authors if need be. The style sheet is, however, also available online, on the website of the *Gesellschaft für Kanada-Studien* (www.kanada-studien.de).

Please send your contributions via email to the editors at zks@kanada-studien.de. Since all contributions, except reviews, are subjected to a system of anonymous peer review please provide your name, affiliation, and contact details on a separate sheet. Of course, each author is responsible for the content of her/his contribution.

Copies of books to be reviewed are distributed by Dr. Doris Eibl responsible for this part of the journal. Please submit any suggestions for reviews to her (Doris.G.Eibl@uibk.ac.at).

Précisions pour les auteurs et auteures

La revue *Zeitschrift für Kanada-Studien* publie des articles, des essais et des comptes-rendus en allemand, anglais et français. Les éditeurs encouragent vivement les chercheuses et chercheurs à nous soumettre leurs contributions. Des recommandations contenant les critères formels à observer dans chacune des trois langues sont envoyées par les directeurs de publication sur simple demande. Elles sont également disponibles sur le site Internet de la Société Allemande d'Études canadiennes (*Gesellschaft für Kanada-Studien*, www.kanada-studien.de).

Vous êtes priés de bien vouloir envoyer vos contributions directement aux éditeurs: zks@kanada-studien.de. Toutes les contributions étant soumises à une évaluation anonyme, à l'exception des comptes rendus, les textes ne doivent contenir aucune référence à l'identité de l'auteure ou de l'auteur. Veuillez indiquer sur une page à part votre nom, votre affiliation universitaire et votre adresse. Il va de soi que chaque auteur-e est responsable du contenu de sa contribution.

Les comptes rendus de lecture sont attribués par Dr. Doris Eibl, responsable de ce domaine de publication. Merci de vous adresser à elle pour vos propositions de compte rendu (Doris.G.Eibl@uibk.ac.at).

